

Thursday, December 26. 2013

Wiltrud Brächter: Geschichten von Kindern als Ausgangspunkt eigenen Schreibens

Und hier, wie angekündigt, der letzte Teil des diesjährigen Adventskalenders, beigesteuert von Wiltrud Brächter aus Köln: Gelesen habe ich immer schon gern und viel, auch geschrieben habe ich zu verschiedenen Anlässen gerne. Dass ich begonnen habe, über Psychotherapie zu schreiben, lag an dem besonderen Feld, in dem ich hier tätig bin: der Kindertherapie. Seit Beginn meiner Arbeit als Spieltherapeutin war ich fasziniert davon, wie Kinder ihre Erfahrungen im Spiel und in eigenen Gestaltungen ausdrücken. Meine Aufgabe als systemische Therapeutin sah ich darin, sie dabei zu unterstützen, Szenen weiterzuentwickeln und sich Lösungen zu erspielen. Sandbilder, vom Problemerleben des Kindes bestimmt, gerieten in Bewegung, wenn Kinder sie „weiter spielten“; stereotypes Rollenhandeln konnte sich auflösen, wenn es in den Kontext einer Handlung eingebettet wurde und ich dem Kind als Gegenüber zur Verfügung stand. Spieltherapie wurde in dieser Ausrichtung zu einer Arbeit an Geschichten, zu narrativer Therapie. Ich war beeindruckt von der literarischen Qualität, die in vielen der von mir mitverfolgten Geschichten zum Ausdruck kam, teils bereits in Formulierungen während des Spielgeschehens, oft noch pointierter, wenn Kinder mir ihre Geschichte am Schluss der Stunde zum Mitschreiben diktieren. Begonnen hat mein Schreiben über Therapie in solchen Momenten in der Rolle der Sekretärin. Oft gab es in der Endfassung von Geschichten noch einmal neue Wendungen und Lösungsideen; durch den gebräuchlichen Einstieg „Es war einmal...“ wurden schwierige Lebensereignisse zudem vom Kind selbst der Vergangenheit zugeordnet. Gemessen am Metaphernreichtum und an der Fantasie, die viele Geschichten der Kinder durchzogen, erschienen mir therapeutische Geschichten für Kinder von Erwachsenen meist eher flach und eindimensional, zu offensichtlich darauf ausgerichtet, eine Botschaft zu transportieren. Erzählungen der Kinder ließen sich nicht so leicht entschlüsseln wie therapeutische Geschichten eines Protagonisten, der in die Welt hinaus zieht, Schwierigkeiten überwindet und gestärkt aus seinen Abenteuern hervorgeht. Selbst entwickelte Geschichten der Kinder waren häufig vielschichtiger, gaben verschiedenen Aspekten ihrer Person Raum, enthielten zahllose Schleifen und Umwege und besaßen eine Symbolik, die sich einem direkten Transfer in die äußere Realität widersetzte. Zum Schreiben kam ich zunächst, indem ich Geschichten der Kinder für sie notierte, um sie ihnen zum Abschluss der Therapie zur Verfügung stellen zu können. Das Aufschreiben machte es möglich, flüchtige Momente im Spiel einzufangen, Erfahrungen von Ausnahmen und neuen Möglichkeiten Raum zu geben und wichtige Handlungsschritte noch einmal hervorzuheben. Konzentrierte sich meine Arbeit zunächst auf den Raum der Einzeltherapie, begann ich später, diese Geschichten zu veröffentlichen: zunächst gegenüber den Eltern, die durch sie oft einen vertieften Zugang zum emotionalen Erleben ihres Kindes gewinnen konnten, anschließend auch in der Fachöffentlichkeit, da mir der therapeutische Gewinn der narrativ orientierten Arbeit zu hoch erschien, um ihn KollegInnen nicht zugänglich zu machen. Bis heute finde ich es hoch spannend, einen Bogen zwischen den Geschichten der Kinder und therapeutischen Hintergrundkonzepten zu schlagen. Ging es mir zunächst darum, Methoden der systemischen Therapie mit der jeweiligen Spielhandlung zu verknüpfen, interessieren mich zurzeit vor allem ein Ego-State-orientierter Blick auf das Spielgeschehen und die Möglichkeit, Kinder und Eltern zur Entwicklung gemeinsamer Geschichten anzuregen. Je nach dem, welchen theoretischen Fokus ich verfolge, sehe ich unterschiedliche und immer wieder neue Aspekte in den Spielhandlungen der Kinder und greife sie auf unterschiedliche Art und Weise auf – ein Prozess, der vermutlich noch einige mir unbekannte Wendungen bereit halten wird. Wer auf Geschichten und Gedichte von Kindern in therapeutischen Kontexten neugierig geworden ist, findet sie u. a. hier: I. Hesse u. H. Wellershoff (1997): „Es ist ein Vogel – er kann fliegen im Text“: Kinder schreiben sich ihre Geschichten von der Seele. Tübingen (Attempo).

Posted by Tom Levold in Adventskalender, Beiträge at 00:00

Wednesday, December 25. 2013

Peter Müssen: Wirklichkeit gleich Beziehung - Die Geschichte vom Holzpferd

Liebe Leserinnen und Leser des systemmagazin, eine Weile hatte ich Sorge, ob ich den diesjährigen Adventskalender füllen kann, aber dann haben mir doch so viele Kolleginnen und Kollegen mit ihren Beiträgen geholfen, dass der Kalender mal wieder überfließt. Die beiden verbleibenden Beiträge können Sie also heute und morgen hier lesen. Den Anfang macht Peter Müssen aus Köln, hier sein Beitrag: Als ich die Einladung von Tom für ein Adventskalendertürchen bekam, dachte ich sofort an seinen Artikel aus dem Jahr 2000 in 'System Familie' über "149 Bücher aus dem letzten Jahrhundert, die systemische Therapeuten und Therapeutinnen auch zukünftig nicht vergessen – beziehungsweise noch lesen – sollten." In dem zauberhaften Film von Nora Ephron "Julie & Julia" kocht Julie die Liste aller 524 Rezepte des großen Kochbuchs von Julia Child "Mastering the Art of French Cooking" für Amerikanerinnen nach. Ganz ähnlich habe ich mich vor über 10 Jahren an Toms Liste für Systemiker_innen heran gemacht. An beiden Listen habe ich mich in den letzten Jahren gerne abgearbeitet, ohne sie jedoch zu bewältigen. Wenn ich jetzt aber sagen soll, welche Texte mir wichtig sind und welche Texte ich in meiner Arbeit gerne nutze (nach den Rezepten hat Tom mich ja nicht gefragt), dann sind es nicht die großen und wichtigen Bücher in meinem Bücherschrank (die sicherlich im Hintergrund wirken), sondern eher kleine Geschichten, Gedichte, Märchen und Erzählungen. Eine dieser Geschichten möchte ich hier im Adventskalender gerne erzählen; und auch meine Geschichte mit dieser kleinen Geschichte. Ich besuchte Ende der 70er Jahre einen Studienkollegen, der sich wegen einer persönlichen Krise im Vianney-Hospital in Überlingen am Bodensee aufhielt. Mein erster Kontakt mit einer Psychiatrie. Seit vielen Jahren lebte dort schon Heinrich Spaemann als geistlicher Rektor. Er ist der Vater des Philosophen Robert Spaemann. Aufgewachsen in einem evangelischen Elternhaus studierte er Kunstgeschichte und trat aus der Kirche aus. Zusammen mit Ernst Bloch war er Redaktionsmitglied der Sozialistischen Monatshefte. Nach seiner Heirat mit der Tänzerin Ruth Krämer wurde 1927 Robert geboren und beide traten in die katholische Kirche ein. Nach dem frühen Tod seiner Frau 1936 studierte Heinrich Spaemann Theologie und wurde 1942 von Clemens August Graf von Galen in meiner Heimatdiözese Münster zum Priester geweiht. Jeden Abend hielt er einen Gottesdienst in der Kapelle der Klinik und dabei hielt er sich vor allem nicht an die Grundregel für katholische Prediger: Du kannst über alles reden, aber nicht über 10 Minuten. Heinrich Spaemann saß dabei aus Altersgründen auf einem Stuhl und sprach - mindestens 30 Minuten lang. Gleich am ersten Abend erzählte er die Geschichte vom Holzpferd im Kinderzimmer: "Das Holzpferd - so heißt es - lebte länger im Kinderzimmer als irgend jemand sonst. Es war so alt, dass sein brauner Stoffüberzug ganz abgeschabt war. Es war in Ehren alt und weise geworden ... 'Was ist wirklich?' fragte eines Tages der Stoffhase, als sie Seite an Seite in der Nähe des Laufstälchens lagen. 'Bedeutet es, Dinge in sich zu haben, die summen und mit einem Griff ausgestattet zu sein?' 'Wirklich', antwortete das Holzpferd, 'ist nicht, wie man gemacht ist. Es ist etwas, was an einem geschieht. Wenn ein Kind dich liebt für eine lange, lange Zeit, nicht nur um mit dir zu spielen, sondern dich wirklich liebt, dann wirst du wirklich.' 'Tut es weh?' fragte der Hase. 'Manchmal', antwortete das Holzpferd, denn es sagte immer die Wahrheit. 'Wenn du wirklich bist, dann hast du nichts dagegen, dass es wehtut.' 'Geschieht es auf einmal, so wie wenn man aufgezogen wird?' 'Es geschieht nicht auf einmal, du wirst langsam. Es dauert lange. Das ist der Grund, warum es nicht oft an denen geschieht, die leicht brechen oder die scharfe Kanten haben oder die schön gehalten werden müssen. Im allgemeinen sind zur Zeit, da du wirklich sein wirst, die Augen ausgefallen; du bist wackelig in den Gelenken und sehr hässlich. Aber diese Dinge sind überhaupt nicht wichtig; denn wenn du wirklich bist, kannst du überhaupt nicht hässlich sein, ausgenommen in den Augen von Leuten, die überhaupt keine Ahnung haben.' 'Ich glaube, du bist wirklich', meinte der Stoffhase. Und dann wünschte er, er hätte das nicht gesagt - das Holzpferd könnte empfindlich sein. Aber das Holzpferd lächelte nur ... 'Dass uns nicht so sehr ausmacht, welche Eigenschaften, Fähigkeiten oder Qualitäten wir vorzuweisen haben, sondern viel mehr, in welchen Beziehungen wir leben und welcher Art diese Beziehungen sind, das war für mich damals eine wichtige Erkenntnis. Erst später habe ich mich dann mit "relationaler Ontologie", "sozialen Systemen", Konstruktivismus u.ä. beschäftigt und gesehen, wie viele der 149 Bücher aus Toms Liste sich für mich wie in einer Mind-Map mit dieser kleinen Geschichte vom Holzpferd verbinden. Ich habe damals in Überlingen übrigens nicht den Mut gehabt, dem alten Heinrich Spaemann zu sagen, wie stark ich seine Wirklichkeit gespürt habe. Er hätte ja empfindlich sein können ...

Posted by Tom Levold in Adventskalender, Beiträge at 00:00

Tuesday, December 24. 2013

Andreas Wahlster: Lesen und Denken und was wird mehr?

Ende der Siebziger (vergangenes Jahrhundert!) wurde die beschauliche Welt (m)einer kleinen Fachhochschule für Sozialarbeit und Religionspädagogik in der Südwest-BRD von einer sechsköpfigen Gruppe von Studentinnen und Studenten ordentlich aufgerüttelt, vielmehr als durch die schon zum Alltag gehörenden unzähligen Demos, Sit ins, Vollversammlungen und sonstigen politischen Aktionen damals. Die KommilitonInnen hatten eine Gruppenarbeit geschrieben, die sich mit der pragmatischen Kommunikationstheorie von Paul Watzlawick auseinandersetzte und zudem anhand dessen fünf Axiome die Kommunikation in der Hochschule (natürlich kritisch) beleuchteten. Das war mal was, eine echte Abwechslung in Einerlei der Vorlesungen und wenn es zudem noch kräftig was zu kritisieren gab am Lehrbetrieb, hatte das schon mein Interesse geweckt. Dass ich nicht mal wusste, wer Watzlawick ist (bei der damals aktuellen Bundesligatabelle hätte ich deutlich mehr punkten können) habe ich tunlichst wie so viele andere verschwiegen und heimlich bewunderte ich die KommilitonInnen, dass sie sich mit so schwierigen Theorien befassten. Und doch sollten noch einige Jahre ins Land gehen, bis mich die nächste systemische Infektion befiel. Eines Tages in den Achtzigern (immer noch vergangenes Jahrhundert) fand ich mich in einem prall gefüllten Hörsaal (nein, diesmal keine studentische Vollversammlung) der medizinischen Psychologie an der Uni Heidelberg wieder. Die damals auch noch ziemlich jungen Wilden namens Fritz Simon und Gunther Schmidt boten eine Vorlesung mit dem Thema: Einführung in die systemische Familientherapie oder so ähnlich an. Ich arbeitete damals als Sozialpädagoge in einer psychiatrischen Klinik und war zunehmend neugierig auf die Arbeit mit Familien. Ausgestattet mit viel Engagement und stabilem Unwissen, wie Familientherapie „ so überhaupt funktioniert“ , besuchte ich die Vorlesung. Und was musste ich sehen: Loriotfilme! Was, bitte schön, hatte das mit Familientherapie zu tun? Ich war ziemlich sauer, fühlte mich kräftig verarscht und verließ vorzeitig den Hörsaal. Aber die Auswirkungen waren nicht mehr zu vermeiden, es war um mich geschehen. Kollegen, die schon systemisch sattelfester waren, erzählten was von Neutralität, was mich gleich wieder in den Widerstand trieb: „Ich bin nicht neutral“. Als politisch denkender Mensch mit reichlich Demonstrationskompetenz und Kreativität beim Fertigen von Sandwiches, Plakaten und Flugblättern war ich um das Formulieren von eindeutigen Statements selten verlegen und nun das. Meine Entscheidung, die Familientherapie-Weiterbildung (dass diese auch systemisch ausgerichtet war, realisierte ich im 1. Seminar) zu machen, geriet wieder ins Schwanken. Ach und die viele Fachliteratur (da standen tatsächlich mehr als fünf Bücher auf einer ersten Literaturliste) - fast vergessen. Doch meine Neugier machte mir einen Strich durch die Rechnung, die Bücher ließen sich immer weniger leicht auf die Seite schieben, zumal ich weitere Bücher erwarb. So begann ich mehr zu lesen, mehr zu verstehen und parallel mit Familien zu arbeiten, Fehler zu machen und fast unmerklich zu lernen. Gleichwohl waren die Lücken noch erheblich und wohlmeinende Freunde haben sich getraut, mir das zu sagen. Denn mittlerweile war ich zum Lehrtherapeuten geworden und jetzt hatte ich den Salat. Also: Lesen und Denken und was wird mehr? Die Neugier und die Lust auf Bücher, Gespräche mit Kollegen und Freunden quer durch die Berufe - um mit Peter Fuchs zu sprechen, es wird transdisziplinär. Und das Schreiben? Ich habe damit begonnen, mit Spaß und Passion, neue Ideen entstehen und ein wohliges Gefühl, etwas verstanden zu haben, obwohl die Lücken nicht weniger, sondern mehr werden. Das Suchen geht weiter...

Posted by Tom Levold in Adventskalender, Beiträge at 00:01

Sunday, December 22. 2013

Ulrich Schlingensiepen: Nah-Distanzen

Im Jahr 2000 zeigt die Staatsgalerie Stuttgart die Ausstellung des Stuttgarter Künstlers Platino: „Nahdistanzen“. Es erscheint ein Katalog und ich sehe die Dinge viele Jahre später gedruckt vor mir, die ich in den 80er Jahren an den verschiedenen Orten in der Stadt, in Museen und Wohnungen, selbst erlebt habe. Platino nennt seine Kunst „Red Space 1“, „Space 2“ und „Space 3“. Es sind Malerei und Fotografien, seine sogenannten Externs, die alle Elemente eines Raums, Wände, Boden, Decke, Fenster etc. und die sich darin befindlichen Dinge des täglichen Gebrauchs in verschiedene Rottöne einfärben. Er zerlegt Räume in ihre Einzelteile, baut Rohre, Kabelstränge und andere Zuleitungen aus und verbindet das darunter Sichtbare neu, mit Tüchern und Leim und Farbe. So bearbeitet er verschiedene Wohnungen in der Stuttgarter Innenstadt. Innen und Außen werden vollständig aufgelöst, er verwirft, legt frei, baut und deutet um. Die Perspektiven verändern sich, nichts bleibt wie es ist und ist im nächsten Augenblick nicht mehr das, was es war, wird neu. Ich fand das alles sehr beeindruckend und hatte keine Ahnung von dieser Art Perspektivenverschiebung, Irritation und Erweiterung des eigenen Erfahrungspotentials. Viele Jahre später begleite ich viele Open Space Großgruppenkonferenzen, welches ein Zufall. Ende der 80er Jahre lerne ich Heinz Kersting kennen, Supervisor und Professor in Aachen. Ich war gerade mit meiner Supervisionsausbildung fertig und wir trafen uns in Hannover, wo er mit Barbara Hamann einen Workshop durchführte. Heinz hatte immer seinen Bücherkoffer dabei, Aluminium mit oben liegendem Klappmechanismus. Wer ihn kannte, erinnert sich sicher an seine Vertriebsfertigkeit. Völlig unspektakulär, nicht inszeniert, aber der Bedeutung eine andere Bedeutung verleihend und immer schmunzelnd: „hier, lies mal, das wird dir gefallen...“. Zwei Bücher waren es: Zum einen „Irritation als Plan – Konstruktivistische Einredungen“ von Theodor Bardmann, Heinz Kersting, Christoph Vogel und Bernd Woltmann sowie „Kommunikationssystem Supervision – Unterwegs zu einer konstruktivistischen Beratung“ von Heinz Kersting. Die Kunst spricht nicht, aber die beiden Bücher konnten dies. Sie hatten eine Sprache für das, was ich nicht ausdrücken konnte aber präsent war. „Space 1 - Space 3“ wirken weiter. Meine Fotografien von heute sind ähnlich. Sie entstehen im „Raum“ eher ungewollt, sie sind nicht inszeniert sondern sie passieren. Sie ereignen sich in einer Bewegung, im Innehalten, beim Arbeiten oder im Vorbeigehen im Raum. Was sich nicht ausdrücken lässt, zeigt sich. Und so kann es weitergehen.

Posted by Tom Levold in Adventskalender, Beiträge at 00:00

Saturday, December 21. 2013

Lothar Eder: Wer schreibt der geht: warum Lesen und Schreiben manchmal in Tabubereiche führt

Es gibt im Alltag Konstanten, auf die man sich verlassen kann. Zum Beispiel, dass es im Winter kälter wird. Oder dass bei einer Fußball-Europa- oder Weltmeisterschaft Italien gegen uns immer gewinnt. Oder dass man, wenn man in systemischen Foren von „Seele“, „Unbewußtem“ oder dem „Humanum“ spricht (bzw. schreibt) sicher sein kann, im günstigsten Fall auf milde-überlegenes Lächeln zu treffen. Nicht unwahrscheinlich ist auch, dass man gewissermaßen einer unsystemischen Haltung geziehen wird (vielleicht wäre auch das Wort „unsystemische Umtriebe“ angemessen?). Dieses Geschehen scheint mir völlig nachvollziehbar. Jede Gruppierung, Strömung, Gemeinde („Community“) schafft sich Identitäten, sie schafft sich Überzeugungen und damit – ganz i.S. Luhmanns – Ein- und Ausschlüsse. Mitglieder des Systems reagieren dann mit Zustimmung oder Ablehnung auf Operationen von Akteuren: passen sie zur eigenen „Religion“ oder nicht? Damit wäre ich beim Punkt: ich habe Luhmann vor 10, 15 Jahren mit großer Begeisterung gelesen und hatte damals den Eindruck, von der Lektüre enorm bereichert worden zu sein (was sicherlich bis heute stimmt). Mir fällt allerdings ein Satz aus den „Sozialen Systemen“ ein, den ich vor Jahren einmal als Leitmotto über ein Buchkapitel gestellt habe. Der Satz lautet: „Einmal in Kommunikation verstrickt, kommt man nie wieder ins Paradies der einfachen Seelen zurück“. Heute finde ich diesen Satz in mehrfacher Hinsicht falsch. Der Satz tut so, als gäbe es eine Evolution von Erkenntnis, in dem die Auseinandersetzung mit kommunikativen Prozessen weiter vorne steht als diejenige mit der Seele. Der Satz behauptet zudem (implizit), dass Kommunikation ein komplexes Geschehen sei, das Seelische aber „einfach“. Sollte Luhmann dies tatsächlich so gemeint haben, dann irrt er gewaltig. Womöglich (oder gar wahrscheinlich) liegt dies daran, dass er sich mit dem Seelischen gar nicht befasst hat, zumindest nicht in der Tiefe. Dies ist nicht weiter erstaunlich, denn von einem Soziologen erwartet man gewöhnlich keine seelenkundlichen Aussagen. Dennoch aber sind Luhmanns Aussagen zum Seelischen im eigentlichen Wortsinne beachtlich: denn sie sind ja der metatheoretische Rahmen, in dem die Hauptströmung der (deutschsprachigen) Systemischen Therapie das Seelische sieht. Für eine psychologische Betrachtung aber, auch für eine psychotherapeutische, ist eine Theorie und Therapeutik, welche das Seelische in den erforderlichen Hinsichten berücksichtigt, per se unerlässlich. Dass dies mit einer Luhmannschen Perspektive allein hinreichend geschieht und geschehen kann, daran habe ich mittlerweile erhebliche Zweifel. Um eine Analogie zu gebrauchen: mit einer physikalischen Metatheorie alleine – und sei sie noch so brillant – könnte man schwerlich organische Chemie betreiben. Das Jahr 2007 bedeutete für mich persönlich eine Wende. Ich verließ das systemische Ausbildungsinstitut, das ich mitgegründet hatte, die Mannheimer Gesellschaft für systemische Therapie (MaGST). Die Neugründung eines anderen Institutes scheiterte. Ich war nun also kein aktiver systemischer Lehrtherapeut mehr. Und was mich wunderte war, dass ich dies als stimmig empfand. Jahre später, bei der Lektüre von C.G. Jung und seinen „seelischen Endabsichten“ im Prozess der Individuation, wurde mir diese Stimmigkeit klar. Ich hatte an einem Scheideweg gestanden, ohne es zu wissen. Ich hatte damals (scheinbar) mehrere Optionen zur Auswahl: mehr im Bereich Coaching und Ausbildung zu arbeiten oder mich auf meine ursprüngliche Identität als Seelenkundler zu besinnen. Und meine innere Antwort war im Laufe von Wochen und Monaten klar: ich bin ein „Psycho“. Wenn man so will, hat meine Seele („mein psychisches System“ zu sagen, geht mir an dieser Stelle reichlich gegen den Strich) das „gewusst“. Es war mir bewusst, dass die Aussicht auf Einkommen und Renommee in anderen Bereichen als der Psychotherapie größer waren, v.a. im systemischen Kontext. Aber ich hatte mich im Alter von 13 Jahren in dieses Fach Psychologie verliebt (damals allenfalls im Besitz einer leisen Ahnung, was es beinhaltet), habe es mit Überzeugung und großer Enttäuschung über den Mangel an Hermeneutik studiert (fast wäre ich gescheitert, zum einen an der Statistikprüfung im 2. Semester, zum anderen an aberwitzigen Blütenräumen, statt eine Diplomarbeit in Psychologie eine Kabarettistenlaufbahn zu beginnen) und war im Besitz einer Approbation und Kassenzulassung für Verhaltenstherapie. Somit besann ich mich auf mein „Kerngeschäft“: meine Psychotherapiepraxis. Als weiterer veränderungsstiftender Aspekt kam dazu, dass ich mich seit Jahren auf Psychosomatik als therapeutischen und theoretischen Schwerpunkt spezialisiert hatte. Meine Sichtweisen zu einer „systemischen Psychosomatik“ habe ich in mehreren Fachartikeln und einem Buch („Psyche, Soma und Familie. Theorie und Praxis einer systemischen Psychosomatik“, 2007 erschienen) veröffentlicht. In der Beschäftigung mit Patienten, die eine psychosomatische Problematik mitbrachten, wurde mir nach einiger Zeit klar, dass bestimmte systemische Arbeitsweisen nicht oder nur eingeschränkt funktionieren. Zum Beispiel ergibt es wenig Sinn, einen psychosomatischen Patienten nach seinem Therapieauftrag zu fragen. Später, als ich mich mit psychodynamischen Ansätzen beschäftigte, wurde mir klar warum: die Besonderheit psychosomatischer Störungen (letzterer ein in der ST verpönter, aber doch aufgrund seiner Etymologie wie ich finde sehr stimmiger Begriff) liegt eben gerade darin, dass ein ungelöster psychischer Konflikt auf der körperlichen Ebene ausgetragen wird. Er ist vordergründig nicht bewusst und nicht direkt zugänglich. Einen psychosomatischen Patienten zu fragen, was denn am Ende der Therapie herauskommen könnte, ist meiner Meinung nach ebenso effizient als würde ich meinen Kater fragen, ob er sein Futter morgen nicht selber kaufen könne. Hier ist ein aus meiner Beobachtung weiteres wesentliches Element

des systemischen Mainstreams angesprochen. Es wird in der systemischen Literatur oft so getan, als seien Patienten (ich verstehe sie nicht mehr als Kunden) uneingeschränkt über sich selbst auskunftsfähige Subjekte. Meine eigene, durch die Arbeit mit psychosomatischen Problemen angestoßene Sichtweise ist mittlerweile eine andere: Patienten brauchen eine Begleitung, die sie zu einem besseren Verständnis ihrer selbst führt. Ich kann diesen Prozess nicht besser beschreiben als mit der Freudschen Denkfigur: es geht darum, Unbewusstes bewusst und damit zugänglich zu machen. Der Zweck dieses Vorgehens liegt allein darin, dem Patienten die Zusammenhänge seines seelisch-körperlichen Symptomgeschehens zugänglich, verstehbar und damit veränderbar zu machen. Die für mich entscheidende Leitfrage kommt für mich an dieser Stelle allerdings nicht von Freud, sondern von C.G. Jung (den ich nebenbei für den eigentlichen Paten und Meister der Ressourcenorientierung halte): „Was will das (dieses Symptom, diese Krankheit, dieses Problem) von dir?“ Die Systemische Therapie hat nach meiner Einschätzung nicht nur stillschweigend diese Leitfrage übernommen und als eigenes Gedankengut ausgegeben, sie benutzt ohnehin in reichlichem Maße psychodynamische Aspekte: z.B. setzen Modelle wie das der Delegation oder von unsichtbaren Bindungen in Familien unbewusste Prozesse implizit voraus, egal ob man diese so benennt oder nicht (ähnliches gilt m.E. für das Modell der inneren Familie oder das der Externalisierung). Ein weiterer Aspekt: das Bemühen um eine Entpathologisierung therapeutischen Denkens und Handelns beraubt meiner Meinung nach sowohl Therapeuten als auch Patienten einer wesentlichen Tiefendimension menschlichen Erlebens: derjenigen des Leids. So zu tun, als gäbe es diese Dimension nicht, kommt mir - zugespitzt formuliert - so vor als würde man per Dekret Temperaturen unter Minus 10 Grad abschaffen. Gerade Jung hat, wie ich meine, gezeigt, welche reichhaltige Ressourcen im Anerkennen des Leids einer Symptomatik liegt und im „Verstehen“ der darin enthaltenen „Botschaften“. Allerdings muss man es im Kontakt mit Patienten dann auch aushalten, diesem Umstand Raum zu geben und darauf verzichten, Patienten mit scheinbar lösungsorientierten oder zirkulären Fragen zu „bombardieren“. Ich denke an ein Zitat des Schriftstellers Daniel Kehlmann: „Es gibt Reiche unterhalb von Vernunft und Sprache“. In der ST, so scheint mir, verschwinden diese Aspekte hinter einer Überbetonung der Besprechung von dem Patienten bewusst verfügbaren und sprachlich auszudrückenden Elementen. Zudem: die fast dogmatische Festlegung, dass eine Therapie in großen Abständen und begrenzt auf maximal 12 Sitzungen erfolgen müsse (gilt die eigentlich noch?) erscheint mir bei einigen – Verzeihung! – Störungen wie die Aufforderung, Kunstfehler zu begehen. Mit psychosomatischen Patienten sind Kurztherapien meist nicht möglich, mit traumatisierten Patientinnen und Patienten (denen oft erst nach längerer Therapiedauer im Rahmen einer haltgebenden therapeutischen Beziehung der Zugang zu traumatisierenden Ereignissen möglich ist) ebenso wenig. So habe ich mich, ohne es zu beabsichtigen, aus dem Bereich des gültigen systemischen Kanons schreibend, lesend und therapierend hinausbewegt, hinein in gewissermaßen tabuisierte Gefilde. Aus heutiger Sicht würde ich nicht mehr von einer „systemischen Psychosomatik“ sprechen (und schreiben). Es gibt die Psychosomatik als theoretischen Ansatz und Therapeutik, und in diesen Ansatz können (und sollen) systemische Sichtweisen einfließen. Katalysiert wurde der Veränderungsprozess meiner Perspektive zudem durch die zeitweilige Mitgliedschaft in einem Forschungskolleg an der Universität Hildesheim zum Thema „qualitative Psychotherapieprozessforschung“. Eigentlich sollte hierbei eine Dissertation herauskommen, die ich auch begann, dann jedoch einsehen musste, dass ich dieses Vorhaben neben einer Vollzeitpraxis nicht zu Ende führen könnte. Ich brach die Arbeit ab, nahm aber eine reiche Fülle von Anregungen und Erkenntnissen mit. In diesem Kolleg praktizierten wir eine minutiöse Analyse der konversationellen Geschehnisse in Therapien anhand von Therapietranskripten. Geleitet wurde das Kolleg von dem Soziologen Stephan Wolff und dem Psychologen und Psychoanalytiker Michael B. Buchholz. V.a. durch die Verbindung von Konversations- und Metaphernanalyse, der genauen Betrachtung konversationeller Anschlüsse in Therapien geschah etwas, was ich nicht für möglich gehalten hatte: dass ich als Systemiker jemals würde eine Faszination für Psychoanalyse entwickeln können. Das war ungefähr so, als würde man als Anhänger von Borussia Dortmund plötzlich Sympathien für Bayern München entwickeln (oder umgekehrt): never ever! Zu meinem Erstaunen aber war hier ein Brückenschlag offenbar möglich: die Betrachtung von Konversationsprozessen als eigentliche systemische Domäne zusammen mit einer genauen Betrachtung, wie im metaphorischen Sprachgebrauch von Patienten deren innere Konfliktorganisation in die Konversation einfließt. Eine perfekte Verbindung einer systemischen (kommunikativen, konversationellen) und einer psychodynamischen Perspektive. So ist es bis heute geblieben. Dieses im Titel angedeutete Gehen ist kein Weggehen. Es ist vielmehr ein Ausschreiten eines weiteren Terrains, eine Erweiterung der Erkundungs- und Erkenntniszone. Heute denke ich, dass der Konversationsbegriff für eine Therapeutik oft sinnvoller ist als derjenige der Kommunikation. Ich kann zudem schwer verstehen, weshalb die systemische Therapie ein anthropologisches Kernthema wie Bindung vernachlässigt und es den Psychodynamikern überlässt, wo es doch eigentlich in ihre „Zuständigkeit“ fällt. Stattdessen konzentriert sie sich meiner Meinung nach zu sehr auf epistemologische Fragestellungen. Und sie wählt sich hierfür eine metatheoretische Rahmung, die von der Philosophin Elisabeth List mit gewisser Berechtigung einmal (bezogen auf Maturana) als „Theorie, die aus der Kälte kam“ bezeichnet wurde. Peter Sloderdijk bescheinigt der Systemtheorie in gewohnt überspitzender Formulierung, den „Autismus von Einzelwesen“ zu fördern: „[...] die Systemtheorie ist die Fortführung des Idealismus mit anderen Mitteln, Und Idealismen entstehen, wenn Denker meinen, etwas gefunden zu haben, was ihnen das Zusammenleben mit anderen erspart. Die einzige Alternative zu einer überspannten Systemtheorie wäre ein hinreichend tief verankerte Anthropologie [...]“ (in „Selbstversuch. Ein Gespräch mit Carlos Oliveira“, S. 109). Therapeutisch zu handeln erfordert nicht nur kommunikatives Geschick, es erfordert die Fähigkeit, die hinter den Äußerungen des Patienten stehenden Intentionen, mitgebrachten Haltungen, Erfahrungen zusammen mit ihm (ihr) zu „lesen“. Eine annehmende, begleitende therapeutische Haltung scheint nach aller Erkenntnis hierbei förderlich

zu sein. Dieser eher mit Wärme assoziierte Aspekt von Psychotherapie lässt sich, wie ich finde, schwerlich von Luhmann oder Maturana beziehen. Sie findet sich eher in einer personenzentrierten systemischen Therapie wie der von Jürgen Kriz, der darin Aspekte der (psychodynamisch begründeten Gestalttherapie) aufgreift. Was ich in der systemischen Therapie gelernt habe ist die Bedeutung von Landkarten. Wenn ich das seelische Terrain betrete, erweisen sich psychodynamische Landkarten als durchaus tauglich. Dies überrascht nicht weiter, denn schließlich war Freud der erste, der das Gebiet systematisch erkundet hat. Und er hat sehr konsequent aus den seelischen Gegebenheiten heraus geschrieben. Wer ihm spekulatives Denken vorwirft, müsste das gleiche Luhmann entgegenhalten. Auch hier hat mein systemischer Hintergrund mit sehr geholfen: er enthält für mich die Ermutigung, Tabus zu brechen und Tabuzonen zu begehen. Und Freud zu lesen (was ich nur in bescheidenem Umfang, aber mit Gewinn getan habe) dürfte fast als maximaler systemischer Tabubruch gelten. Meine erstaunliche Erkenntnis auf diesem Weg lässt sich in einer Frage von Fritz Simon zusammenfassen: „In der Praxis funktioniert es, aber funktioniert es auch in der Theorie?“. Meine persönliche Antwort ist klar: es ist mir vordergründig relativ egal, ob systemische und psychodynamische Theorie konkordant sind oder nicht. In der Praxis (so meine eigene Deutung meines Vorgehens) ist es eine gewaltige Bereicherung, systemische, verhaltenstherapeutische und psychodynamische „Brillen“ zu haben und über entsprechende Haltungen und Vorgehensweisen zu verfügen. So wird hier (und das wird mir genau jetzt beim Schreiben bewusst) einmal mehr ein Sowohl-als-auch deutlich: diesen Weg gegangen zu sein, macht sowohl das Gehen als auch das Bleiben möglich.

Posted by Tom Levold in Adventskalender, Beiträge at 00:00

Friday, December 20. 2013

Matthias Ohler: Ich gehöre allen. Mir gehört niemand.

So könnte man aphoristisch eine Denkmöglichkeit formulieren, die mir die erste Begegnung mit Texten Humberto Maturanas vor nahezu dreißig Jahren anbot. Es war schon eine Art Befreiungserlebnis. – So etwas sollte man ja mit aller gebotenen Vorsicht sagen, aber ich traue mich nach sorgsamer Prüfung tatsächlich, es so nennen. Aphorismen sind, aus meiner Sicht, Erfahrungssätze, die kurz vorm Status der Gewissheit stehen, aber noch durchscheitern lassen, dass sie aus einem oft lange erfahrenen Weg dorthin entstanden sind – und lieber nicht als fraglose Gewissheiten enden wollen. 1986 stand für mich fest, dass ich nach dem Universitätsexamen nach Tibet gehen werde. Wollte Erleuchtung suchen. Da fielen mir durch Vermittlung Hans Rudi Fischers diese Texte von Humberto Maturana ins Leben. – Folge: Ich konnte hier bleiben. Dies steht auf einer mit persönlichen Kommentaren versehenen Literaturliste, die ich im Rahmen von Weiterbildungen zu einigen Grundbegriffen von Konstruktivismus und Systemtheorie ausbebe, bei der Empfehlung für Maturana, Humberto: Erkennen. Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit. Braunschweig/Wiesbaden 1982, Vieweg. Tatsächlich verstand ich zunächst nur Bruchteile dessen, was mir in diesen alle meine Konzentration fordernden Texten angeboten wurde. Ich verstand aber sofort, dass es hier für mich auch um Chancen ging, ganz neue Ideen zu bekommen zur Behandlung einer von mir so erlebten Grundspannung des Daseins: allein sein und zusammen sein mit Anderen. Einige heftige Konflikte, beispielsweise in Freundschaften und unserer anarchistischen Theatergruppe, hatten mich mit dieser Grundspannung immer wieder in unsanfte Berührung geraten lassen. In Maturanas Konzeption lebender Systeme als autopoietische Systeme zogen sehr neue, einleuchtende Ideen auf, die helfen konnten, die paradox anmutenden Anforderungen, die sich mir stellten, akzeptieren, ja begrüßen und auf jeden Fall besser aushalten zu können, weil ich erlebte, wie ich handlungsfähiger wurde. Besonders im Kontakt mit anderen Ideen, wie beispielsweise den Sprachspielen als Untersuchungsmethode in Ludwig Wittgensteins Philosophischen Untersuchungen oder phänomenologischen Analysen wie Jean-Paul Sartres Der Blick in Das Sein und das Nichts entfaltete sich das Autopoiese-Konzept in einer eigenen Autopoiese von Lebensbewältigung über nützliches Philosophieren und sinnstiftende Theorie, die sich immer in der Prüfung am eigenen Erleben, Tun und Aushalten zu bewähren hatte. Die Erfahrungen in der seither ununterbrochenen Beschäftigung mit größer angelegten theoretischen Entwürfen haben mir immer wieder gezeigt, dass Theorie zu betreiben im wahrsten Sinne des Wortes ein lohnendes Geschäft ist. Der return on investment ist in der immer aufs Neue erfahrenen Erhöhung von Selbstwirksamkeit zu sehen, die diese Beschäftigung hervorbringt. Am deutlichsten, wenn man selber mit Freuden theoretisiert und dabei lernt, aufzupassen, welche Folgen sich als nützlich herausstellen – und welche nicht. Wie fragt man gut nach dem Guten? Wie erkennt man Einladungen zu fragwürdigen anthropologischen Konzepten und schlägt sie gewinnbringend aus? Wie verhindert man, für weise gehalten zu werden - besonders von sich selbst – und bleibt fähig, zu Entscheidungen beizutragen, die sich als weise heraus stellen könnten? Im Zentrum guter Bildung steht nicht ein Katalog von „tools of tooligans“, sondern die Suche nach Verlässlichkeit in der Vorläufigkeit. Nennen wir es vorerst Sichere Kontingenz. Das muss kein Ende finden.

Posted by Tom Levold in Adventskalender, Beiträge at 00:00

Thursday, December 19, 2013

Björn Enno Hermans: Vom Supervisor zum Schreiben ermuntert...

Gerne trage auch ich eine Geschichte zum Adventkalender des systemmagazin bei, die etwas mit meiner ersten wirklichen Schreiberfahrung (so etwas wie Diplomarbeit u.ä. mal nicht mitgezählt) zu tun hat. Und es hat mit dem systemmagazin und seinem Betreiber Tom Levold zu tun, dem ich dafür noch heute sehr dankbar bin. Aber wie kam es dazu? Ich arbeitete 2006 in der Dortmunder Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie und –psychotherapie (Elisabeth-Klinik) als Psychologin und Stationstherapeutin auf der Psychotherapiestation für Jugendliche. Seit etwa zwei Jahren war Tom Levold unser Supervisor und so kam es, dass er uns auch von seinem damals noch recht neuen und jungen Projekt, dem systemmagazin, berichtete. Begeistert las ich fast jeden Tag die neuen Beiträge und nach einer Supervision kamen Tom und ich noch kurz ins Gespräch. Ich berichtete ihm, dass ich im März zur Systemischen Forschungstagung nach Heidelberg fahren würde und darauf schon sehr gespannt sei. Tom sagte, dass er noch nicht wisse, ob er teilnehmen könne und fragte mich sofort, ob ich nicht Lust hätte, einen Tagungsbericht für das systemmagazin zu verfassen. Etwas „veradtert“ sagte ich sofort ja, da ich mich über die Wertschätzung und das offensichtliche Zutrauen dieser Aufgabe freute. Auf der anderen Seite begannen Gedanken, wie das wohl gut zu bewerkstelligen sei – einen solchen Bericht hatte ich schließlich noch nie geschrieben und ich wollte mich bei der systemischen Leserschaft sicher auch nicht gleich blamieren. Parallel hatte mich Tom ermuntert, doch vielleicht auch einmal über eine Rezension nachzudenken. Das fand ich eine wirklich gute Idee und beschloss mich mit einer solchen quasi schon mal „warm zu schreiben“, bevor ich dann im März nach Heidelberg fahren würde. Gesagt getan und so war die Rezension eines Notfallpsychologischen Handbuchs fertig und schon im systemmagazin veröffentlicht, bevor ich dann nach Heidelberg zur Forschungstagung fuhr. Dort war ich dann tatsächlich aufgeregt vor lauter Inhalten und systemischer Prominenz. Ganz entgegen meiner eigentlichen Gewohnheit machte ich mir ständig Notizen, um auch ja nichts wichtiges zu vergessen. Schon auf der Rückfahrt im Zug tippte ich dementsprechend auch schon die ersten Zeilen in den Laptop und war auch nach der Rückkehr bemüht, den Bericht möglichst zeitnah fertig zu stellen. Gar nicht so einfach, denn vor lauter detaillierten Notizen und Erinnerungen fiel es schwer, zu priorisieren und einen möglichst interessanten Sprachstil zu finden. Dementsprechend war ich dann auch wieder etwas nervös, als ich das fertige Werk an Tom gemailt hatte. Würde es ihm gefallen, oder vielleicht auch gar nicht? So schlimm war es dann nicht, denn der Bericht wurde ohne Veränderungen im systemmagazin veröffentlicht. Meinen heutigen Adventkalenderbeitrag habe ich zum Anlass genommen, den Text von damals noch einmal im systemmagazin zu lesen. Fast hatte ich befürchtet, mit dem zeitlichen Abstand von heute vielleicht mit dem Produkt nicht mehr zufrieden zu sein. Doch, ganz im Gegenteil, konnte ich noch einmal schöne Erinnerungen an die damalige Tagung in Heidelberg an mir vorbeiziehen lassen. Diese ersten Gehversuche für das systemmagazin im Jahr 2006 haben mich dann auch motiviert, weitere Veröffentlichungen in Zeitschriften und Büchern in Angriff zu nehmen. Und wenn ich 2014 zu Beginn der ersten europäischen Forschungstagung in Heidelberg das Grußwort der DGSF sprechen darf, werde ich mich sicher an 2006 und an den Tagungsbericht zurückerinnern. Ich bin also wirklich dankbar, mit so einer einfachen Frage auf die Spur von Veröffentlichungen gesetzt worden zu sein. Danke Tom!

Posted by Tom Levold in Adventskalender, Beiträge at 00:00

Wednesday, December 18. 2013

Joachim Hinsch: Leichter wäre es gewesen, einen Beitrag zu schreiben, bevor ich die anderen gelesen habe. Aber dazu müsste man halt schneller sein

Mein Lernen war immer eher durch persönliche Begegnungen und Nebensächliches geprägt, weniger durch die einsame Lektüre wichtiger Bücher. Der Wechsel von der psychoanalytischen zur strukturellen Familientherapie passierte mir dadurch, dass Welter-Enderlin den zentralen Begriff des Widerstandes der Psychoanalyse in ein anderes - systemisches - Licht setzte, das mich total faszinierte. Zum Verständnis des Problemsystems wiederum, das uns Kurt Ludewig in einem Seminar in Wien vermitteln wollte, kam ich nicht bei diesem Seminar, sondern weil ich Kurt im Rahmen einer „Dienstreise“ in meiner Heimatstadt Hamburg besuchen wollte, ihn sozusagen zu diesem Zwecke nutzte und ihm dort bei seinen Therapien zuschauen konnte. Also quasi ein Heimaturlaub auf Kosten des Arbeitgebers. Den ersten Artikel, den ich gemeinsam mit Egbert Steiner in der Familiendynamik („Metaphern“) veröffentlichen konnte, entstand dadurch, dass Egbert hinterm Spiegel saß und in seiner großen Belesenheit entdeckte, was ich dort unter dem Aspekt eines systemischen Verständnisses praktizierte. So lernte ich durch mein eigenes Tun, weil er dieses Tun in eine systemische Sichtweise brachte. Ich war sehr stolz auf uns und unseren Artikel, auch wenn ihn offensichtlich außer dem Gutachter niemand gelesen hat. Ein anderer Artikel über das Jugendamt wurde von Tom Levold gelesen und in sein wunderbares Konzept vom Problembesitz gebracht. So hatte ich auch dazu einen Zugang. Unter diesem Aspekt konnte ich übrigens später die Trilogie von Stieg Larsson lesen, wo er das Leben der Lisbeth Salander einerseits aus der Sicht der Jugendamts- und Psychiatrieakten und andererseits aus seiner eigenen Sicht erzählt. Zwei Welten, die sich aus unterschiedlichem Problembesitz ergeben. Aber nie war und bin ich mir sicher, ob ich die großen Denker unserer Zeit wirklich verstanden habe. Doch da kam mir ein kleiner Beitrag von Fritz Simon im Internet über Fußball und System in die „Finger“, wo er verständlich macht, dass Regeln ein System machen, Menschen dessen Umwelt sind. So begriff ich Systeme jetzt wirklich (?) und freute mich, dieses Verständnis auch in meiner Erinnerung an die Kinderlektüre „Pinocchio“ wieder zu finden: die Marionette, die durch eine dumme Laune einer Fee sich ohne Fäden/Erwartungen bewegen konnte und dadurch in ziemlich viele Probleme geriet. Zum guten Schluss kommt er dann doch wieder an die Strippen menschlicher Erwartungen und wird ein braver Junge. Ganz anders als Hänsel und Gretel, die sich nicht an die Erwartungen halten. Gretel verstreut Brotkrümel, was jeder Erwartung an ein halbwegs vernünftiges Mädchen widerspricht. Deshalb streiten sich Hänsel und Gretel aber nicht, was man doch wohl erwarten könnte, sondern suchen sich eine reiche Frau, töten sie, klauen ihr Gold und gehen zum Vater zurück, was nur dadurch gerechtfertigt ist, dass die Mutter sich als die wahrhaft Böse herausstellt. Die Liste von Romanen, Erzählungen, Märchen, Liedern und Gedichten, Filmen, die unser therapeutisches Tun bereichern können, ist unendlich, muss aber wohl von jeder TherapeutIn selbst entdeckt werden, obwohl ich große Lust hätte, viel mehr zu erzählen. Natürlich haben mich auch manche Bücher inspiriert, besonders in den letzten Jahren Luhmann. Ich weiß nicht, ob ich ihn so verstanden habe, wie er es sich trotz aller Kontingenz wohl wünschen würde. Aber er hilft mir unglaublich, die Kommunikation, die Paare trennt und sich aufeinander beziehen lässt, zu verstehen, Ärger in Verstehen zu verwandeln, zu begreifen, dass der Anspruch von Paaren, einander zu verstehen, unerfüllbar ist und dass ich sie auch nicht verstehen muss, aber trotzdem hilfreich sein kann.

Posted by Tom Levold in Adventskalender, Beiträge at 00:00

Tuesday, December 17. 2013

Lisa Reelsen: „Leben, um davon zu erzählen“ (G.G. Márquez)?

Hören kommt vor Sprechen, Lesen vor Schreiben... so heißt es in der Literatur zum Fach „Deutsch als Fremdsprache“. Gereimtes zu hören gefiel mir sehr früh, die gesungenen Lieder meiner Mutter, ihre witzigen Sprüche und Spiele mit Sprache. Die Zitate von Joachim Ringelnatz und Heinz Erhardt, die mein Onkel bei seinen sonntäglichen Besuchen fast nebenbei zum Besten gab, liebte ich. Ich blätterte mich durch die dicken Wilhelm-Busch- Bücher meines Vaters und amüsierte mich über die Zeichnungen. Fips, der Affe ... Als ich lesen konnte, tackerte ich mir wohl selbst ein ordentliches Repertoire lustiger, „sinnloser“ Verse in mein Stammhirn. Zu fast jeder Zeit kann ich sie heute noch abspulen. In der Grundschule las ich mich eher durch die Internats-, Pferde, und Abenteuerbücher für Mädchen. Allesamt waren sie einfach gestrickt, es gab die klare Trennung zwischen Böse und Gut und am Ende gingen alle Geschichten wunderbar friedlich aus. Deshalb mochte ich sie wohl. Bei jedem Einkauf mit meinen Eltern bettelte ich und ich bekam sie auch. Der Versuch, mich in der „richtigen“ Literatur zu bewegen, ging – 9-jährig – sehr schnell schief... zunächst jedenfalls. Denn im Gymnasium arbeiteten wir 1969 mit dem Lesebuch „Wort und Sinn“, damals ein für Kinder wenig ästhetisch ansprechendes Buch. Viele, sehr viele kleingedruckte Texte, daneben – fast als missglückte Entschuldigung für die vielen Buchstaben – einige wenige Bilder aus der Kunst, zwar in Hochglanz gedruckt, doch dafür schwer: Caspar David Friedrich war vertreten und ich kann mich an ein Gemälde erinnern, das Heinrich den VIII. abbildete, welches wir beschreiben sollten. Ich versagte darin völlig, fand wohl nicht die passenden Worte. Dann nahm ich das Lesebuch eines Abends mit ins Bett. „Die rote Katze“, dieser vielversprechende Titel für ein Kind, reizte mich. Doch diese, für mich mehr als traurige Geschichte von Luise Rinser, ließ mich verzweifelt die halbe Nacht weinen und Lesebücher, die wir in der Schule nutzten, nahm ich nie wieder freiwillig in die Hand. Luise Rinser entdeckte ich erst viel später wieder neu. Der Deutschunterricht bis zur 10. Klasse war extrem langweilig, das Lesen empfand ich vor allem in der Pubertät als lästig und nervtötend. Durch die Interpretationsmanie mancher Lehrer, und das Sezieren von Texten u.a. mit der Frage: „Was möchte uns der Autor damit sagen (und wehe, ihr ratet nicht richtig)?“ ließ mich die Literatur meiden. Auch an den Texten von Brecht fand ich erst nach dem Abitur Gefallen. Doch mein Französischlehrer in der 11. Klasse machte uns mit Sartre vertraut. „Huis clos“ – und er ließ uns die darin beschriebene Situation imaginieren. Drei Eingeschlossene in einem Zimmer in der Ewigkeit und unsterblich... Keine traditionelle Interpretation, dafür subjektive Annäherung an den Inhalt und dann an die Form. Er war begeistert und diese Begeisterung schwappte auf viele von uns über, auch auf mich. Dann erzählte er von Albert Camus. Bevor wir „Der Fremde“ zu lesen begannen, ging ich davon aus, dass er eine Frau meinte. Ich hatte sie anfangs unter Alberca Mus abgespeichert. Ich musste darüber lachen, als ich vor ein paar Wochen in der Zeit einen langen Artikel über ihn las. Der Zugang zum Absurden über Ionesco und Beckett bereicherte mich ebenfalls und ich begann das Theater zu lieben. Mit dem Schreiben war es ähnlich. Anfangs gerne schreiben, dann schreiben müssen und anschließend nicht mehr wollen. Später wieder genießend, so auch eine besondere, seit 20 Jahren dauernde Brieffreundschaft innerhalb Deutschlands, die der Technik trotz und vielleicht deshalb so wärmt. Als Zwölfjährige sah ich eines Abends 1973 das Fernsehspiel „Der Zweck heiligt die Mittel“. Ein Film mit Fritz Ungelter als Regisseur und Jörg Pleva als einen der Hauptdarsteller. Das Beziehungsgeflecht der Personen in diesem Film war dermaßen komplex – zumindest für mich, und gleichzeitig so faszinierend, dass ich noch am Abend begann, diese Geschichte aufzuschreiben, damit ich sie nicht vergaß. Jörg Pleva starb in diesem Sommer 2013 und ich erinnerte mich an die nächtliche Aktion. Es ging um ein Familienunternehmen, das weiß ich noch und um verschiedene Ideen, die aufeinander trafen. Man blockierte sich gegenseitig und griff zu unschönen Mitteln, die Situation zu lösen, daher wohl der Titel. Ob es ein guter Film war oder nicht... - mich hatte er jedenfalls beeindruckt und zum Schreiben veranlasst. Trotz oder wegen meiner Liebe zu Literatur und Theater und der für mich damit verbundenen einzigartigen Möglichkeit, mich mit den Gedanken anderer, auch denen von fantasierten Personen, in einer dichten Form auseinanderzusetzen, studierte ich zunächst nicht Deutsch, sondern u.a. Mathematik. Das Examen konnte ich nicht gleichzeitig mit den Mitgliedern meiner Lerngruppe ablegen, da mich eine fette Grippe über zehn Tage ins Bett geschleift hatte. Ein Freund aus dieser Gruppe brachte mir „Hundert Jahre Einsamkeit“ vorbei, durchaus ironisch gemeint von ihm, da ich doch schon so lange malade im Bett hing. Er habe es ausgewählt, da es an der Kasse im Buchladen lag, meinte er und da immerhin eine Zahl im Titel vorkäme. Selbst lese er ja nicht, fügte er noch hinzu. Es war 1982 und Gabriel García Márquez hatte den Nobelpreis für Literatur gewonnen. Vor dem dicken Buch hätte ich wohl schon vor dem ersten Satz kapituliert, doch lag ich flach, hatte viel Zeit und als der Kopfschmerz nachließ, begann ich zu lesen. Um den Überblick der vielen Personen mit dem Namen Antonio Buendía nicht zu verlieren, malte ich mir auch dazu einen Stammbaum. Das Buch las ich in wenigen Tagen durch und es hat mich verändert. Ich legte es eine Weile sogar stets in meine Nähe und bedauerte es ausgelesen zu haben. Lateinamerikanische Literatur las ich von diesem Zeitpunkt an kreuz und quer, wie süchtig danach. Ich denke an „Die Liebe in den Zeiten der Cholera“ und mein Erstaunen darüber, dass auch in diesem Buch die dargestellten Beziehungen für den Leser nicht entwickelt werden. Sie sind einfach da, sie brechen ebenso plötzlich ab und machen stutzig. Ich erinnere mich, dass darin sehr ausführlich über mehrere Seiten die erfolgreiche Rettung eines Papageis aus einem

Baum beschrieben wird. Auf den nächsten Seiten wird fast im Nebensatz ganz beiläufig erwähnt, dass der Mann, der Retter des Papageis, dann gestorben ist. Keine weiteren Erläuterungen. Das ist sie, diese selbstverständliche Unmittelbarkeit, über die ich anfangs beim Lesen gestolpert bin und die ich jetzt oft als Antwort auf die Frage, warum ich Südamerika so mag, gebe. Durch Kolumbien bin ich gereist, auf den Spuren von Márquez. Mittlerweile habe ich viele Romane auf dem iPad, nur um manchmal auf Reisen ein paar Sätze in den schon gelesenen Büchern nachzulesen. Ganz sicher wegen der lateinamerikanischen Literatur zog es mich nach dem Studium beruflich nach Südamerika, wo ich schon einige Zeit meines Lebens verbracht habe, drei Jahre in Argentinien, drei Jahre in Mexiko und nun schon wieder zwei Jahre in Chile. Ich halte u.a. Seminare zu „Kreativem Schreiben“ im Rahmen des Faches „Deutsch als Fremdsprache“, lasse schreiben und erzählen, während ich selbst schreibend am PC eher mit Protokollen von Beratungen nach Schulbesuchen zu tun habe. Die Studenten, die sich zunächst oft nicht trauen, lassen sich dann doch auf den Schreibprozess ein und freuen sich an den Ergebnissen. Und nun habe ich einfach auch mal wieder ein bisschen was anderes aufgeschrieben. Mehr soll es auch nicht sein. Dass ich übrigens mein Mathe-Examen noch gut bestand, verdanke ich dem nicht lesenden Studienfreund, der mich bis zum Nachholen der Prüfungen kurzfristig wieder auf die Welt der Zahlen einstimmte. Den Zugang zu systemischen Texten fand ich auch erst nach und nach. Die Fachliteratur eröffnete mir eine weitere Welt. Sie strengt mich oft an, ähnlich wie die Unmittelbarkeit hier in Chile, doch ich möchte beide nicht missen. Jetzt setze ich mich auf meinen Balkon, genieße den sehr warmen Sommer hier in Santiago und beginne das Buch von Harald Irnberger zu lesen, eine Biografie von G.G. Márquez mit dem Untertitel „Die Magie der Wirklichkeit“, die ich schon seit langer Zeit besitze, für die ich mir jedoch noch keine Zeit genommen habe. Ich glaube, ich beginne mit dem Kapitel „Befreiung durch die Kraft der Einbildung“. »Nicht, was wir gelebt haben, ist das Leben, sondern das, was wir erinnern und wie wir es erinnern, um davon zu erzählen.« (G.G. Márquez)

Posted by Tom Levold in Adventskalender, Beiträge at 00:00

Monday, December 16. 2013

Dominik M. Rosenauer: Leseerlebnisse

Ich lese gerne, seit ich lesen kann. Schon auf dem Schulweg bin ich oft mit Buch in der Hand lesend nach Hause gegangen. Im Studium dann weniger gerne, weil die Lehrbücher in deutscher Sprache den Nachteil haben, dass sie meist ziemlich unlesbar geschrieben sind - vor allem, wenn man sie z.B. mit englischen vergleicht. Fachliteratur hat oft den Nachteil, dass in vielen Worten wenige Neuheiten versteckt sind. Wenn es dann löbliche Ausnahmen gibt, fallen die besonders auf. Eine dieser auffallenden Ausnahmen fiel mir zufällig in den Schoß und wurde sogar zur Basis meiner Diplomarbeit: George Alexander Kellys "Psychology of Personal Constructs". Ein Buch, das in den Fünfziger Jahren in Amerika verlegt wurde und dort so wenig Nachhall fand, dass es zu Beginn des dritten Jahrtausends kaum aufzutreiben war. Es war ein wenig seiner Zeit voraus: mitten in der Hochblüte der dunklen Zeit des Behaviorismus kam da einer mit konstruktivistischen Ideen. Ein zweites Leseerlebnis dieser Art hatte ich dann Jahre später bei Marshall McLuhans Werk „Understanding Media“. Nur ein Jahrzehnt nach Shannon und Weaver sprach da einer über Medien und Kommunikation auf eine ganz andere Art. Eine Art, die heute beim Lesen noch modern und kreativ erscheint. 40 Jahre vor dem Internet und mindestens 60 Jahre vor den sozialen Netzwerken wurde das „global village“ vorweg genommen und damit die Einfachheit der Kommunikation über den ganzen Planeten und deren Auswirkungen auf uns Menschen als Gesellschaft. Auch die Unterschiede der Medien und deren unterschiedliche Auswirkungen auf die Beziehungs- und Kommunikationsgestaltung („hot and cold media“) war ein Denkansatz, der seiner Zeit weit voraus war - und heute über weite Strecken in Vergessenheit geraten ist. Denn auch das moderne Internet und dessen diverse Spielarten (Chat, Video-Übertragung, statische Webseiten versus soziale Netzwerke) lassen sich mit dem Gerüst dieser Überlegungen viel besser verstehen und in ihrer Bedeutung ermessen. Die Leistung solcher Wissenschaftler ist meines Erachtens gar nicht hoch genug einzuschätzen. Immerhin war das Terrain damals denkbar ungünstig für theoretische Überlegungen, die völlig konträr zum damaligen mainstream liefen. Heute ist es mit Sicherheit einfacher, Konstruktivist zu sein. Man ist einer unter vielen. Es ist auch bezeichnend, dass beiden Wissenschaftlern zu Lebzeiten nie die Bedeutung zukam, die sie eigentlich verdient hätten. Und diese „Ächtung“ der Scientific Community zieht sich bis heute fort. Denn wer weiß schon, was hinter den Schlagworten „the medium is the message“ tatsächlich steht?

Posted by Tom Levold in Adventskalender, Beiträge at 00:00

Sunday, December 15. 2013

Ulrich Sollmann: Dem erlebten Gedanken schreibend Ausdruck verleihen

Ich war keine Leseratte. Meine Vorliebe galt der damals so genannten „Schundliteratur“. Diese war in meiner Jugend der pädagogische Gattungsbegriff für Mickey-Mouse-Hefte, Fix & Foxi, Sigurd, Nick der Weltraumfahrer oder Jerry Cotton. Ich favorisierte die eher kürzeren, heute würde man sagen „bildgestützten“ Texte, deren Lektüre mich durch das Zusammenspiel von lustigen Bildchen, kurzen Texten und plakativen, daher umso spannenderen Inhalten lockte. Diese meine spezielle Vorliebe begleitet mich seitdem im Leben auch als Schreiberling. Anfangs versuchte ich mich im akademischen Schreiben, später musste ich für die Krankenkassen Berichte schreiben: Psychotherapieanträge, Verlängerungs- und Abschlussberichte. Diese gehörten zu meiner Abrechnungspraxis im Rahmen der Kostenerstattung (lange vor Inkrafttreten des Psychotherapeutengesetzes). Leider wurden die Berichte durch die Kassen nicht bezahlt. Wie also, so dachte ich mir damals, könnte man die Verpflichtung der Krankenkasse gegenüber, die Verantwortung den Klienten gegenüber, aber auch die Lust auf meine eigene Freizeit sinnvoll miteinander verbinden? Im Rahmen von Weiterbildungs-Workshops wurden damals einige meiner Kommentare zu Konzepten von Körperpsychotherapie und Gruppenprozessen auf Tonband festgehalten. Ich war also ein wenig vertraut mit Tonband und Diktiergerät, auch wenn sich die auf dem Tonband festgehaltenen Diskussionen anfangs doch eher kryptisch anhörten. Die Hemmschwelle einem solchen Gerät gegenüber war also niedrig und verbunden mit der Not, Effizienz im Rahmen der Abfassung von Berichten walten zu lassen, ermöglichte mir das einen Zugang zum eleganten Schreiben, anfangs im Bereich Psychotherapie, später dann im Bereich Populärliteratur, bis hin zu meiner heutigen Schreibe im Blog oder Kolumne. Einen Zugang, der eher kurz und bildhaft ist, „plakativ wirkend“ und spannungsvoll. Heute weiß ich, dass ich hierdurch ganz unterschiedliche Lesergruppen erreichen kann. Damals hatten wir gerade unsere beiden Kinder bekommen, was meine Zeit zum Abfassen solcher Berichte natürlich noch schmälerte. Lediglich in der Zeit, wenn meine Frau und die Kinder mittags schliefen, bot sich mir die Möglichkeit, überhaupt Berichte zu schreiben. Allmählich entwickelte ich bei den gesprochen-geschriebenen Texten eine gewisse Fertigkeit. Meine Sekretärin tippte die Berichte und legte sie mir zur Korrektur vor. Im Laufe der Jahre verfeinerte ich Konzept, Struktur und Stil meiner „Schreibe“: den Therapieprozess nachzuerleben, nach-zu-denken und gestützt durch meine stichwortartigen Aufzeichnungen ins Mikrofon des Diktiergeräts zu sprechen. Im Laufe der Zeit verringerte sich der Diktier-Aufwand erheblich. Gleichzeitig machte es mir sichtlich Spaß, die Berichte zu verfassen. Ich gewann Zeit. Dies wirkte sich auch ökonomisch aus. Und ich bekam Lust auf mehr. Mehr zu diktieren, mehr diktierend auszuprobieren, mehr mich selbst diesbezüglich zu entwickeln, sowie mehr Lust, über Klienten und mich in der Therapie zu schreiben. Der Umstand, dass die Berichte in der Regel kommentarlos vom medizinischen Dienst der Krankenkassen, sprich vom Gutachter, akzeptiert wurden, machten mir Mut, meine Berichte schließlich nur noch so abzufassen. Um nahe genug auch am Klienten zu sein, gab ich vor Abfassen des Berichtes einen Fragebogen aus, um mich später auch auf die konkreten (Selbst-) Aussagen der Klienten stützen zu können. Insoweit machte ich die Erfahrung, dass ich die wesentlichen „Anspruchsgruppen“ befriedigte: Krankenkasse, medizinischer Dienst, Klienten, mich selbst. Anfang der 90-er Jahre begann ich dann in dieser Form ausführlich, differenziert, bildhaft und „professionell unüblich“ über Körperpsychotherapie, über Klienten und mich zu schreiben, was wiederum einen wesentlichen neuen Einfluss auf meinen Umgang mit Klienten in der Therapie und mit mir selbst ausübte. Während ich zuvor über Fälle schrieb, kam es mir vor, dass ich nun therapeutische Geschichten schrieb. Psychotherapie ist eine gemeinsame soziale Aktion von Klient und Therapeut. Ein Dialog, der die vergangene Wirklichkeit, die Lebensgeschichte erinnern und erleben lässt sowie durcharbeiten hilft - auf eine Weise, dass das Früher und das Heute miteinander vereinbart sind. Dieser Rekonstruktion von Wirklichkeit in der Therapie steht das aktuelle Geschehen in der Therapiesituation, in der Therapiebeziehung selbst gegenüber. Klient und Therapeut erschaffen gewissermaßen gemeinsam ihre lebendige Wirklichkeit. Diese Konstruktion von Wirklichkeit ist ein kreativer, einmaliger Vorgang, in den die Selbst-Erfahrung sowohl zur Selbst-Findung als auch zur Selbst-Erfindung wird. Das Geschehen in der Psychotherapie, die Therapiebeziehung, ist somit immer Beschäftigung mit der Vergangenheit und situationsspezifische, neue Gestaltung zugleich. Etwas, an dem Klient und Therapeut gleichermaßen beteiligt sind. Das Zusammenspiel der von mir gelebten, unterschiedlichen Rollen kann m.E. am Besten als ein narratives Geschehen beschrieben werden. Bin ich doch zugleich immer als Therapeut, als „Vertreter“ der Krankenkasse, als Mensch, als Mann, als Vater oder Schreiberling mit im Spiel. Narrativ zu schreiben meint m.E. gerade in der Körperpsychotherapie auch über noch-nicht-bewusste, nicht bewusste, unbewusste Dinge zu schreiben, die nicht selten wie ein Geheimnis wirken. Therapie wird zur gemeinsamen Spurensuche von Klient und Therapeut, zu einer Entdeckungsreise ins Unbekannte. Die therapeutische Geschichte ist also keine Fallgeschichte im herkömmlichen Sinne. Sie zeigt wie ich Therapie mache und wie das wirkt, was da wirkt. Sie ist ein Ausschnitt aus einem oft jahrelangen, hochkomplexen Prozess einer Therapiebeziehung, die sowohl durch Übertragungselemente, reale körperliche Begegnung als auch andere Formen der Realerfahrung zugleich gespeist wird. Die therapeutische Geschichte kann m.E. besonders subtil dynamische, atmosphärische und nicht-bewusste Aspekte des Therapiegeschehens spiegeln. Dies ist in herkömmlichen Fallschilderungen, sogenannten Fall-Vignetten so nicht möglich, sind diese doch eher anonym, abgespalten, zu stark

eingegrenzt, seziert. Ich hoffe, durch die therapeutische Geschichte in einen „Zwischenbereich“ vordringen zu können und diesen zu beschreiben. Gemeinsam mit den Klienten den Ort „magischer Geheimnisse“ zu betreten, das dort wirkende Unbekannte, die Spannung, die Aufregung oder gar die irritierende Langeweile zu erleben, um dann diesem Zwischenraum, diesen Zwischentönen menschlichen Lebens Gestalt zu verleihen. Indem ich Vergangenes und Zukünftiges in der therapeutischen Geschichte verknüpfe, hilft diese, zu verstehen, schafft aber gleichzeitig auch etwas Neues, indem sie eine Wirkung beim Klienten, bei mir und bei möglichen Lesern hervorruft. Anfang der 90er Jahre habe ich in zwei Büchern zahlreiche solcher therapeutischen Geschichten erzählt. Habe zuvor die Klienten um Erlaubnis gebeten, ihnen anschließend den Text zur Lektüre und Korrektur vorgelegt. Sie hatten nach der Lektüre des endgültigen Textes immer noch die Möglichkeit, ihre Einwilligung zurückzuziehen. Eindrucksvoll war dabei, wie die Lektüre der therapeutischen Geschichte durch den Klienten sich wiederum auf den Therapieprozess selbst auswirkte. Insoweit schließt sich für mich der Kreis in der Begegnung zwischen Klient und Therapeut. Hierüber auf diese Weise zu schreiben wurde zu einer der wichtigsten „lessons learnt“ in meinem persönlichen und beruflichen Leben. Auch wenn einige die therapeutischen Geschichten für „professionelle Schundliteratur“ halten möchten, so stehe ich weiter zu meiner schon in der Kindheit entwickelten Vorliebe zu eben jenem Zugang zum Lesen, zum Schreiben und zum Menschen.

Posted by Tom Levold in Adventskalender, Beiträge at 00:00

Saturday, December 14. 2013

Petra Bauer: Fallstudien verfallen

Sie werden es vielleicht nicht glauben, aber meine Begeisterung für systemisches Denken entsprang einem Ort, an dem man diese Begeisterung bis heute selten vermutet: einer traditionsreichen deutschen Universität. Genau gesagt war es die Eberhard Karls Universität zu Tübingen, die sich im Übrigen derzeit mit dem bemerkenswerten Claim „Innovativ. Interdisziplinär. International. Seit 1477“ (www.uni-tuebingen.de/aktuelles/veroeffentlichungen/imagebroschuere.html) schmückt. Innovativ war sie selbstverständlich auch schon Ende der 1980er Jahre, als ich dem Ende meines Pädagogikstudiums entgegen strebte. In ihren altehrwürdigen Gemäuern war neben viel Historischem auch Platz für Neues und einer dieser Plätze war ein von Ewald Johannes Brunner geleitetes Seminar zu Konzepten der Familientherapie. An die einzelnen Inhalte des Seminars kann ich mich, soviel muss ehrlicherweise eingestanden werden, nicht mehr so genau erinnern. Aber dass ich mit der abschließenden Hausarbeit zur Familientherapie der Mailänder Schule und der Lektüre ihrer faszinierenden Schriften (vor allem ‚Magersucht‘ von Mara Selvini-Palazzoli und natürlich ‚Paradoxon und Gegenparadoxon‘ von der gesamten damaligen Mailänder Gruppe) Wochen und Monate zugebracht habe, das ist mir eindrücklich im Gedächtnis geblieben. Letztlich habe ich diese Hausarbeit dann viel zu spät abgegeben, was sicher nicht nur der vertieften Beschäftigung mit den paradoxen Interventionen, sondern auch einigen unaufschiebbaren handlungspraktischen Zwängen, die Studierende bis heute chronisch plagen, geschuldet war. Dennoch: spätestens nach erfolgreicher Abgabe war ich der der Suggestionskraft der leicht dahin geschriebenen Bücher und den vermeintlich so spielerisch daherkommenden Interventionen der Mailänder Gruppe völlig erlegen. Es war sicher auch nicht ihre Schuld, dass ich in meiner ersten beruflichen Praxis als Sozialpädagogin in der Psychiatrie mit den Erträgen meiner intensiven Lektüre schnell an die Grenzen stieß. Die reale Welt einer großen psychiatrischen Landesklinik war ganz anders als gedacht und überraschend schnell änderte sich dort erstmal gar nichts. Hätte ich den Klassiker von Erving Goffman ‚Asyle‘ und seine scharfsinnige Analyse psychiatrischer Anstalten als totaler Institutionen früher gelesen, wären mir manche harten Erfahrungen mit der Institution vielleicht erspart geblieben, aber diese Lektüre kam erst später, als ich das Buch im Rahmen meiner Dissertation häppchenweise durchgearbeitet habe. Das ist nicht gerade leichte Kost, auch wenn amerikanische Soziologen allemal verständlicher schreiben als ihre deutschen Kollegen (allen voran der systemische Übervater Luhmann). Was sich aus meiner Psychiatriezeit und der damit verbundenen Ernüchterung bis heute gehalten hat, ist ein tiefes Misstrauen gegenüber vermeintlich schnell wirkenden Interventionen und viel-versprechenden Methoden. Daher lese ich in der Regel auch keine Methodenbücher. Geblieben ist mir auch die Suche nach einem umfassenderen Verständnis von psychischen Krankheiten. Dabei sind mir viele Bücher aus den Reihen systemischer Vordenker und Nachdenker wichtig geworden; hängen geblieben bin ich dann aber vor allem an der Geschichte von Alfred, einem als schizophren diagnostizierten jungen Mann. Alfreds Familie wurde von dem Soziologen Bruno Hildenbrand über eine lange Zeit intensiv teilnehmend beobachtet oder vielleicht in diesem Fall besser, im Alltag begleitet. In „Alltag und Krankheit“ hat er seine Beobachtungen zu einer ethnographischen Fallanalyse verdichtet, die einen romanhaft hineinzieht in die Geschichte, das alltägliche Leben und die alltäglichen Dramen dieser Familie. Dass es nicht beim puren Einblick bleibt, ist der Rückbindung der Beobachtungen an soziologische Theorien - der Lebenswelt, der Phänomenologie u.a. - zu verdanken. Dieses familiendynamische und phänomenologische Verständnis von psychischen und anderen ‚Störungen‘ finde ich bis heute allemal spannender und auch systemischer als so manche naturwissenschaftlich angehauchten Systemtheorien. Aber natürlich kann man das nicht so einfach gegeneinander ausspielen. Mit Alfred bin ich nicht nur einem Modell, sondern auch einer Forschungsmethode verfallen, der qualitativ-rekonstruktiven (Einzel-)Fallstudie. Das ist in Zeiten, in denen harte Zahlen und quantitative Daten Hochkonjunktur haben, für eine Wissenschaftlerin nicht immer ganz einfach durchzuhalten. Dennoch sind Fallstudien einfach ein großartiger Zugang zu sozialen Welten in Familien, Teams, Organisationen und Regionen, wenn es tatsächlich gelingt, einen analytischen Zugang und vertieftes Verstehen mit dem Eintauchen in eine spannende Geschichte zu verbinden. Daher würde ich mal etwas kulturpessimistisch angehaucht sagen: so lange es noch Verlage gibt, die auch umfangreiche fallrekonstruktive Studien (geht meist nicht unter 250 Seiten ab) veröffentlichen und solange es noch Menschen in Wissenschaft und Praxis gibt, die damit etwas anfangen können, sollte man dranbleiben. In diesem Sinne - falls Sie zu denen gehören, die wissenschaftliches systemisches Denken (zum Thema Psychiatrie und Familie) in Form von gut gemachten Fallstudien spannend finden, hier einige überhaupt nicht repräsentative sondern extrem subjektiv gefärbte Empfehlungen: Allert, Tilman (1997): Die Familie. Fallstudie zur Unverwüstlichkeit einer Lebensform. Berlin: De Gruyter. Floeth, Thomas (1991): Ein bißchen Chaos muss sein. Die psychiatrische Akutstation als soziales Milieu. Bonn: Psychiatrie-Verlag. Goffman, Erving (1973): Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. Frankfurt/Main: Suhrkamp. Hildenbrand, Bruno/Welter-Enderlin, Rosemarie (2004) : Systemische Therapie als Begegnung. Stuttgart: Klett-Cotta. Hildenbrand, Bruno (2006): Alltag und Krankheit. (2. Aufl.) Stuttgart: Klett Cotta. Kastl, Jörg Michael (2009): Hannes K., die Stimmen und das persönliche Budget. Soziobiographie einer Behinderung. Bonn: Psychiatrie-Verlag. Rosenthal, Gabriele/Stephan, Viola/Radenbach, Niklas (2011): Brüchige

Zugehörigkeiten. Wie sich Familien von „Russlanddeutschen“ ihre Geschichte erzählen. Frankfurt/Main: Campus-Verlag.

Posted by Tom Levold in Adventskalender, Beiträge at 00:00

Friday, December 13. 2013

Cornelia Tsirigotis: Schreiben – ein dialogisches Medium?

Schreiben habe ich eigentlich nicht gemocht und nicht gekonnt. Meine Deutschnoten aus der Schulzeit verrate ich niemandem. Allenfalls Briefe habe ich geschrieben, wenn ich etwas zu erzählen oder meine jugendlichen Lebensphilosophien an FreundInnen heranbringen wollte. Später, im Griechenlandjahr 1981, im Bergdorf ohne Wasser und Strom waren Papierbriefe sowieso das einzige Medium des Kontaktes mit Familie und FreundInnen in Deutschland. Lesen allerdings war ab den ersten Monaten in der Schule meine Lieblingsbeschäftigung. Wenn ich kein neues Buch hatte, las ich die bereits gelesenen noch einmal und entdeckte Neues darin. Die Eltern drehten mir die Sicherungen heraus, damit ich nachts auch schlief und nicht nur las. Im griechischen Bergdorf las ich mich beim Licht der Petroleumfunzel durch die Leitartikel der Zeitung, durch die Dichter, Ritsos, Seferis ... Mein Verhältnis zur Fachliteratur oder zu politischen Texten jedoch war ein sehr gespaltenes – ich studierte nicht gerade kurz in den Siebzigern, und die Studentenbewegung prägte noch meinen Hochschulalltag. Mir fehlten Zugang und Biss zu den Themen des Studiums. Auch das Marx'sche Kapital erschloss sich mir nicht wirklich in die Tiefe gehend – wenngleich ich mir in der heutigen Krise manchmal wünsche, ich hätte mehr behalten als den „tendenziellen Fall der Profitrate“. Geändert hat sich das mit dem Zugang zu systemischen Ideen und der Ausbildung am IF Weinheim. Das hatte auch damit zu tun, dass ich begann, mir ein Berufsfeld „Frühförderung“ zu erobern, in dem ich parallel zur Ausbildung reflektierte, experimentierte, implementierte... Ich las mich durch die – im Vergleich zu dem pädagogischen „Kram“ im Studiums - aus meiner Sicht viel zugänglicheren und spannenderen Texte systemischen Texte durch, fand erstmals im Leben in Fachliteratur Anstöße zum Weiterdenken und Antworten auf Fragen, kam auf neue Fragen, machte Fragenkataloge, notierte mir Reflexionen aus den Begegnungen mit KlientInnen. Als ehemalige Berichtsmuffelin begann ich sogar, Gespräch mit Eltern zu dokumentieren. Systemische Zugänge zur Arbeit in der Frühförderung fand ich viel hilfreicher als die bisherigen pädagogischen Leitungsansätze und ich war sehr begeistert davon. Ich glaube, diese Kombination von „hilfreich“ und „begeistert“ waren der Sp(i)rit für den Motor der Weiterentwicklung, der Reflexion, der Auseinandersetzung mit dem, was da täglich geschah. Ich machte mir Notizen, begann damit aufzuschreiben, was mir über meine Arbeit oder über das, was ich gelesen hatte – und die Verbindung von beidem - durch den Kopf ging. Bücher waren gespickt mit bunten Heftklammern und Klebezetteln. Die Notizzettel spießte ich auf einen Spies, wie sie früher Metzger oder KellnerInnen für die Quittungen benutzten, damit sie nicht vom Schreibtisch geweht wurden, und mit dem ersten Computer übte ich mich im Schreiben und Speichern. Die Ordner „Aufdröseln“ und „Ideen“ zeugen vom Festhalten aller möglichen Gedankenketten... Die Verbindung von Theorie und Praxis und ihre gegenseitige Bereicherung wurden für mich spürbar. Zugleich mussten auch die Kolleginnen im Team meine Begeisterung über sich ergehen lassen. Beim morgendlichen Joggen, beim Autofahren (Frühförderung ist aufsuchende Arbeit, und ich fuhr viel über Land) führte ich innere Dialoge mit Kolleginnen, vor allem auch mit Chefs und Teamleitungen, die einen Paradigmenwechsel in der Frühförderung anstießen. Manchmal hielt ich an, um etwas zu notieren. Auf jedem Zettel, in jeder Notiz und später bei jedem Text, wurde jemand „angeschrieben“, ich hatte und habe noch meine DialogpartnerInnen vor Augen, wenn ich schreibe. Mit wohlwollender Unterstützung von systema-Redakteuren (Dank an Arist, Haja und Wolfgang!) gab es den ersten kleinen Text über Virginia Satir und die ersten Rezensionen verrieten die Begeisterung beim Lesen von Fachbüchern. Meinen ersten Buchbeitrag über Gruppen – hatte ich doch das Frühförderteam lange genug „genervt“, also am Nerv für sinnvolle Angebote getroffen, unser Gruppenangebot zu vergrößern, lese ich heute noch gern. Der Gewinn des Schreibens lag oder liegt ja nicht nur im Anfühlen einer Zeitschrift oder eines Buches, wenn sie dann fertig vorliegen. Der eigentliche Gewinn erweist sich für mich darin, dass sich durch das Schreiben und Veröffentlichen etwas bewegt. Schreiben legt und hinterlässt Spuren hilfreicher Veränderungen (Wolfgang Loth 1998) nicht nur in den Beziehungen zu KlientInnen. Texte wirken auch in der öffentlichen Diskussion mit Vorgesetzten, Ministerien, GeldgeberInnen, über Themen wie: von wem und wie viel Frühförderung zu finanzieren sei, dass ein Rehabilitationstag nach CI-Implantierung auch Beratung umfassen muss, oder derzeit in Fragen von Inklusion: wie und wo Kinder und Jugendliche mit Behinderung ihren Lernbedürfnissen gerecht unterrichtet werden sollen. Wenn sich der Arbeitsalltag verändert, im Hauptberuf vom täglichen Arbeiten und Sprechen mit KlientInnen zur einer größeren Betonung von leitenden und moderierenden Aufgaben und im Schreibenshobby vom Schreiben zum Herausgeben und andere-zum-Schreiben-Anregen, dann bleibt nicht mehr so viel Zeit zum intensiven Durcharbeiten und längere-Texte-Schreiben. Wenn ich ältere Texte von mir selbst lese, erstaune ich immer, wie ich das fertig gebracht habe. Vor einigen Wochen erschien ein Buch, für das ich den Text 2010 geschrieben habe, der letzte Text, bevor ich die Leitungsstelle in Frankfurt angetreten habe. Ich hatte ihn fast vergessen und er hat mir die Tränen in die Augen getrieben. Ich war ganz berührt beim Lesen der Fallgeschichten, die von Ressourcenorientierung und Empowerment erzählen und der Beschreibung der Beraterischen Arbeit, die Familien respektvoll den Rahmen für ihre eigene Wege- und Spurensuche steckt. Es sind auch die Klientinnen, die innere DialogpartnerInnen im Schreibensprozess sind: Texte strotzen nur so vor gezogenen Hüten vor ihrem Leiden und dessen Bewältigung. Schreiben ist also doch ein

dialogisches Medium. Ich hatte diesen Satz als Zitat dem Dichter Peter Paul Zahl zugeschrieben, finde jedoch beim Recherchieren, dass mir da etwas passend verdreht habe, er redet von einem monologischen Medium. Vielleicht nicht entweder-oder, sondern beides. Meine inneren Dialogpartner sind eher zustimmend und widersprechen selten... Vielleicht so: „Bücher sind nur dickere Briefe an Freunde“ (Jean Paul)

Posted by Tom Levold in Adventskalender, Beiträge at 00:00

Thursday, December 12. 2013

Barbara Schmidt-Keller: Zirkuläres Fragen mit Stan und Olli

Ich erinnere mich nicht mehr genau an das Jahr, vermutlich war es 1979 oder 1980. In der Bibliothek des Campus war mir ein Buch in die Hände gefallen und hatte meine Neugier geweckt. Durch meine Mitarbeit in einem studentischen Beratungsprojekt war mein Interesse an beraterisch-therapeutischen Konzepten und Methoden groß. Was uns in Vorlesungen und Seminaren vermittelt wurde, waren Einblicke in analytische Theorien, Verhaltenstherapie und ein kleines Basistraining in Gesprächspsychotherapie. Jetzt hielt ich ein Buch in den Händen, das sich unter den bekannten Kategorien nicht einordnen ließ, bereits der Name war sowohl rätselhaft als auch verheißungsvoll: „Paradoxon und Gegenparadoxon“. Die AutorInnen waren Mara Selvini-Palazzoli, Luigi Boscolo, Gianfranco Cecchin und Giuliana Prata aus Mailand. Ich nahm das Buch mit nach Hause und verschlang es wie einen Krimi, fasziniert, begeistert und verunsichert. Wieviel musste da neu gedacht, anders konzipiert und in präzise formulierte Fragen transformiert werden? Fragen, die instrumentell eingesetzt wurden, die einer eigenen Logik entsprangen. Und wo in aller Welt konnte man so etwas lernen? In der nächsten Supervision mit dem uns betreuenden Professor sprach ich ihn darauf an. Er kannte das Buch nicht, aber sein Kommentar war ernüchternd: „Vorsicht“, sagte er, „bei diesen integrativen Methoden. Das ist nicht seriös“. Schade, dachte ich, und glaubte ihm nicht. Fünf oder sechs Jahre später, als der Mailänder Ansatz in Deutschland gelehrt wurde, war ich an Bord. Der Zickzackkurs zwischen Konstruktionen und Dekonstruktionen von Wirklichkeiten, das Erlernen und Üben der Fragetechniken, das Tolerieren der Konfusion, die diese bei weitem nicht nur bei den Familien auslösten, bei denen die Fragen appliziert wurden, nahm einige Zeit in Anspruch, bis es ausreichend internalisiert war. Die spielerische Leichtigkeit ließ einige Zeit auf sich warten. „Wenn Ihr 200 Familien gesehen habt, könnt ihr es“, hatte Gunthard Weber in tröstender Absicht einmal prophezeit. Auf irgendeine Weise behielt er recht. Die Klientenfamilien hatten Rudi und ich zwar nicht gezählt, aber das „Navigieren beim Driften“ gelang leichter, zunehmend häufiger sogar leicht ... Viele Jahre später, bei einem Besuch des Centre Pompidou in Paris, hatte ich eine neue und gänzlich unerwartete Begegnung mit der möglichen Leichtigkeit des zirkulären Fragens. Die gesamte Ausstellung war thematisch und räumlich nach Überschriften neu geordnet worden. Der Raum, den ich betrat, trug die Inschrift „Kindheit“. Neben anderen Exponaten lief ein Video, die englischsprachig untertitelte Originalversion von „Big Business“ mit Stan Laurel und Oliver Hardy. Die beiden versuchen in dieser Episode, in Kalifornien Weihnachtsbäume zu verkaufen, klingeln an einer Haustür und verwickeln eine lokale Schönheit in einen Verkaufsdialog. „Would you like to buy a christmas tree?“ war die erste Frage, und als die Antwort der potentiellen Käuferin negativ ausfiel, folgte die 2. Frage: „Would your husband like to buy a christmas tree?“ Und auf die leicht kokettierende Replik „I have no husband ...“ folgte dann die völlig verblüffende und doch für Systemiker so eigentümlich vertraut wirkende dritte Frage: „... If you had a husband, would he like to buy a christmas tree?“ (Das Geschäft kam nicht zustande, aber der Film hat noch anderes zu bieten). Doch ich hatte etwas neues erfahren. Staunend und inspiriert nahm ich zur Kenntnis, dass die zirkulären Fragen kulturell stärker verankert sind, als ich das für möglich gehalten hatte. Das schmälert nicht die Leistungen der Pioniere. (Auch wenn Stan und Olli als Ideengeber meines Wissens in der Literatur nicht auftauchen...)

Posted by Tom Levold in Adventskalender, Beiträge at 00:00

Wednesday, December 11. 2013

Tom Levold: Lesen als Rettung

Als Kind und Jugendlicher habe ich Lesen als eine Art Rettung erfahren. Mit fünf verbrachte ich ein Woche im Krankenhaus, weil mir die Mandeln entfernt wurden. Ich habe noch heute den Geruch der Äthermaske in der Nase. Besuche der Eltern waren nur einmal am Tag für 30 Minuten erlaubt, was für mich als Säuglingsheimkind mit großen Trennungsängsten nur schwer auszuhalten war. Die Schmerzen im Hals in Verbindung mit meinem Heimweh führten dazu, dass ich praktisch den ganzen Tag weinte. Das war natürlich eine Zumutung für die anderen fünf Kinder im Krankenzimmer, die sich teilweise dort sehr wohl fühlten. Sie drückten mir daher alle verfügbaren Comic-Heftchen in die Hand, um mich abzulenken und ein bisschen Ruhe zu haben. Da ich noch nicht lesen konnte, hatte ich die Hefte zum Schrecken der anderen Kinder viel schnell durchgeblättert. Die Bilder sagten mir nicht viel. Mir wurde klar, dass sich mir der eigentliche Reiz der Geschichten nur erschließen würde, wenn ich schnell lesen lernen würde. Ich habe dann bereits vor Schulbeginn alles zu lieben und zu lesen begonnen, das Buchstaben enthielt. Kinderlektüre interessierte mich eigentlich nur am Rande. Ich wollte schnell in die Lesewelt der Erwachsenen hineinwachsen. Im dritten Schuljahr ackerte ich mich durch die Karl-May-Romane, natürlich nicht ohne von endlosen Landschaftsbeschreibungen gelangweilt zu werden. Mit der Einschulung im Gymnasium begann ich, täglich die Zeitung zu lesen, eine Gewohnheit, die ich auch heute noch - trotz aller Online-Informationsbeschaffung - genieße. Mit 14 legte ich mich regelmäßig mit der Bibliothekarin der Stadtbücherei an (ich nehme an, es war die Chefin), die mir keine Erwachsenenbücher ausleihen wollte und mich an die Regale mit Kinderbüchern verwies. Gottlob fand sich eine junge Bibliothekarin, die mir, wenn die Chefin nicht präsent war, alle möglichen Geschichtsbücher auslieh - zu der Zeit beschäftigte ich mich geradezu zwanghaft mit dem zweiten Weltkrieg und seiner Vorgeschichte (in meiner Psychoanalyse fiel mir dann auf, dass mein Vater zum Zeitpunkt des Kriegsausbruches 14 Jahre alt war, mit mir aber nie darüber sprach). Mit 15 hatte ich dann auch das Bücherregal meiner Eltern weitgehend durch. In dieser ganzen Zeit wurde das Lesen zur Tür in ein Paralleluniversum, das mich jederzeit aus meinem bescheidenen real life erretten konnte. Das betraf schon immer Romane und „Sachbücher“ gleichermaßen. Bücher waren und sind für mich Symbol dieser zweiten Welt, in der alles möglich und alles miteinander zu verbinden und kombinieren ist - auch wenn ich beim Arbeiten mittlerweile PDFs und das Lesen auf meinem iPad bevorzuge, weil ich hier besser festhalten und speichern kann, was mir wichtig erscheint. Bücher wegzuwerfen fällt mir entsprechend schwer, obwohl auf meinen Regalen nicht mehr viel Platz ist. Meine Begeisterung für Theorie hat viel mit diesen Leseerfahrungen zu tun. Dass man nicht nur erlebt, sondern dieses Erleben durch Beobachtung und Beschreibung literarisch oder wissenschaftlich auf eine neue Ebene hebt, die sich ihrem Gegenstand gegenüber weitgehend autonom verhält, fasziniert mich bis heute. Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre floss meine Theoriebegeisterung als Schüler in die marxistische Literatur, die auf den baldigen Umsturz der kapitalistischen Gesellschaft vorbereiten sollte. Viel Marx & Engels im Original, dazu Ernest Mandel, Paul M. Sweezy usw., aber natürlich vor allem ohne Ende marxistische Sekundärliteratur, die die Welt klassenkämpferisch in Gut und Böse vorsortierte. Daneben viel Psychoanalyse als Gesellschaftskritik: Freud, Reich, Reiche usw. Freilich wurden aber unter der Flagge eines neuen Denkens wieder schnell neue Denkverbote installiert bzw. Vertreter anderer Modelle und Konzepte geächtet. Die „Kritik bürgerlicher Wissenschaften“ entlastete einige Jahrgänge revolutionärer Studenten davon, bürgerliche Wissenschaften im Original zu lesen, da man schon vorgekauft wusste, was man davon zu halten hatte. Diese Reminiszenz an meine Stadtbibliothekserfahrung führte bei mir zu einer gewissen Trotzhaltung, aus der heraus ich begann, mich für „bürgerliche Autoren“ zu interessieren. Für mich überraschenderweise waren diese offensichtlich nicht so dumm, wie sie der Kritik ihrer Theorien nach hätten sein müssen - auch (und gerade) wenn man theoretisch mit ihnen nicht übereinstimmte. Jedenfalls führte das dazu, dass ich mich 1976 entschloss, meine sozialwissenschaftliche Diplomarbeit über einen besonders reaktionären und an der Universität Bochum deshalb sehr verachteten Theorieansatz zu verfassen - die Systemtheorie Niklas Luhmanns. Im Unterschied zu den gängigen emanzipatorischen und kritischen Theorien schien mir die Systemtheorie in erster Linie eine Theorie sozialer Kontrolle zu sein - und das wollte ich herausarbeiten. Immerhin habe ich in dieser Zeit so gut wie alles von Luhmann gelesen, was bis dato von ihm veröffentlicht war, und das war schon eine Riesenmenge - lange vor der „autopoietischen Wende“. Trotz meiner sehr kritischen Haltung, die ich konsequent durchgehalten habe, begann mir die Lektüre Luhmanns immer mehr Spaß zu machen. Sein Spiel mit „Theoriearchitektur“, seine für mich völlig neue Begrifflichkeit, die vielen überraschenden Einsichten, die oft eher beiläufig daher kommen oder sich aus der Anwendung seiner abstrakten Konzepte auf konkrete Phänomene ergeben, haben mir von Anfang an Lust bereitet (auch wenn es eine gewisse Einarbeitungszeit erforderte). Das hat sich bis heute gehalten. Den ganzen Überblick habe ich natürlich nicht mehr, was bei einem Werk dieser Größenordnung kaum verwundern kann. Zwar las ich im Studium auch einen Sammelband, der bei Suhrkamp erschienen war und einige kommunikationstheoretische Arbeiten der Gruppe um Gregory Bateson enthielt (und u.a. von Niklas Luhmann und Jürgen Habermas herausgegeben wurde), allerdings wäre ich nicht im Traum darauf gekommen, dass Luhmann in meinem späteren Leben als Therapeut eine Rolle spielen

könnte, dass sich überhaupt Therapeuten für Luhmann interessieren könnten - ebenso wenig wie ich mir überhaupt vorstellen konnte, ein paar Jahre später selbst therapeutisch zu arbeiten. Es kommt halt anders als man denkt. Für meine systemische Entwicklung war allerdings die soziologische Basis und die frühe Beschäftigung mit Luhmann von außerordentlicher Bedeutung und es vermittelt außerordentlichen Spaß und Zufriedenheit, auch einer mittlerweile fast 40jährigen Lektüre immer noch neue Facetten abgewinnen zu können.

Posted by Tom Levold in Adventskalender, Beiträge at 00:00

Sunday, November 24. 2013

Matthias Ohler: Notiz zur Liberalen Ironikerin und zu Poetischem Denken

Richard Rorty gehört zu den Autoren, die in der systemischen Szene zu wenig wahrgenommen oder diskutiert werden. Eine von ihm eingeführte, sehr überzeugende Denk-Figur ist die der liberalen Ironikerin. Rorty stellt sie in seinem Buch *Kontingenz, Ironie und Solidarität* vor, das 1989 bei Cambridge University Press erschien und bereits im gleichen Jahr in deutscher Sprache bei Suhrkamp. So liest sich das: Dieses Buch versucht zu zeigen, wie es aussieht, wenn wir die Forderung nach einer Theorie, die das Öffentliche und das Private vereint, aufgeben und uns damit abfinden, die Forderungen nach Selbsterschaffung und nach Solidarität als gleichwertig, aber für alle Zeit inkommensurabel zu betrachten. Es zeichnet eine Gestalt, die ich „liberale Ironikerin“ nenne. Meine Definition des „Liberalen“ übernehme ich von Judith Shklar, die sagt, Liberale seien die Menschen, die meinen, dass Grausamkeit das schlimmste ist, was wir tun. „Ironikerin“ nenne ich eine Person, die der Tatsache ins Gesicht sieht, dass ihre zentralen Überzeugungen und Bedürfnisse kontingent sind – (...). Liberale Ironiker sind Menschen, die zu diesen nicht auf tiefste Gründe rückführbaren Bedürfnissen auch ihre eigenen Hoffnungen rechnen, (...) dass Leiden geringer wird, dass die Demütigung von Menschen durch Menschen vielleicht aufhört. Konkret führt die Exposition seines Ziels Richard Rorty zu der Überlegung: Der Prozeß, in dessen Verlauf wir allmählich andere Menschen als „einen von uns“ sehen statt als „jene“, hängt ab von der Genauigkeit, mit der beschrieben wird, wie fremde Menschen sind, und neubeschrieben, wie wir sind. Das ist eine Aufgabe (...) für Sparten wie Ethnographie, Zeitungsberichte, Comic-Hefte, Dokumentarstücke und vor allem Romane. (...) Auf systemtheoretisch könnte man, was Rorty avisiert, vielleicht so verstehen: der Gedanke, psychische, biologische und soziale Systeme würden nur in einem doch noch zu rettenden, bislang noch unverstandenen Ganzen unser Bild vom ganzheitlich zu verstehenden Menschen erlauben, führt in eine totalitäre, menschliche Möglichkeiten, menschlich zu sein, extrem behindernde Forderung nach Gleichschaltung. Ich verstehe die liberale Ironikerin als die Figur – oder sagen wir ruhig: als die Person, die das unternimmt, was ich mit poetisch denken bezeichne. Es ist eine Form des Denkens, die - unter Beibehaltung auch des Ziels von Verbindlichkeit - weniger argumentiert als vielmehr radikal beschreibt. Mit einem Anspruch auf Wahrheit allerdings, die sich aber in dem erweist, was uns jetzt möglich wird zu tun, das uns niemals eingefallen wäre, ja, wozu wir gar nicht in der Lage gewesen wären, bevor so beschrieben wurde. Hier sind Texte von Arendt, Beauvoir, Bonder, Camus, Freud, Heidegger, Lessing, Maturana, Proust, Reinhard, Simon, Wittgenstein und all die unveröffentlichten Wunderwerke der „Namenlosen“ nicht aufeinander reduzierbar, sondern am gleichen Webeprozess beteiligt – alle auch mit dem gleichen Risiko, zeitweise ausgemustert zu werden. Hannah Arendts Idee, niemand habe das Recht, zu gehorchen, ist so ein typisch poetisches Denken. Durch ihren geschickten sprachlichen Spielzug bringt Hannah Arendt die nur scheinbar unter gegenseitigem Ausschluss stehenden Sprachspiele gehorchen und ein Recht haben in einen Zusammenhang, wodurch zu gehorchen fürderhin immer eine Entscheidung sein wird, für die man selber die Verantwortung trägt. Insofern ist die Idee auch nicht selbstwidersprüchlich, wie von einigen, die sich's einfach machen wollen, behauptet wird, sondern überwindet den Kleingeist dieser Logik durch poetischen Scharfsinn. Könnte man sagen.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, June 16. 2013

Ein Gebäudeentwerfer

Wie schon an den vergangenen Sonntagen lesen Sie heute im systemmagazin salon einen literarischen Text von systemmagazin-Autor Rudolf Welter, den dritten von drei Auszügen aus seinem Buch "Leer Gut Geschichten", in dem sieben Figuren von ihren Erfahrungen mit Leergütern aller Art berichten. Sie gehen mit dem Begriff »Leergut« großzügig um, verstehen darunter sehr unterschiedliche Sachverhalte. Die einen erfinden Leergüter, andere verfremden deren Nutzung, wieder andere spielen sprachlich mit dem Begriff »Leergut«. Die Erzähler sind ein Kleidermacher, ein Flaschenverwender, eine Transportbehältersammlerin, ein Möbelbauer, eine Körperteilforscherin, ein Bücherschreiber und ein Gebäudeentwerfer. Das Buch ist im Aachener Lyrik- und Prosaverlag Karin Fischer erschienen. Zum dritten Teil („Ein Gebäudeentwerfer“)...

Posted by Tom Levold in Beiträge, Salon at 00:00

Thursday, May 9. 2013

Psychiatrische Diagnostik als "McGuffin"

Im psychiatriekritischen Internetforum "Mad in America. Science, Psychiatry and Community" haben Eugene Epstein (Foto), Manfred Wiesner und Lothar Duda anlässlich der aktuellen Veröffentlichung des DSM-V einen kritischen Beitrag über psychiatrische Diagnostik im Zuge der Globalisierung westlicher Psychiatrie und Psychotherapie verfasst, dessen deutsche Übersetzung heute in der Systemischen Bibliothek im systemmagazin erscheint. Im Abstract heißt es: "Die Autoren gehen von der These aus, dass der psychiatrische und der psychotherapeutische Diskurs (in der westlichen Welt) inzwischen die gesamte Gesellschaft infiltriert haben. Mit dem DSM-5 dehnen sich diese Diskurse weiter aus. Das Denken und Sprechen über psychisches Empfinden und Leiden wird damit zunehmend global uniformiert. Im Resonanzraum dieses Vokabulars sind wir alle potentielle PatientInnen. Hierdurch bietet sich das DSM-5 im Sinne eines „MacGuffins“ auch als Vehikel an, den Wirtschaftsfaktor psychiatrisch/psychotherapeutische Versorgung weiter am Laufen zu halten. Die Pathologisierung des Individuums und die Trübung des Blicks für gesellschaftliche Veränderungsnotwendigkeiten sind hierbei zwei Seiten einer Medaille. Der globalen Homogenisierung des Blicks auf psychisches Befinden stellen die Autoren die Kultivierung von Diversität bei der Beschreibung und Einordnung psychischen Empfindens und Leidens gegenüber. Sie proklamieren die Überwindung der Hegemonie des traditionellen psychiatrischen und psychotherapeutischen Diskurses und rufen dazu auf, mit der Entwicklung einer „posttherapeutischen Welt“ zu beginnen. In einer ersten Annäherung hieran gehen sie darauf ein, wie die Ausbildung von „Helfern“ im Lichte eines solchen veränderten Denkens gestaltet werden sollte." Zum vollständigen Text geht es hier...

Posted by Tom Levold in Beiträge, Bibliothek at 08:38

Tuesday, February 5. 2013

Die Befehle des Alltags. Glosse von Hartwig Hansen

„Vertrauen Sie Ihrem Bauchgefühl!“ Nein, das ist keine ermutigende Aufforderungsformulierung, die ich in der letzten Beratung verwendet habe, sondern steht mit großen Lettern auf einer Plakatwand, an der ich gestern auf dem Weg zur Arbeit vorbeifuhr. Ach, wieder so ein Imperativ, was wir zu tun und zu lassen haben. Diesmal also „Vertrauen Sie Ihrem Bauchgefühl!“ Und darunter „Vertrauen Sie uns! Schauinsland Reisen“. Mein Bauchgefühl sagt: Das ist dreist! Ich kenne die doch gar nicht ... Wieso befehlen sie mir, dass ich ihnen vertrauen soll? Vor Weihnachten waren mir die Plakate der „Hamburger Tafel“ aufgefallen. Darauf das Motiv eines strengen Nikolaus und der Slogan: „Schauen Sie nicht weg!“ Übersetzt: Anderen geht es nicht so gut wie Ihnen – Schauen Sie nicht weg, spenden Sie für die Tafel! Boah, fehlte nur noch die Rute des Nikolaus' auf den Plakaten und die Mahnung: „Warst du denn auch immer artig?“ Besonders auf die Nerven gehen mir diese permanenten „Jetzt wechseln!“-Aufrufe, die einen geradezu anschreien im Alltag. Wechseln Sie jetzt Ihren Mobilfunktarif, Ihren Pay-TV-Anbieter, Ihre Haarfarbe usw. Eine große Hamburger Bank wirbt mit dem Slogan: „Mit dem offiziellen HSV-Konto ist der HSV immer an Ihrer Seite. Jetzt wechseln!“ Will ich den HSV immer an meiner Seite? Nicht dass ich wüsste. Was soll ich bitte schön noch alles ändern in meinem Leben? Und zwar sofort! „Hier aussteigen für die Karriere!“, schlägt eine Zeitarbeitsfirma in der S-Bahn vor. Den Sicherheitshinweis: Aber bitte nicht während der Fahrt ... suche ich allerdings vergebens. Dafür fehlt in den Waggons nicht das Warnschild über den Türen: „Kommen Sie nicht auf die schiefe Bahn!“ Das meint nun allerdings die schiefe Bahn des Schwarzfahrens. Im Grunde werden wir jeden Tag angeschrien und gemaßregelt: Befehle, Imperative, Ausrufezeichen im öffentlichen Raum, wo man hinschaut. Von der leidigen Werbung im Fernsehen ganz zu schweigen. Mir gefällt das nicht, genauso wenig wie im privaten Telefongespräch, wenn ich dann mal wieder höre: „Mach's gut!“ oder „Werd schnell wieder gesund!“ – Das ist anstrengend. „Erfüllen Sie sich Ihre Träume!“ Raten Sie mal, wer mir das entgegenschleudert. Das kann alles sein, da haben Sie recht. Diesmal ist es ein Synonym für: Notleidende Banken bitten um Ihre Hilfe bei ihrer Rettung. Nehmen Sie jetzt Ihren persönlichen Privatkredit auf! Sonst verdienen wir nichts mehr. „Erfüllen Sie sich Ihre Träume!“ Logisch. Das beste Imperativ-Plakat fand ich allerdings vor ein paar Wochen in einem Einkaufszentrum. Das Schild im Schaufenster war schlicht, aber deutlich: „Jetzt stricken lernen!“ Ich schaute durchs Fenster in den Verkaufsraum: Die Wandregale voll von Wollknäueln und Strickzeitschriften. Ich fühlte mich nicht wirklich angesprochen, musste aber kurz überlegen, was passieren würde, wenn ich nicht sofort diesen Laden betreten und kundtun würde: „Sie haben recht. Ja, ich muss heute noch stricken lernen!“ Wahrscheinlich würde ich sofort den Weltuntergang auslösen. Dann vielleicht doch lieber sofort stricken lernen! Wie war das noch? Vertrauen Sie Ihrem Bauchgefühl! Meins sagt: Lasst mich doch alle in Ruhe!!!

Hartwig Hansen

Posted by Tom Levold in Beiträge at 15:40

Wednesday, December 26. 2012

Wenn's kommt, dann kommt's richtig

Zum Abschluss des diesjährigen Adventskalenders schreibt Ulrich Sollmann aus Bochum über eine Reise nach Indien...Es war einmal eine Reise nach Indien, bei der ich wie so manch anderer in der damaligen Zeit (ich glaube, wir schrieben das Jahr 1976) auf der Suche nach einem alten Mann war, der unter einem noch älteren Baum saß und gerade durch seine anmutige, in sich ruhende Haltung und natürlich den entsprechenden weissen, langen, weißen Bart, die (aus heutiger Sicht natürlich idealisierte) erhoffte Weisheit verkörperte, um an dieser Weisheit zu partizipieren. Damals, mit dem Auto unterwegs nach Indien, machte ich derweil so manche eigentümliche Erfahrung. Eine dieser Erfahrungen erschütterte mich und mein Verständnis davon, wie die Welt wohl zu funktionieren habe. Aber leider nicht funktionierte. In Südindien, in der Nähe von Madras, wurde mir über Nacht meine Fotoausrüstung gestohlen. Ich hatte eine Ahnung, wer der Dieb wohl hätte sein können, wähnte mich daher sicher, als ich die Polizei beauftragte, den Dieb zu suchen. Der Polizist, ein freundlicher Inder, setzte sich zu mir und wollte den Vorfall aufnehmen. Ganz zu meiner Überraschung fragte er sehr ausführlich nach den Dingen, die nicht gestohlen wurden, die also noch da waren. Dinge, die der Dieb zurückgelassen hatte. Trotz meines mehrfachen Drängens bemühte er sich weiterhin gerade diese Dinge aufzulisten, um mich mit einem weiterhin freundlichen Lächeln zu verträsten: Es bliebe ja immer noch genug Zeit, den Dieb zu suchen, ich sollte mich doch nicht so eilen. Wenn's kommt, dann kommt's richtig! - Ich verstand damals Gott und die Welt nicht mehr, hatte ich doch Sorge, dass je länger wir warteten, desto weiter sich der Dieb vom Tatort entfernen könnte. Zwar wusste ich um die kulturellen Unterschiede zwischen Deutschland und Indien. War daher mental gut vorbereitet. Zwar hatte ich mich, da ich mit dem Auto unterwegs war und so einige Zeit bereits in Indien verbracht hatte, an die dortigen Gepflogenheiten gewöhnt. Jetzt, im Ernstfall, versagte aber all mein so erworbenes kulturelles Wissen. Ich fühlte mich radikal auf mich selbst zurückgeworfen, spürte die Erschütterung in meinem Körper, konnte nur noch aufspringen, als der Polizist weiterhin lächelte und mich befragte, um im Raum auf und abzurennen. All das, was ich wusste, all das, was ich mir vorgenommen hatte, all das, was mir geraten wurde, all das funktionierte auf einmal nicht mehr, und ich erlebte mich nur noch körperlich tief erschüttert und gerade diesem körperlichen Erlebensprozess ausgeliefert. Schnitt. -Inzwischen bin ich in verschiedenen kulturellen Kontexten beruflich unterwegs. Sei es in der Arbeit mit Kroaten in der Ausbildung, sei es in dem kollegialen Austausch mit Chinesen über Kommunikation und Psychotherapie im interkulturellen Kontext. Sei es über Workshops bei internationalen Kongressen. In der Regel, wenn die mir sonst vertrauten Möglichkeiten des Verstehens und des Austauschs versagen, erlebe ich eine ähnliche, unmissverständliche, körperliche Resonanz, wie damals in Indien. Inzwischen bin ich immer noch erschüttert (das kann dann starke Verunsicherung, aber auch überraschende Freude und Neugier sein). Und doch bringen mich solche Erfahrungen nicht mehr so aus dem Lot wie es damals der Fall war, bedingt durch das freundliche Lächeln und die doch so ganz einfachen Fragen des indischen Polizisten es vermochten. Die Begegnung in der Arbeit mit Menschen aus anderen Kulturkreisen, vor allem wenn die Worte versagen, wird erleichtert gerade durch solche körperlich gespürten Erschütterungsprozesse. Erschütterungen auf beiden Seiten. Erschütterungen, die mich wach halten. Erschütterungen, die, wenn beim anderen wahrgenommen, gegenseitiges implizites Verstehen erleichtern. Inzwischen bin ich davon überzeugt, dass es ein nicht zu unterschätzendes Merkmal von interkulturellen Erfahrungsprozessen ist, auf solche paradoxen Begegnungen zu stoßen. Man kann ihnen nicht entgehen, sind sie doch gerade auch Merkmal einer interkulturellen Erfahrung. Und das ist auch gut so. Übrigens, natürlich habe ich den weisen Mann mit dem weißen Bart in sich ruhend unter dem alten Baum nicht getroffen. Stattdessen bin ich mir selbst begegnet und habe gemerkt, wo immer ich hingehe, habe ich mich selbst im Rucksack mit dabei.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Tuesday, December 25. 2012

Am anderen Ende der Welt und total vernetzt

Normalerweise ist bei jedem Adventskalender am 24.12. Schluss. Deshalb gibt es für den 25.12. auch kein Adventskalenderbildchen. Ich habe aber versprochen, alle eingegangenen Beiträge für den diesjährigen Kalender zu veröffentlichen, und deshalb gibt es heute und morgen noch an dieser Stelle die beiden letzten Texte zum Thema interkultureller Begegnung. Lisa Reelsen, Lehrerin mit systemischer Weiterbildung und langjährige systemmagazin-Leserin, hat schon in den vergangenen Jahren etwas zu den Adventskalendern beigesteuert. Dieses Mal schreibt sie aus dem sommerlichen Chile, wo sie seit Jahresanfang tätig ist. Schreiben über interkulturelle Begegnungen in Beratungssituationen? Keine Zeit dafür, ich lebe sie täglich, die Begegnungen, und erlebe die damit eng verbundenen Herausforderungen an mich. So dachte ich, als ich das diesjährige Thema für den Adventskalender las. In dieser Woche blieben 2 Armbanduhr und ein Wecker stehen. Vielleicht doch ein Hinweis darauf, mal kurz in der besinnlichen Zeit inne zu halten und einen Rückblick zu wagen? Seit Februar 2012 bin ich nun beruflich in Chile, dem Land, das ich vor 20 Jahren bereist hatte. Ich arbeite in Santiago als Dozentin an Deutschlands weltweit kleinsten Pädagogischen Hochschule und bin stolze Besitzerin einer chilenischen RUT (Rol Unico Tributario), einer sogenannten Seriensteuernummer, die jeder Chilene besitzt und auswendig kennt und die sich das ganze Leben lang nicht mehr verändert. Ich habe lange darauf gewartet, denn ohne den Ausweis mit dieser Nummer kann man keine Internetverbindung beantragen, keinen Handy-Vertrag abschließen und nicht mal einen Kühlschrank kaufen. Das Land begeistert mich. Die Menschen, denen ich begegne, sind sehr freundlich und ich fühle mich wohl. Völlig neue Düfte im Frühling konnte ich hier im November genießen, die Natur ist überwältigend. Der Umgang mit Zeit allerdings ist ein wahrnehmbar anderer hier. Obwohl ich die Erfahrungen damit im südamerikanischen Bereich schon wiederholt machen konnte, wirft es mich nach einigen Jahren Aufenthalt in Deutschland doch immer wieder zurück in die feste Erwartung von Pünktlichkeit, Einhaltung vereinbarter Gesprächszeiten und Effizienz. Und genau das wird als „typisch deutsch“ belächelt. Tja, so deutsch kann man sein, auch ich wohl. An den Kassen im Baumarkt sind lange Schlangen, ich stehe mittendrin und meine Geduld scheint nicht besonders groß zu sein. Ich werde unruhig und schaue mit etwas düsterem Blick auf die Kassiererin, die sich deshalb oder angesichts der langen Schlange noch lange nicht anschiekt, auch nur eine Spur schneller zu arbeiten. Ich schaue mich um und sehe tatsächlich keine genervten Gesichter. Man unterhält sich nett, schaut fröhlich auf die Weihnachtsdekoration. Gut, dann übe ich mich etwas in Geduld und Demut. Nimm es als Lerngeschenk, mahnt es in mir. So beginnen auch meine Veranstaltungen. Fröhliche Studentinnen und Studenten begrüßen mich mit Wangenkuss. Viele kommen zu spät, holen zuerst ihr Handy aus ihren Taschen und legen es auf den Tisch. Andere klappen gleich ihren laptop auf. Tja, ich beginne wie üblich freundlich und relativ sachlich das Seminar mit der Bekanntgabe des Themas und der Intentionen. Es klingelt ein Handy, dann das Zweite, jemand geht mit dem Handy raus, ein anderer kommt dazu. Manche beginnen zu frühstücken, denn sie hatten eine lange Fahrt und andere schlafen aus gleichem Grund fast ein. Das war ich nicht gewohnt. Seit elf Jahren bin ich nun in der Lehrerbildung tätig und die Lehrer*innen in Deutschland sind Beamte auf Probe und haben somit quasi die Dienstpflicht, pünktlich zu sein. Ich überlege, wie ich vermitteln kann, dass ich das Verhalten, vor allem das dauernde Schauen auf den Bildschirm des Handys, als respektlos empfinde, ohne durch meine Direktheit selbst respektlos zu erscheinen. Ich bitte freundlich darum, die Handys auszuschalten und in die Taschen zu packen. Das klappt zunächst gar nicht. Das sei eben so hier und ein kultureller Unterschied, heißt es, jeder habe sein Handy permanent im Blickfeld. Ich habe ja bedingt noch Verständnis dafür, gehe auch selten ohne Handy aus dem Haus, doch während der Veranstaltungen brauche ich es doch nicht, erkläre ich den Studenten. Schon wieder klingelt ein Handy. Ich schaue wegen der Unterbrechung empört in die Runde. „Es kommt aus Ihrer Tasche“, grinst eine Studentin. In der Tat, ich hatte mir ein neues gekauft, kannte den Klingelton noch nicht und hatte es offensichtlich auch vergessen auszustellen. Köstliche Erheiterung in der ganzen Gruppe, auch ich muss lachen. Im Laufe des Jahres lassen die Studenten ihre Handys nur noch aus ihren Taschen brummen und summen. Ob die Bevorzugung der direkten Kommunikation etwas mit der Attraktivität meiner Veranstaltungen zu tun hat, möchte ich gerne glauben. Doch ich vermute eher, man hat sich einfach nur meines Anliegens erbarmt. Im Restaurant neulich schaute ich mich um. Tatsächlich viele Handys lagen auf den Tischen. Ich erblickte ein Ehepaar mit ihren 2 kleinen Kindern. Die Eltern unterhielten sich miteinander, während die höchstens 3 oder 4 Jahre alten Kinder (vermutlich noch jünger) beide mit ihrem I-Pad umgingen wie die Experten. Ich war beeindruckt von so viel Medienkompetenz, aber auch gleichzeitig ziemlich sprachlos. Dass auch einige Lehrerinnen in den Schulen während einer Unterrichtsmitschau und den anschließenden Beratungsgesprächen ihre Handys auf den Tisch legten, konnte mich nicht mehr irritieren. Die Studentinnen des letzten Studienjahres spiegelten mich in der Abschlussfeier in einem Sketch wunderbar und sehr wohlwollend in einer Parodie zu meinem Verhalten und wohl meinem Lieblingswort in der Didaktik-Veranstaltung: „Transparenz im Unterricht“. Schüler/innen sollen ja schließlich wissen, was sie lernen können. Anfangs wusste ich noch nicht, was ich alles lernen würde, aber meine Lernergebnisse sind vielfältig. Nach einem langen intensiven Jahr voller

neuer Erfahrungen und wunderbaren Begegnungen führen eine Freundin und ich am Wochenende mit dem Bus ans Meer. Nach ein und einer halben Stunde Bewegung setzten wir uns in ein Strandlokal. Wir schauten aufs Wasser. Da man Handtaschen in Chile auf keinen Fall auf den Boden stellt, auch nicht zu Hause, da sie sonst Beine bekämen, sagt man, lasse ich meine auf dem Schoß und packe reflexartig mein Handy auf den Tisch. Unter dem entsetzten Blick meiner Freundin lasse ich es schnell wieder in der Tasche verschwinden. Mein hilfloses „Ich wollte doch nur kurz...“ schützt mich nicht mehr vor ihrem strafenden Kommentar. Heute noch bringe ich meine Uhren zur Reparatur, oder vielleicht auch erst morgen oder übermorgen, mal sehen...Vielleicht lasse ich mich auch absurderweise im Einkaufscenter bei 30 Grad Außentemperatur in einer riesigen Schneekugel, durch die Styroporkugeln geblasen werden, mit einem Weihnachtsmann in einer Kutsche fotografieren. Ich habe nun ja Zeit, der Urlaub beginnt. Oh du fröhliche Weihnachtszeit. Mein Handy klingelt, ich muss los.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Monday, December 24. 2012

Bleiben will ich, wo ich nie gewesen bin

Das Türchen zum Weihnachtstag im systemmagazin-Adventskalender macht heute Lothar Eder mit einer Geschichte über eine Kultur auf, die verloren zu gehen droht: Wenn man wie ich ursprünglich aus Niederbayern kommt, dort wo der Bayerische Wald liegt, fällt es nicht schwer, Menschen aus anderen Kulturen zu begegnen. Das Fremdartige fängt dann bereits in Oberbayern an, von München ganz zu schweigen. Norddeutschland beginnt spätestens ab Frankfurt, und Augsburg und Aschaffenburg sind eigentlich schon Ausland. Doch im Ernst: Psychotherapie ist ein Begegnungsraum, in dem man fortwährend auf Andersartiges, Fremdes trifft, und dieses Fremde enthält doch immer auch Vertrautes, Bekanntes, und geht dadurch in Resonanz mit dem eigenen Innenraum. Wenn ich über Begegnungen mit fremden Kulturen nachdenke, fällt mir ein Patient ein, der meine Deutsche Nationalität hat, paradoxerweise aber dennoch aus einem anderen Kulturkreis kommt: er stammt aus der ehemaligen DDR, einem vergangenen Land, das mir entfernt vertraut und letztlich doch so fremd ist, als habe es auf einem anderen Kontinent gelegen. Es kam zu mir in die Therapie letztes Jahr, ein älterer Mann, er war Mitte Sechzig, also noch nicht wirklich alt, aber er wirkte alt und sah sehr alt aus. Zum einen lag dies an seiner äußeren Erscheinung, er hatte fahle und sehr faltige, fast morsche Haut, war gebeugt und sehr hager. Zudem haftete ihm etwas sehr Trauriges an. Alles in allem war er tief erschöpft und niedergeschlagen. Das war angesichts seiner Geschichte auch nicht verwunderlich. In der DDR war es ihm als junger Mann zu eng geworden, somit unternahm er einige Fluchtversuche, die zunächst zu Verhaftungen und Gefängnisaufenthalten führten. Schließlich gelang ihm die Flucht über die damalige Tschechoslowakei, im Motorraum eines LKW. Die Eltern und Verwandten hatte er nicht eingeweiht. Deutlich erinnerte er das schmerzvolle Schreien der Mutter am Telefon, als er vom Westen aus anrief und sie über die Flucht informierte. „Mein Sohn, mein Sohn“ habe sie nur geschrien und konnte sich nicht beruhigen. Als er davon erzählte, wurde spürbar, dass er diesen Schrei vor seinem inneren Ohr so hörte als geschähe er gerade eben. 16 Jahre zuvor war bereits eine seiner Schwestern geflohen, und damals, in den 60er und 70er Jahren, gab es so gut wie keine Aussicht, sich je wieder zu sehen. Im Westen Fuß zu fassen gelang ihm nie wirklich, trotz eines erfolgreichen Studiums und eines ebensolchen Berufslebens bis zur mittlerweiligen Rente. Von Westdeutschland aus unterstützte er die Flucht mehrerer Freunde, was ihm eine Aufgabe gab. Die damalige linksorientierte Haltung seiner Kommilitonen befremdete ihn, der den „real existierenden Sozialismus“ hautnah mitbekommen hatte. Er schilderte das in einer netten kleinen Episode. Mit einem Mitstudenten sei er, immer noch fasziniert vom glitzernden Warenangebot, in einem Kaufhaus umhergegangen und habe mit ironischem Unterton bemerkt, dies hier sei ja wohl ein herausragendes Beispiel für den vor sich hinfaulenden Kapitalismus. Jedem DDR-Bürger wären seiner Meinung nach die Augen aus dem Kopf getreten und es wäre ihm gewiss keine antikapitalistische Kampfpapare in den Sinn gekommen beim Anblick dieser Fülle. Der Kommilitone aber habe die Ironie nicht bemerkt und habe sehr ernst und beifällig mit dem Kopf genickt. Er selbst sei sich damals vorgekommen wie in einem Museum und habe sich manchmal gewundert, dass die Leute in diesem sonderbaren Land Deutsch sprächen. Seine Ehe mit einer Südländerin ist letztlich nicht glücklich verlaufen, ein Sohn, als Frühgeburt zur Welt gekommen, starb bald nach der Geburt. Den Verlust hat das Paar zu keiner Zeit mitsammen verarbeitet, er selbst kann nicht verstehen, dass die Frau so tue, als sei der Sohn nie dagewesen. Das Paar adoptierte eine Tochter, seine Frau jedoch tat dies nur halbherzig, sodass auch hieraus ein Konflikthema wurde. Vor mehr als zwanzig Jahren hatte er seinen ersten Psychiatrieaufenthalt, dem weitere folgten. Die Therapie bestand aus Medikamentengaben gegen Depressionen. Antriebslos und wie gelähmt sei er oft, und es bedurfte keiner großen Deutungskompetenz, zusammen mit ihm dahinter seine Erschöpfung, seinen Schmerz und seine Trauer zu erkennen. Ich erzähle von diesem Patienten aber vor allem deshalb, weil er ein großartiger Erzähler ist und weil in seinen Erzählungen die Zeit still zu stehen scheint. Nein, er ist kein Rafik Schami, aber er erzählt von einer längst vergangenen Zeit, die schon deshalb nicht mehr wiederkommen kann, weil das Land, in das diese Zeit gehört, gestorben ist. Und dieses Erzählen ist paradox. Denn er hat diese vermeintliche Idylle ja voller Abscheu verlassen, und ist darüber ein Heimatloser geworden. Es gibt ein Gedicht von Thomas Brasch, das lautet „Was ich habe, will ich nicht verlieren, aber Wo ich bin, will ich nicht bleiben, aber Die ich liebe, will ich nicht verlassen, aber Die ich kenne, will ich nicht mehr sehen, aber Wo ich lebe, da will ich nicht sterben, aber Wo ich sterbe, da will ich nicht hin: Bleiben will ich, wo ich nie gewesen bin.“ Ich erinnerte es nur bruchstückhaft, kannte auch den Titel nicht, aber ich empfahl es ihm zu lesen. Als er in der nächsten Stunde berichtete (er hatte es in einer Anthologie gefunden), war er tief berührt (was bei einem depressiv strukturierten Patienten äußerst positiv zu werten ist). Die Eltern, die – gegen die herrschende politische Linie – einen kleinen Betrieb hatten, hätten von früh bis spät gearbeitet. Aber es habe keine Hektik gegeben. Sie hätten immer Zeit gehabt, wenn er einen Ansprechpartner gebraucht habe. Und man sei jeden Abend beisammen gesessen, die Familie und die Angestellten, und dann sei gegessen und gesungen worden. So gerne würde er wieder mit anderen gemeinsam singen, nicht im Chor, sondern abends am Tisch. Empört schaut er, als er davon erzählt, dass heute Fernsehen und Internet regierten. Mehrmals habe er den Test „auf die modernen Zeiten“ gemacht. Als Beispiel erzählt er die Suche nach neuen

Winterreifen. Vor 20 Jahren noch hätte er sich, wenn er neue Winterreifen gebraucht hätte, mit Freunden zum Bier getroffen, und sie hätten miteinander beratschlagt. Wenn er heute einen Frage, bekäme er nur noch zur Antwort, er solle doch im Internet nachschauen. So war dieser Mann ein Suchender, mit Proust auf der Suche nach der oder besser nach seiner verlorenen Zeit. Und dies in der Gewissheit, dass diese Zeit nicht wiederkommen kann. Diese unstillbare Sehnsucht danach aber trieb und treibt ihn um. Die Verluste, der Schmerz und die Trauer hatten ihn wund gerieben und so gebrauchte er mehrmals eine treffende Metapher: er fühle sich oft, als habe er keine Haut mehr. Der Patient sprach etwas an, was mich selbst sehr beschäftigt. Es soll ja vorkommen, dass Therapeuten mit dem was Patienten erzählen, in Resonanz gehen und nicht nur umgekehrt. Er erzählte nämlich von etwas, was es immer weniger gibt. Vom Zeithaben, vom Sich-Zeit-nehmen, vom unabgelenkten Zusammensein mit anderen. Vor allem kam dies in seinen Erzählungen von den vergangenen Weihnachtsfesten in seiner Herkunftsfamilie zum Ausdruck. Wie da wochenlang vorher gebacken worden war, wie das ganze Haus geduftet hat, wie es immer geheimnisvoller wurde je näher der Weihnachtstag rückte, wie die Räuchermännchen aufgestellt wurden und wie dann die Familie zusammengesessen hat und miteinander gesungen hat. Wer könne denn heute noch Weihnachtslieder singen? Da werde doch der Fernseher angemacht oder die CD aufgelegt, aber das sei doch etwas ganz anderes. Wir haben alles, sagt er einmal, Kühlschrank und Waschmaschine, aber Zeit haben wir nicht mehr. Ich finde, er hat Recht. Er erzählt von einem Verlust, den wir in Kauf oder zumindest hinnehmen. Wer nimmt sich tatsächlich die Zeit, mit anderen stundenlang zu sitzen und gar zu singen, ohne daran zu denken, dass er ja mal „seine Emails checken“ oder mal in seinem Smartphone in Facebook gehen sollte? Es scheint uns allen etwas verloren gegangen zu sein, nicht nur diesem Patienten. Dann unterbrach er die Therapie für mehrere Monate, weil er mit seiner Frau in das Haus in einem südeuropäischen Bergdorf fahren wollte, das sie vor langer Zeit gekauft hatten und in dem sie viele Jahre nicht gewesen waren. Ein Abenteuer. Denn vieles würde zu reparieren sein nach so langer Zeit. Und ob die Matratzen noch zu gebrauchen seien, sei ungewiss. Aber dort verginge die Zeit langsamer. Wenige Menschen seien noch in diesen Bergdörfern, die meisten hätten sie verlassen, um in die Stadt zu gehen. Wenn man aber durchs Dorf gehe, um eine Besorgung zu machen, müsse man einen halben Tag einplanen, denn mit jedem den man unterwegs trafe, ergebe sich ein Plausch. Als er zurückkam, ging es ihm besser. Seine Traurigkeit schien eine Heimat gefunden zu haben. Auf der Reise durch Europa sei im schmerzlich klar geworden, dass Europa im Äußeren immer gleicher werde, eine Reise sei kein Abenteuer mehr wie noch vor 30 oder 40 Jahren. Auch hier kommt er wieder in eine Erzählung hinein, die über Südeuropa in die DDR und zu seinem anfänglichen Leben im Westen führt. Und es wird klar, dass diese Orte sich verbinden durch die Themen, über die er spricht. Traurig mache ihn, dass Dinge aus der Welt verschwänden und nicht mehr wiederkämen, weil niemand mehr sie wisse, z.B. die alten Handwerke. In seinem Bergdorf sei er in einer Welt gewesen, in der fast niemand mehr lebt; die Dörfer sind von den Jungen aufgegeben. „Die Leute verlassen ihre Träume“, sagt er, und: „Die Leute, die die Dörfer verlassen, sind oft fremd in der Welt“. Spätestens da wird klar, von wem er eigentlich spricht: von sich. Leute, die ihre Träume verlassen, ohne es zunächst zu wissen, sind danach fremd in der Welt. Sie suchen und finden nicht mehr, allenfalls vorübergehend. Die Zeit dort aber habe ihm gut getan: weniger Ärzte, weniger Telefonate, weniger Schriftkram, mehr Beschaulichkeit. Er sei nicht mehr so depressiv, habe mehr Antrieb, sei körperlich aktiver, habe mehr Zutrauen in sich selbst. Und sein Schlaf sei besser. Er schaut kurz auf und ein seltenes Lächeln ist auf seinem Gesicht, dann ist die Stunde zu Ende.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, December 23. 2012

Diskriminierung und Rassismus

Heute schreibt Gerti Saxer, Einzel-, Paar- und Familientherapeutin mit einem Schwerpunkt auf der Beratung binationaler Paare in Rorschach in der Schweiz für den systemmagazin-Adventskalender: Als ich vor drei Wochen mit Berufskollegen in einem Restaurant sass, betraten zwei Frauen das Lokal, wobei die eine, mit indischer Herkunft, mich freundlich anschaute und während dem Essen immer wieder nach mir hinüberblickte. Mir kam sie auch bekannt vor, da ich aber mit vielen ausländischen Menschen zu tun habe, konnte ich sie nirgendwo einordnen. Als ich das Restaurant verlassen wollte, stand sie auf und sprach mich an: Grüezi Frau Saxer, wie geht es ihnen? Erst als ich nach ihren Familiennamen fragte, habe ich sie wiedererkannt. Vor gut 10 Jahre waren sie und ihr Mann bei mir in Beratung. Der Grund, er legte ihr kurz von der Hochzeit einen Ehevertrag vor, der sie sehr verletzte und sie sich deshalb weigerte, diesen zu unterschreiben. Er, Ingenieur und Lehrer an einer Berufsschule, lernte die wunderschöne Frau während seinen Ferien in einer dieser herrlichen Inseln im indischen Ozean kennen. Sie arbeitete dort im Hotel an der Rezeption, konnte deshalb bereits einige Fremdsprachen sprechen. Nach einer kurzen Zeit, während sie die Beziehung via Telefongespräche weiterführten, lud der Mann sie in die Schweiz zu einem Besuch ein. Sie entschieden sich zu heiraten, was zur Folge hatte, dass sie nicht mehr zurückreisen würde. Das war die Ausgangssituation. Ich bin selber Migrantin und war geübt in der Beratung mit Menschen aus Südamerika, dessen Kultur ich gut kannte. Hier war ich herausgefordert und meine interkulturellen Kompetenzen in der Beratung auf der Probe gestellt.

So konnten zwei wichtige Themen gut bearbeitet werden und ich dazu etwas ganz wichtiges gelernt. Als ich nachfragte, wer für und wer gegen diese Heirat war, kam da einiges zum Vorschein. Die Eltern des Bräutigams, sehr konservative Menschen aus der Innenschweiz, glaubten nicht, dass so eine Verbindung gelingen könnte. Der Vater der Braut, der muslimischen Religion zugehörend, fühlte sich in seiner Ehre verletzt, dass ein Fremder seine Tochter „geraubt“ hatte. Dann haben wir darüber gesprochen, wie er wieder zu seiner Ehre und Würde zurückfinden könnte, damit die Tochter nicht von der Familie ausgeschlossen würde. So haben wir einen Text eingeübt, wobei der Mann den Vater am Telefon um die Hand der Tochter beten sollte, was ihm zuerst sehr widerstrebte. Es tat es mit gutem Erfolg und wurde so von der Familie aufgenommen.

Dann gingen wir die Gründe nach, weshalb es der Frau so Mühe machte, den Vertrag zu unterschreiben, der sie von jeglichen finanziellen Vorteilen ausschloss. Das Paar konnte sich dann darauf einigen, dass der Mann ihr eine in ihrer Kultur üblichen „Brautgabe“ in Form eines Geldbetrages, entsprechend einer Ferienreise in der Heimat, auf ihr eigenes Konto überweisen würde. Das wäre für sie eine Garantie, dass wenn es mit der Beziehung nicht klappen würde oder sie starkes Heimweh bekäme, nach Hause reisen könnte.

Dann fragte ich der Frau, ob sie hier Erfahrungen mit Diskriminierung und Rassismus gemacht hätte, was sie verneinte. Wunderte mir auch nicht, denn nebst ihre Schönheit besass sie ein bezauberndes Lächeln und ausgezeichnete soziale Kompetenzen. Intuitiv frage ich den Mann, ob er irgendwelche Erfahrung der gleichen Art gemacht hätte. Er bekam gleich Tränen in den Augen und berichtete, ein Kollege, der die Frau gar nicht kannte, habe ihm im Lehrzimmer vor alle anderen gefragt, aus welchem „Katalog“ er seine Braut gekauft hätte. Seither gebe ich sehr darauf Acht, auch der einheimischer Partner oder Partnerin über Erfahrungen mit Diskriminierung anzusprechen.

Beim Abschied im Restaurant fragte ich der Frau, wie es ihnen gehe und ob sie Kinder hätten. Sie erzählte, sie hätte gleich im ersten Jahr hier eine Arbeit auf einer Bank bekommen und war immer noch dort. Die Ehe habe nur vier Jahre gedauert, sie seien geschieden, sie habe nicht wieder geheiratet. Von ihren Wurzeln hatte sie sich freiwillig getrennt, ihre Flügel wollte sie sich jedoch nicht stutzen lassen.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Saturday, December 22. 2012

Antidoron - die Geschichte vom gesegneten Brot

Weihnachten rückt näher. Zwei Tage vor dem Fest lässt uns Cornelia Tsirigotis, Schulleiterin einer Förderschule für Gehörlose in Frankfurt am Main und Herausgeberin der Zeitschrift für Systemische Therapie und Beratung hinter ihr Adventskalendertürchen schauen: Meinen kulturellen Rucksack habe ich in unterschiedlichen Lebensphasen gefüllt und umsortiert: Bruder mit Austauschschüler aus Griechenland, Kindheit mit ersten Gastarbeiterfamilien, deren Babys ich spazieren fahren durfte, ein Jahr in Griechenland nach dem Studium in einer Hütte ohne Strom und Wasser, mit Olivenernte, Arbeit in der Kneipe, mit Lektüre griechischer Zeitungen und Gedichte... und dann mit meinem Mann in nunmehr über 30jähriger bikultureller Lebenspartnerschaft mit vielfältigen Erfahrungen mit dem deutschen Umfeld wie mit der Familie in Griechenland. All das hat meine Perspektive und meine Haltung zum Thema Kultur immer wieder verändert, manchmal mit Tränen, immer bereichernd. In den unterschiedlichen Arbeitskontexten hatte ich es immer wieder mit KlientInnen, SchülerInnen, kundigen Menschen mit Migrationshintergrund zu tun und mit ganz unterschiedlichen Zugängen und Modellen der Gestaltung ihres eigenen kulturellen Wandels. Oft hat mir in Elterngesprächen mein griechischer Nachname als erster Türöffner geholfen: die Unterstellung, Diskriminationserfahrungen beim Leben in Deutschland zu kennen, oder Familiendruck aus der Heimat... Die Art, wie wir Geschichten aus der Arbeit mit KlientInnen aus anderen kulturellen Kontexten erzählen, verraten etwas von unserer Beobachterperspektive und von der Einstellung unserer Brille im kulturellen Rucksack. Vielleicht führt das dazu, dass mir die diesjährige Adventskalendergeschichte nicht so leicht aus der Feder fließt wie „Kongressgeschichten“ oder „systemische Begegnungen“. Mein derzeitiges Arbeitsfeld ist eine Schule und ein überregionales Beratungs- und Förderzentrum mit dem Förderschwerpunkt Hören. Die Schülerinnen und Schüler, die meine Stammschule besuchen und nicht in Regelschulen „inklusive“ beschult werden, haben zu 80 % Migrationshintergrund, durch ihre Hörschädigungen ist ihnen der Zugang zur Kommunikation doppelt erschwert, viele Familien sind von Armut betroffen. Darüber hinaus ist auch die Gehörlosen- und Gebärdenkultur ein Teil der kulturellen Herausforderungen meines Arbeitsalltags. Eine griechische Schülerin, nennen wir sie Aliki, hat und macht vielfältige Schwierigkeiten. Wenn sie sich ungerecht behandelt fühlt, flippt sie aus. In der Vergangenheit waren Aggressivität und das Erlangen von Selbstkontrolle immer wieder ein Thema. Die Kolleginnen haben sich angewöhnt, wenn sie mit ihr nicht mehr klarzukommen, sie zu mir zu schicken. Manchmal beruhigt die Muttersprache sie, manchmal, wenn sie gar nicht mehr zugänglich ist, redet sie auch mit mir „nur“ deutsch. Wenn sie dann wieder griechisch spricht, ist sie wieder „ansprechbar“, ist die Kraft der zuwendenden Beziehung wieder da. Die wenigsten „meiner“ SchülerInnen sind katholisch, der katholische, gebärdensprachkompetente Gehörlosenfarrer sehr engagiert. Er hat zurzeit eine Lerngruppe, die sich mit unterschiedlichen Religionen beschäftigt. So meldet er für die vergangene Woche eine Exkursion in die griechisch-orthodoxe Kirche an, die mich zu einem spontanen: „Ich gehe mit!“ veranlasst. Der dortige Pfarrer hat den Schülern sehr schön erklärt, was in der orthodoxen Kirche wichtig ist, die Ikonen, die Symbolik. Aliki wusste ganz viel und der Pfarrer bedankte sich immer wieder, da sie ihn an etwas erinnert hatte. Die anderen SchülerInnen waren interessiert und aufmerksam genug. Alle haben sich gut benommen. Aliki wurde als Expertin akzeptiert, das war eine ganz neue und sehr aufregende Erfahrung für sie. Wir bekamen, weil Feiertag war, ein gesegnetes Brot, Antidoron, geschenkt. Das konnten wir dann erst am nächsten Tag anschneiden. „Dazu“ hatte Aliki die Gruppe in der Pause zusammengetrommelt, ich hatte das Brot schön auf einen Teller mit Weihnachtsserviette platziert - und das Messer vergessen. Aliki stürzt hilfsbereit los, um eins zu organisieren. Wegen einiger Vorerfahrungen geben die Kollegen Aliki kein Messer, ich muss es selbst holen. Sie erklärt mir noch einmal, wie ich das Brot anschneiden soll. Ich lasse sie es selbst machen. Sie macht dreimal mit dem Messer das Kreuz darüber, wie es sich gehört vor dem Anschneiden. Sie verteilt das Brot an die Gruppe, an dazu kommende Lehrerinnen, an andere SchülerInnen, die interessiert dazu kommen. Wir heben je ein Stück für ihre Eltern, für unsere griechischen Putzfrauen und für meinen Mann auf. Aliki erlebt sich als Expertin für ihre Kultur, als selbstwirksam und von den anderen geschätzt. Ein Rahmen, in dem ein ganz anderes Verhalten möglich ist. Mich freut einfach so eine Entwicklung. Den Umständen zum Trotz.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Friday, December 21. 2012

Multifamilientherapie in einem Satz

Björn Enno Hermans, Leiter und Geschäftsführer eines Trägerverbundes der Jugend-, Familien- und Gefährdetenhilfe in Essen, Systemischer Supervisor und Therapeut in freier Praxis und stellvertretender DGSF-Vorsitzender macht heute den Adventskalender auf: Im Jahr 2007 hatte ich die Leitung der Tagesklinik der Elisabeth-Klinik (Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie und –psychotherapie) in Dortmund übernommen und nach einigen Monaten gemeinsam dort mit dem Team ein Multifamilientherapie-Angebot eingeführt. Begeistert und fast ein wenig „beseelt“ von diversen Workshops und Tagungen mit Eia Asen und anderen war ich überzeugt, dass genau ein solches Angebot das Richtige für die jeweils 10 Familien der 7-13 jährigen Kinder der Tagesklinik sei. Also starteten wir zunächst mit monatlichen Nachmittagen in einem benachbarten Theater, wo auch schon die Gruppentherapie stattfand, da die Tagesklinik für solche Veranstaltungen deutlich zu klein geraten war. Die ersten Termine verliefen auch toll; die Stimmung war lösungs- und ressourcenorientiert, die Bedenken der Skeptiker im Team sanken und auch bei den Familien stieg die Solidarität und damit Aktivität bei der Mitarbeit. Aufgrund der Lage der Tagesklinik mitten in der Stadt, kamen die Familien häufig aus vielen verschiedenen Herkunftsländern und Kulturen, manchmal bis zu 7 verschiedene Herkunftsländer bei 10 Kindern und ihren Familien. Nach den ersten Monaten dieses Angebots, gab es dann einen Multifamilientherapie-Termin, an dem nur noch zwei Familien teilnahmen, denen dieses Angebot schon vertraut war und insgesamt 8 neue Familien. Fast alle dieser Familien waren zu diesem Zeitpunkt sehr resigniert über die Symptomatik ihrer Kinder, die häufig in der Zuschreibung „ADHS“ zusammengefasst war. Viele waren von der Schule oder anderen Instanzen geschickt und hatten aufgrund der bisherigen Erfahrungen und des bisherigen Verlaufs wenig Hoffnung auf Veränderung. Das machten sie auch gleich in der Anfangsrunde der Multifamiliengruppe deutlich und so sollte es auch in den folgenden beiden Stunden bleiben. Es schien fast so, als ob das auch so sein müsste und jedes „Mehr“ an Lösungsorientierung geradezu eine Zumutung wäre. Einer der beiden Väter, die das Multifamilientherapie-Angebot nun schon länger kannten, erinnerte sich schnell an seinen ersten Termin in diesem Setting. Die aus der Türkei stammende Familie hatte sich mit ihrem 11-jährigen Sohn in eben einer solchen hilflosen und scheinbar ausweglosen Situation befunden und der Idee, nun mit vielen anderen Familien gemeinsam an Themen zu arbeiten, zunächst sehr wenig abgewinnen können. Mittlerweile hatte dieser türkische Vater jedoch die Erfahrung gemacht, dass sich in der Familie viele Themen hatten ansprechen und zum Teil auch klären lassen und sich die Symptomatik des Sohnes deutlich verändert und damit die gesamte Situation entspannt hatte. Dabei hatte er besonders auch die Multifamilientherapie als hilfreich und wirksam erlebt. So versuchte er in der besagten Sitzung nahezu alles, ja es glich einem „Werbefeldzug“ die anderen neuen Familien vom Sinn und den Möglichkeiten der Multifamilientherapie zu überzeugen. Dabei machte er viele Angebote, berichtete detailliert von den eigenen Erfahrungen usw. Zunächst leider ohne Erfolg, denn die versammelte Familienschar verharnte in ihrer Überzeugung, dass es für sie sicher kein hilfreiches Setting sei. Etwas enttäuscht ging dann also jener Vater nach Ende des Treffens neben mir zurück in Richtung Tagesklinik, wo anschließend immer ein Familien-Kaffeetrinken angeboten wurde. Nach einigem Schweigen, wandte er sich dann zu mir und sagte einen Satz auf türkisch, den ich nicht verstand, um ihn dann aber gleich zu übersetzen: „Ach, Herr Hermans, man müsste für die Anderen die Hoffnung erfinden“. Über diesen wunderbaren Satz sind wir dann nicht nur lange ins Gespräch gekommen und haben fast die gesamte nächste Multifamilientherapie zu diesem Thema gearbeitet; ich nutze ihn und diese schöne kleine Geschichte bis heute gerne als Titel und Auftakt für Vorträge und Workshops über Multifamilienarbeit. Besser und authentischer kann ich das Wirkprinzip nicht beschreiben.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Thursday, December 20. 2012

Das Training ist vorbei...!

Inge Liebel-Fryszter, Wolfgang Nöcker und Petra Girolstein (Foto: <http://www.praxis-am-platz.de>) waren im April dieses Jahres in China, um dort zusammen mit einem Team chinesischer Trainerinnen und Trainer eine Weiterbildung für 75 chinesische PsychiaterInnen und Psychotherapeuten zu leiten. Es handelte sich um das zweite von vier Seminaren innerhalb des "Fifth Chinese-German Advanced Training Program For Systemic Family Therapy", ein Kooperationsprojekt der Deutsch-Chinesischen Akademie für Psychotherapie, dem Institute Of Mental Health Beijing University und dem Center Of Clinical Psychology Beijing University. Petra Girolstein macht heute das 20. Adventskalendertürchen mit einem Bericht vom letzten Seminartag auf: Heute war der letzte Seminartag. Noch purzeln alle Eindrücke durcheinander. Am Anfang unsere Aufregung, die fremde Sprache, die große Gruppe, lectures auf Englisch! An jedem Tag gab es so viel Neues dass wir abends erfüllt und platt waren und uns erstaunt fragten ob wir wirklich erst ein, zwei oder drei Tage da wären. Die ersten lectures, der erste Abendvortrag, die erste Supervision, das erste Team mit den chinesischen Trainern, die erste Live-Familie! Wir drei, Wolfgang, Inge und ich, die erst eher zusammengewürfelt als abgestimmt schienen. In Deutschland hatten wir uns zweimal zur Vorbereitung getroffen, und in Beijing ging die Zusammenarbeit von null auf hundert los. Es ist uns gut gelungen! JedeR von uns konnte seinen oder ihren Stil leben und auf den Support der anderen bauen. Kooperationsmomente klappten nahezu mühelos und wir hatten viel Spaß! In der Mitte des Seminars erlebten wir eine Wende: Die Aufregung ließ nach, die Energie langsam auch. Es gab mehr Genuss auch während der Arbeit – und abends fielen wir halbtot ins Bett. Die chinesischen Teilnehmer machten es uns leicht. Kaum hatten wir Bilder oder Metaphern angesprochen, wetteiferten sie darum sie zu kreieren. Rollenspiele oder Aufstellungsarbeit waren kein Problem sondern immer eine energetische Freude. Zum ersten Mal in der Geschichte dieser Weiterbildung wurde bei einer Live-Familie mit Skulpturen gearbeitet. Dass es das erste Mal war erfuhren Wolfgang und ich zum Glück erst danach. Chinesen scheinen ihre Energie wie auf Knopfdruck nutzen zu können. Sie haben unglaubliche Talente beim Singen, Spielen und Erzählen – Letzteres brachte uns so manches Mal in die Bredouille, wenn wir den chinesischen Wortschwall stoppen wollten, nicht verstanden und deshalb keine Lücke fanden. Genauso schnell wie sie den Raum füllen verlassen sie ihn auch wieder, wie ein Spuk oder eine Erscheinung nach der man sich fragt ob man sie erlebt hat oder nicht. Wir lernten unglaublich viel von chinesischer (Familien-) Geschichte der letzten Jahrzehnte und staunten über manch unerwartete Unterschiede. In diesem Land scheint so viel im Umbruch und in tiefgreifenden Veränderungsprozessen zu sein, dass die Verführung groß ist mitmischen zu wollen. Es gäbe so viel zu tun für Therapeuten, Sozialarbeiter und Beraterinnen! Doch wäre es wirklich mehr als bei uns oder nur anders? Nun ist es Abend, fast Nacht. Wir waren in der Peking-Oper, ein irres Erlebnis an fremden Klängen und wunderschönen Stimmen. Die Klänge manchmal schrill für unsere Ohren, es fehlt die europäische Lieblichkeit. Hier gehen auch kleine Kinder und Jugendliche in die Oper, meist mit ihren Großeltern während die Eltern hinterherlaufen oder gar nicht da sind. Das Gebäude ist imposant und ein architektonisches Wunderwerk. Von außen sehen wir eine riesige gläserne Kuppel. Innen schwappt ein See über die Glasdecke und und Rolltreppen führen in Stockwerke die mit einer Vielzahl an Materialien und immer neuen Formen und Winkeln gebaut wurden. Nach der Vorstellung versuchten wir vergeblich ein Taxi anzuhalten. Schließlich fuhren wir zu dritt mit einer Riksha durch die Nacht bis der Radfahrer an einer Kreuzung ein Taxi für uns ergatterte. Der Taxifahrer brauchte eine Weile um zu entscheiden ob er uns fahren könne – Beijing ist anscheinend zu groß um alle Stadtteile kennen zu können. Schließlich brachte er uns unter unserem Applaus ins Hotel. Die erste Nacht nach dem Seminar wartet. Gute Nacht.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Wednesday, December 19, 2012

Sich zeigen ist Gold, reden ist Silber...

Wie gestern ist auch das heutige Adventskalendertürchen eine Gemeinschaftsproduktion von Liane Stephan und Mohammed El Hachimi aus Bergisch Gladbach: Ein Paar kommt zu uns in die Praxis. Sie ist Deutsche, er Schwarzafrikaner. Sie haben miteinander zwei Kinder im Alter von drei und sieben Jahren. Sie kommen wegen vieler Streitigkeiten in der Erziehung ihrer Kinder. Die Frau klagt: Mein Mann kennt Erziehung nicht. Er weiß nicht, wie man Grenzen setzen muss und was es heißt, Verantwortung zu übernehmen. Der Mann erwidert: Ich verstehe nicht, was meine Frau meint. Ich erziehe die Kinder, ich achte auf sie. Auf die Frage, was denn beide unter Erziehung verstünden, antwortet die Frau, es ginge darum, den Kindern klare Wege aufzuzeigen und entsprechend Grenzen zu setzen und Herausforderungen zu stellen. Der Mann betont dagegen, ihm sei wichtig, die Kinder unter sich spielen und einfach mitlaufen zu lassen, sie dürfen überall dabei sein, sie sind einfach da. Sie bräuchten keine spezielle Aufmerksamkeit. Im weiteren Gespräch bitten wir die beiden, mit Hilfe der in der Praxis vorhandenen Gegenstände ein typisches Bild ihrer eigenen Kindheit aufzubauen. Die Frau holt sich einen Stuhl und einen kleinen Tisch, sucht sich zwei Puppen aus und spielt auf dem Tisch ein Rollenspiel: Vater, Mutter, Kind. Sie sitzt dabei sehr aufrecht und akkurat. Der Mann nimmt sich ein Seil und formt einen größeren Kreis daraus. Er legt sich auf den Boden, die Beine überkreuzt, die Hände hinter dem Kopf und schaut in die „Sterne“, den „Himmel“, hört, wie die anderen Kinder mit einer Blechdose Fußball spielen, schreiende Babys ...alles wirbelt Staub auf. Nachdem sie erzählen konnten, welche Ressourcen in diesen beiden Bildern stecken und wie gerade diese Unterschiede die Kinder auch bereichern könnten, gibt es eine erste Annäherung an das gemeinsame Dritte.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Tuesday, December 18. 2012

Die Geschichte von einem, der nach Hause kam...

Heute öffnen Liane Stephan und Mohammed El Hachimi aus Bergisch Gladbach gemeinsam das Adventskalendertürchen: Ein kleiner vierjähriger Junge wird im Kindergarten wegen seiner Hautfarbe gehänselt. Die deutschstämmigen Eltern haben vor drei Jahren das Kind aus West-Afrika legal adoptiert. Er reagiert laut der Erzählung der Erzieher sehr aggressiv auf die Hänseleien. Er spuckte und schlug um sich etc., wodurch andere Kinder gefährdet seien. Den Eltern wird seitens des Kindergartens nahegelegt, für das Kind in einer Therapie oder einer anderen pädagogischen Einrichtung Unterstützung zu suchen. Die Adoptiveltern sind ratlos und glauben inzwischen nicht an eine Besserung. Sie haben schon alles mögliche versucht, mit der Kitaberaaterin, mit den Eltern der anderen Kinder und mit den Erziehern ausführliche Gespräche geführt. Ein Kita-Wechsel komme für sie aus beruflichen Gründen nicht in Frage. Aber auch die Kita weiß sich nicht mehr zu helfen. In der Therapie erklärt der Junge sein Verhalten mit den Worten: "sie ärgern mich und sagen ‚Neger, Neger‘ zu mir und dann muss ich mich wehren". Wir schlagen den Eltern ein Experiment vor: „Machen sie mit dem Kind in Westafrika eine Woche Urlaub und zeigen dem kleinen Jungen seine eigentliche Herkunft, jedoch sollten Sie auf keinen Fall die (allen dreien unbekannt) leiblichen Eltern suchen und treffen. Die Eltern sind einverstanden und führen die Reise wie vorgeschlagen durch. Nach der Rückreise berichten sie Folgendes: Es sei fast ein Wunder geschehen... Dem Jungen ginge es gut in der Kita, er würde jetzt auch nicht mehr aggressiv reagieren. Wenn die anderen Kinder ihn wieder mit dem Wort „Neger“ reizen wollten oder ansprächen, würde er antworten: "ja, ich war in Afrika, ich bin Afrikaner".

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Monday, December 17. 2012

Küsse aus Brasilien

Roswitha Keicher ist die Integrationsbeauftragte der Stadt Heilbronn, in deren Diensten mehr als 45 kulturelle Mittler/innen übersetzen, vermitteln und über kulturelle Unterschiede in Heilbronn aufklären. Sie sind im Einsatz bei Beratungsgesprächen verschiedener Einrichtungen aus dem professionellen Feld der Sozialen Arbeit. Aus deren Alltag hier eine Begebenheit mit einer brasilianischen kulturellen Mittlerin für das heutige Adventskalendertürchen: Wie immer saß die Kulturelle Mittlerin bereits vor dem eigentlichen Beratungsgespräch mit der Beraterin in deren Büro. Wie groß war die Verwunderung der Beraterin als die Klientin ins Büro hereintrat und die Kulturelle Mittlerin herzlich begrüßte, dabei umarmte und küsste. So eine Begrüßung würde in Deutschland nur eins bedeuten: dass diese Menschen ganz enge Freunde sind. Während des Gespräches übersetzte (zum großen Erstaunen der Beraterin) die Mittlerin dann neutral, kompetent und professionell. Keine Spur mehr von der vorherigen Emotionalität?! Die Beraterin war sichtlich verwirrt. Erst nach dem Gespräch fasste sie sich und fragte die Mittlerin, woher sie die Klientin so gut kenne?! Die Mittlerin war über diese Frage sichtlich überrascht und wollte wissen, wie die Beraterin darauf käme, woraufhin die Beraterin die Begrüßungssituation ansprach. Die Mittlerin lachte herzlich und erklärte, dass es in Brasilien beim Begrüßungsritual üblich ist, dass die Leute sich umarmen und fröhlich begrüßen - völlig unabhängig davon, ob man die Person persönlich kennt oder nicht. Beide waren erleichtert, dass es sich nur um ein kulturelles Missverständnis gehandelt hat, das zum Glück so schnell durch kompetente Aufklärung beseitigt werden konnte. Informationen zu den kulturellen Mittler/innen über integration@stadt-heilbronn.de

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, December 16. 2012

Mitmachen?

Edelgard Struß, systemische Supervisorin und Coach aus Köln, berichtet hinter dem heutigen Kalendertürchen von einer Supervision in einem multikulturellen Team: Supervision im 11köpfigen Team einer Institution, die Betreuung und Beratung für psychisch kranke Erwachsene anbietet: 9 deutsche Männer und Frauen, 2 türkische Frauen (sie sagen zu sich türkisch, obwohl sie beides sind, Deutsche wie Türkinnen). Eine deutsche Kollegin berichtet von einem Fall, einem jungen Mann, der seit zwei Jahren versucht, selbstständig in seinem Apartment zurechtzukommen. Sehr mühselig das Ganze. Die Eltern, griechische Türken, belagern ihren Sohn täglich und kümmern sich um alles. Am schlimmsten, sagt die Betreuerin, ist es, wenn ich mit den Eltern zu tun habe: sie fassen mich dauernd an, wenn wir reden, nicht zum Aushalten. Dieses Anfassen geht eigentlich gar nicht für mich, Handgeben am Anfang und am Ende geht klar, aber dann ist Schluss. In der Runde ist jetzt die Rede von der Übergriffigkeit der Eltern, distanzlosem Verhalten, Versuchen, die Betreuerin ins Familiensystem zu ziehen. Aber was habt ihr denn mit dem Anfassen! ruft eine türkische Kollegin. Das ist doch ganz normal! Die griechischen und türkischen Leute fassen sich dauernd an untereinander! Warum sollen sie euch nicht auch anfassen?! Ich versteh das nicht! Man blickt sich an in der Runde, einige sagen, ja, weiß ich auch nicht, dann wird das Thema fallen gelassen. Die deutsche Kollegin erzählt weiter. Ganz eigenartig sei auch, wie es zu den Treffen in der Wohnung des jungen Mannes komme. Wenn ich mich mit ihm verabrede, sagt sie, muss ich ihn immer ein-zwei Stunden vor dem Treffen anrufen und nochmal Bescheid sagen, dass ich um soundso viel Uhr komme. Ohne diese zusätzliche Ansage, so behauptet der junge Mann, vergesse er den Termin. Tatsächlich, lacht die Betreuerin, habe ich selbst schon einmal vergessen, ihn vorher anzurufen und ihn dann nicht angetroffen. Die Runde ist amüsiert über das Hin und Her der Vergesslichkeiten, findet aber, dass das eigentlich zu weit geht und dadurch das abhängige Verhalten des jungen Mannes gefördert werde. Irgendwie sei es aber wie ein Spiel, aus dem man nicht aussteigen kann, ohne dass etwas kaputt geht. Ist doch ein Spiel, sage ich, machen Sie mit! Das nächste Mal rufen sie ihn vorher an und sagen: Hören Sie mal, wie ist das eigentlich, sind wir heute verabredet!? Ja genau, sagt die türkische Kollegin, man muss mitmachen, wenigstens ein bisschen. Sonst geht es nicht.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Saturday, December 15. 2012

Psychotherapie kann so einfach sein. Eine interkulturelle Lernerfahrung

Heute ist Christian Zniva, Psychotherapeut in freier Praxis aus Linz in Österreich an der Reihe, ein Adventskalendertürchen zu öffnen: Die Geschichte, die ich erzählen will, stammt aus einem persönlichen Kontakt mit einem Priester aus Nigeria, der in Österreich seine Ausbildung zum Psychotherapeuten (Systemische Familientherapie) absolvierte. Meine Begegnung mit ihm fand in einer Veranstaltung zu dem Thema „Religion als Gegenüber, als Herausforderung und als Ressource für Psychotherapie“ statt. Beeindruckt hat mich die Einfachheit seines Vortrags. Zentraler Inhalt seiner Ausführungen war die Frage: „Wie kann man sich Psychotherapie in Nigeria vorstellen?“ Zwei Punkte, die mir besonders in Erinnerung geblieben sind, möchte ich an dieser Stelle kurz wieder geben. Der erste bezieht sich auf das Thema „Setting“, der zweite auf das Thema „Methodik“. Zum Setting: In Nigeria findet Psychotherapie immer in Anwesenheit der Familie statt. Dem Aussprechen von Problemen in Anwesenheit der Familie und dem Bekenntnis eigener Verantwortung zur Problementstehung vor der Familie wird in Nigeria eine heilende Funktion zugeschrieben. Intimität und Verschwiegenheit werden im Gegensatz zu unserem Kulturkreis nicht als lösungsfördernde Rahmenbedingungen angesehen. Vielmehr wird die Anwesenheit von Familie und anderen relevanten Personen als Ressource genutzt, ja geradezu als Voraussetzung für das Gelingen von Psychotherapie angesehen. Zur Methodik: In Nigeria hat das Ritual eine zentrale Funktion in der Psychotherapie. Gefragt nach den psychotherapeutischen rituellen Handlungen, die in Nigeria Anwendung finden, antwortete der Priester: „In Nigeria ist das ganz einfach. Es gibt fünf Sachen, die der Seele gut tun: Reden, Weinen, Lachen, Tanzen und Singen.“ Auch wenn ich mich nicht der Illusion hingeben will, Weisheiten aus Nigeria 1:1 auf Psychotherapie in Zentraleuropa übertragen zu können, leitete ich zwei Aspekte für meine Arbeit aus dem Vortrag ab. Erstens: Ich denke auch bei erwachsenen Klienten öfter daran das Setting zu erweitern und Personen aus dem Herkunftssystem in die Therapie einzuladen. Zweitens: Auch wenn Probleme komplex erscheinen mögen, können Lösungen einfach sein.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Friday, December 14. 2012

Küsse für den Therapeuten - Begrüßungsrituale

Kurt Ludewig, der das heutige Adventskalendertürchen öffnet, ist als Deutsch-Chilene ohnehin für kulturelle Unterschiede sensibilisiert, musste aber die Erfahrung machen, dass sich auch diese Unterschiede im Laufe der Zeit schneller ändern können als erwartet: In September 1987 wurde ich eingeladen, eine einmonatige Gastdozentur am Instituto de Psicología der Universidad de La Frontera in Temuco, Chile, durchzuführen. Ich sollte die dortigen Hochschuldozenten auf den neuesten Stand in Sachen systemisches Denken und systemische Praxis bringen. Als gebürtiger Chilene hatte ich, obwohl ich schon mehr als 25 Jahre im Ausland gelebt hatte, wenig Schwierigkeiten, mich in der spanischen Sprache zu Hause zu fühlen. Allenfalls fehlten mir hier und da einige Fachbegriffe, die ich dann aber auf Englisch äußerte, sodass einer der teilnehmenden Kollegen sie ins Spanische übersetzen konnte. Der jugendliche Slang und einige Sitten hatten sich seit meiner Auswanderung zwar etwas verändert, doch gelang es mir, fast alles zu verstehen und mich angemessen zu verhalten. Erstaunt war ich allerdings zunächst, als ich von den Frauen, die ich zum ersten Mal begegnete, gleich mit einem Wangenkuss begrüßt wurde. Der gegengeschlechtliche Wangenkuss hatte sich als Begrüßungszeremonie etabliert. Eine solche Form der Annäherung war damals in Deutschland ziemlich undenkbar und wäre als distanzlos bzw. grenzüberschreitend gewertet worden. Für mich war sie anfangs gewöhnungsbedürftig. Mit dem Wetter im südchilenischen Frühling hatte ich ebenfalls wenig Schwierigkeiten. Es war dort genau so kühl und regnerisch wie das Wetter im Hamburger Frühling, an den ich mich mittlerweile gewöhnt hatte. Die Stadtbilder der Gegend, aus der ich kam, nämlich Zentralchile, hatten sich stark verändert. Die gemächlichen Chalets und die baumschattigen Alleen, die meiner Geburtsstadt ein besonders Flair verliehen, waren größtenteils mehrstöckigen Wohnblöcken und breiten Autostraßen gewichen. Schließlich hatte sich die Bevölkerung im letzten Vierteljahrhundert mehr als verdoppelt. Chile stand zu der Zeit immer noch unter einer Militärdiktatur, und das hatte darüber hinaus Vieles im Umgang der Menschen untereinander verändert. An der Universität wurde ich früh gewarnt, sparsam mit öffentlichen politischen Äußerungen umzugehen, denn man rechnete damit, dass unter den Dozenten Spitzel waren. Bei privaten Treffen unter Menschen, die sich gegenseitig vertrauten, war es aber möglich, über alles offen zu reden. Und das tat man auch ausführlich. Man konnte dabei eine Ahnung davon bekommen, dass die Zeiten der Diktatur in nicht all zu großer Ferne zu Ende gehen würden. Das geschah auch zwei Jahre später, als der Diktator durch öffentliche freie Wahlen abgewählt wurde. Im Rahmen meiner Gastdozentur hatte ich mir vorgenommen, einige Live-Demonstrationen von Familientherapien durchzuführen. Dafür sollte die vorhandene Einwegscheibe genutzt werden. Die teilnehmenden Dozenten würden dem Familiengespräch von draußen anschauen und später mit mir diskutieren. Meine erste Sitzung mit einer chilenischen Familie hat mich zu Anfang ziemlich verunsichert, eigentlich sollte ich sagen: „Entwaffnet“. Es handelte sich um ein junges Ehepaar mit drei Kindern zwischen sechs und elf Jahren. Als ein in Deutschland, zumal in Norddeutschland beruflich sozialisierter Familientherapeut hatte ich mir angewöhnt, die Sitzung mit einer eher distanzierten Haltung zu beginnen. Das sollte sowohl der Familie als auch mir ermöglichen, uns langsam aneinander anzunähern, ohne uns durch zu starke Involviertheit gegenseitig zu überfordern. So war meine Erwartung auch, als die chilenische Familie den Therapieraum betrat. Ich ging auf sie zu und bot ihnen meine Hand zur Begrüßung an. Der Familienvater nahm meine Hand und drückte sie herzlich - so weit, so gut. Dann wandte ich mich der Mutter zu und bot ihr ebenfalls die Hand an. In typisch chilenischer Manier übersah sie diese Geste, ging statt dessen auf mich zu und küsste mich auf die Wange. Ich stand da ziemlich ratlos und wusste zunächst nicht, was ich als nächstes tun sollte. Es war aber nicht nötig, denn die drei Kinder kamen der Reihe nach auf mich zu und drückten mich sanft nach unten, um mir mit einem „Hola tío“ auf die Wange zu küssen. (In Chile war es damals und ist vielleicht heute noch Usus, dass Kinder für sie wichtige Erwachsene mit „tío“ anreden, also als Onkel bezeichnen.) Dankenswerterweise hat die Kollegin, die mit mir als Kotherapeutin die Sitzung durchführen sollte, die Situation übernommen und einige Zeit damit verbracht, der Familie die Besonderheiten des Settings zu erklären. Diese Zeit habe ich tatsächlich gebraucht, um mich von der Überraschung und Verunsicherung zu erholen, die diese vielen Küsse ausgelöst hatten. Das weitere Gespräch ging um die Probleme, die sie überwinden wollten. Das unterschied sich nicht wesentlich von dem, was ich aus Deutschland kannte. Zum Abschluss des Gesprächs wurde ich aber wieder von der Frau und den drei Kindern herzlich geküsst. Bis dahin hatte ich mich aber daran gewöhnt und war nicht mehr überrascht. Ich begann zu verstehen, dass das Ansinnen, die Durchführung von therapeutischen Gesprächen nach standardisierten Maßgaben zu gestalten, nur dann Sinn macht, wenn man sie an den Gepflogenheiten einer bestimmten Kultur orientiert. Diese Erfahrung sollte mir dann in späteren Jahren bei den Gesprächen helfen, die ich in anderen Ländern als Demonstration durchführte. Ich lernte, mit geringeren vorgefertigten Erwartungen an die Klienten heranzugehen.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Thursday, December 13. 2012

(Noch mehr) Ukrainische Episoden

Nachdem gestern Rudolf Klein mit uns seine Impressionen aus der Weiterbildungsarbeit in der Ukraine geteilt hat, gibt es heute noch einen zweiten Blick auf diese Zeit von Barbara Schmidt-Keller, die gemeinsam mit ihm diese Zeit in Ivano-Frankivsk erlebt und gestaltet hat: Ukrainische Episoden Einige Episoden während unserer verschiedenen Aufenthalte in der Ukraine sind mir besonders im Gedächtnis geblieben. Vassily hatten wir ja bereits in Deutschland kennen gelernt. Igor, sein Freund und Kollege und unser Chauffeur, hatte uns in Lemberg vom Flughafen abgeholt (Die Abenteuer der transukrainischen Autofahrten sind schon gestern an dieser Stelle ausführlicher behandelt worden). Am nächsten Tag lernten wir den Rest der Kerngruppe kennen, die zusätzlich aus Viktor und Ira, beides Psychiater, und Oleg, der als Dolmetscher für uns arbeitete, bestand. Ira, eine attraktive Frau um die 40, hatte in der Vorbereitungsphase neben ihrer Tätigkeit in der Klinik und an der Uni zusätzlich Sekretariatsarbeit für das Systemische Projekt übernommen und unsere ins Ukrainische übersetzten Handouts und Arbeitsblätter gestaltet. In den ersten Kontakten mit ihnen und auch mit der Gesamtgruppe sind mir die Rituale der Begrüßung und Kontaktaufnahme am Anfang ein Rätsel geblieben. Während Rudi von den einzelnen Teilnehmern der Gruppe mit großer Höflichkeit und sehr respektvoll begrüßt wurde, nickte man mir eher aus der Ferne zu. Ich überprüfte kurz, ob ich einen Stenoblock in der Hand und einen Bleistift hinter dem Ohr hatte, dem war nicht so. Auf den nächsten Würdenträger, der uns vorgestellt wurde, es war der Chefarzt der Klinik, der uns die Räume für das Seminar zur Verfügung gestellt hatte, trat ich dann auch entschlossen zu und schüttelte ihm die Hand. Er schien etwas überrascht, reagierte aber souverän. Oleg, unser Dolmetscher, erklärte mir anschließend, dass es in der Ukraine als unhöflich angesehen werde, einer Frau die Hand zu geben, weil dies als eine Respektlosigkeit angesehen werde (Ob die Erklärung stimmt, welche ich an anderer Stelle gelesen habe, vermag ich nicht zu beurteilen. Diese besagt, dass die Frau, die nach einem Händeschütteln in die Küche zurückkehrt, die ihr angestammter Platz ist, sich die Hände dann ständig waschen müsse, bevor sie wieder mit den Lebensmitteln hantiert, und dass man ihr dies respektvoll ersparen möchte). Ob es auch als respektlos angesehen wurde, als Frau diesbezüglich initiativ zu sein und die Hand eines verdutzten Mannes zu ergreifen, oder ob hier andere Bewertungskategorien gelten, ist mir nie wirklich klar geworden. Aber im Laufe der beiden Jahre begegnete man mir mit freundlicher Nachsicht. Meine rechte Hand führte manchmal ein Eigenleben und wollte schneller Guten Tag sagen, als mein Gedächtnis brauchte, um die kulturellen Unterschiede in den Arbeitsspeicher zu laden. Und so stellten wir uns wechselseitig darauf ein, uns die Hände zu schütteln oder auch nicht, je nach dem, welcher Impuls auf welcher Seite vom jeweiligen Gegenüber zuerst dekodiert wurde. Rudi berichtet an anderer Stelle über die korrekte Zusammensetzung eines ukrainischen Frühstücks, das wir häufig in einem Café zu uns nahmen. Es bestand aus Eiern in jeder Zubereitungsform, süßen und salzigen Pfannkuchen, eingelegten oder frittierten Fischen, Würstchen, Kuchen, Buchweizengrütze, Brot und Butter, Marmelade, Käse oder Aufschnitt. Längere Zeit gingen wir davon aus, dass diese Angebotspalette typisch für dieses spezifische Café war, und eine Ähnlichkeit mit dem typischen ukrainischen Frühstück nicht bestünde. Weit gefehlt. Staunend hörten wir dem Bericht einer jungen Germanistikstudentin zu, die Oleg gelegentlich beim Dolmetschen vertrat, als diese höflich nach unserem Frühstück gefragt und anschließend erzählt hatte, welche verschiedenen kalten und warmen Gerichte sie an diesem Morgen bereits zu sich genommen hatte. Ihre Mutter, so erzählte sie, stehe an jedem Morgen um 5:00 Uhr auf, um der Familie ein Frühstück zu bereiten, welches mindestens aus drei warmen und frisch zubereiteten Gerichten bestehe. Danach gehe sie selbst zur Schule, wo sie als Lehrerin arbeite. Alles andere sei mit der weiblichen Ehre und dem Anspruch, eine gute Ehefrau und Mutter zu sein, nicht zu vereinbaren. Oxana & Svetlana, zwei gestandene Frauen im mittleren Alter mit fast erwachsenen Kindern und beide als Oberärztinnen in der Psychiatrie tätig, bestätigten mir das in einer Unterhaltung am Rande der Mittagspause. Allerdings erzählten sie auch, wie erschöpft von diesem Mammutprogramm in Familie, Haushalt und Beruf sie waren. Die Situation der Frauen in der Ukraine blieb ein besonderes Thema. Viele Frauen sorgten alleine für das Einkommen der Familien. Die Arbeitslosigkeit der Männer war sehr hoch und für Frauen gab es Jobs auf dem grauen Arbeitsmarkt von Pflege, Kinderbetreuung und als Hausangestellte. Der Anteil weiblicher Migrantinnen, die zum großen Teil illegal im Dienstleistungssektor im westlichen Europa tätig waren (und oft in der Zwangsprostitution landeten), lag damals im 7-stelligen Bereich - die genaue Größenordnung weiß ich nicht mehr. Ob es mittlerweile weniger oder doch eher mehr geworden sind? Der Versuch, die Zahl schnell zu googlen, führte auf eine unendliche Anzahl von einschlägigen Kontaktbörsen. Auch eine ukrainische Familie, die wir im Rahmen eines Live-Interviews in der Klinik kennenlernten, war von dieser Thematik betroffen. Die 20jährige Ola, die seit ihrem 16. Lebensjahr fast schon Dauergast in der Psychiatrie war, war von ihrem behandelnden Psychiater mit ihren Eltern eingeladen worden. Ola hatte bereits die meisten Interventionen der osteuropäischen Psychiatrie kennengelernt. Sie war mit Elektroschocks, Neuroleptika, Insulinschock und Hypothermie behandelt worden. Eine Besserung wurde nicht erreicht. Jetzt sollte die Wunderwaffe der Systemischen Therapie zum Einsatz kommen. Wir bemühten uns, einerseits die Erwartungen der Gruppe zu minimieren und andererseits, uns auf die Familie einzustellen. Die Mutter lebte mit der älteren Tochter seit 4

Jahren in den USA und arbeitete mit greencard in einem privaten Haushalt. Ein halbes Jahr nach ihrer Abreise war Ola zum erstenmal psychiatrisch behandelt worden. Der Vater war seit etlichen Jahren arbeitslos und trank zuviel. Die Ehe bestand zumindest formal noch, der Vater hatte aber nicht ohne die Großmutter mit in die USA umziehen wollen. Die Großmutter väterlicherseits lebte in der Nähe. Sie war 1947 im Rahmen der polnischen Operation Weichsel zwangsumgesiedelt worden, war früh verwitwet und hatte ihre beiden Söhne alleine großgezogen. Ola und ihr Vater waren die einzigen Angehörigen in der Nähe, der andere Sohn mit seiner Familie lebte in Portugal. Ola wollte nicht ohne den Vater emigrieren, die Mutter nicht ganz zurückkommen. Olas ältere Schwester war mittlerweile in den USA verheiratet. Zum Zeitpunkt des Familiengesprächs war die Mutter wegen der Krise der jüngeren Tochter für einige Wochen in die Ukraine zurückgekehrt. Wir sprachen mit der Familie über die Nöte der vergangenen Jahre, die sich wechselseitig blockierenden Loyalitäten und die Auswirkungen von Ola's psychotischen Krisen auf Bindung und Distanz. Die Tochter hatte seit einem halben Jahr kaum etwas geredet und niemandem auf der Station ihr Gesicht gezeigt, welches sie unter einer tief in die Stirn gezogenen Baseballmütze versteckte. Wir fragten die Eltern, ob sie es für möglich hielten, dass Ola sich in sich zurückgezogen habe, da die Optionen für eine befriedigende Veränderung zur Zeit so unerreichbar schienen. Ola schob die Mütze zurück und beteiligte sich am Gespräch. Als das Gespräch vorbei und die Familie bereits verabschiedet war, kehrte der Vater in den Seminarraum zurück und schenkte uns eine Tüte mit Äpfeln. Eine würdevolle Geste, die uns berührte. Wir saßen mit der Gruppe zusammen und aßen Äpfel und ließen den Tag ausklingen.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Wednesday, December 12. 2012

Alles ist okay!!

Interkulturelle Zusammenarbeit kann sehr oft ungemein komisch sein, und davon gibt es heute jede Menge. Rudolf Klein hat in den Jahren von 2003 bis 2005 gemeinsam mit seiner Frau Barbara Schmidt-Keller ein systemisches Weiterbildungscurriculum in der Ukraine durchgeführt, ein Projekt mit vielen Hindernissen und wunderbar-wunderbaren Erfahrungen. Aus seinen Tagebuchnotizen hat er einen Text für den Adventskalender erstellt, für dessen Lektüre man sich unbedingt Zeit nehmen sollte: Ukraine hin und zurück – Tagebuch einer interkulturellen Zusammenarbeit Barbara Schmidt-Keller und ich waren lange Jahre in einer Suchtberatungsstelle des Caritasverbandes beschäftigt. Die zuständige Diözese unterhielt eine Partnerschaft mit einer Diözese in der Ukraine – Ivano-Frankivsk. Dort war ein Hochschullehrer für Psychiatrie namens Wasilij neben seiner Hochschultätigkeit in der Jugendarbeit engagiert. Wasilij hatte die Idee, eine psychotherapeutische Ausbildung mit dem Schwerpunkt „Sucht“ aus Deutschland zu importieren. Er war aufgrund seiner deutschen Sprachkenntnisse und seines Einblickes in den psychotherapeutischen Bedarf seiner ukrainischen Heimat für eine solche organisatorische Aufgabe prädestiniert. Wasilij besuchte im Rahmen eines Aufenthalts in Deutschland mehrere psychotherapeutische Institute, sprach mit den jeweiligen Ausbildern und entschied sich letztlich für eine systemische Ausbildung. In diesem Zusammenhang lernte er auch Barbara und mich kennen und fragte an, ob wir Interesse hätten, eine solche Ausbildung für eine von ihm „handverlesene“ Gruppe anzubieten. Die Kosten für dieses Projekt wurden durch die EU gedeckt. Träger war der Caritasverband. Die Ausbildung setzte sich aus sechs fünftägigen Wochenkursen im Abstand von etwa drei Monaten zusammen und fand von 2003 bis 2005 in der Psychiatrie von Ivano-Frankivsk statt. Die Anreise erfolgte mit dem Zug nach Frankfurt, mit dem Flugzeug nach Lemberg (Lviv) und dann mit dem Auto nach Ivano-Frankivsk, das ca. 180 km südlich von Lemberg in den Ausläufern der Karpaten liegt. Die Übersetzung sollte durch einen eigens dafür engagierten Übersetzer erfolgen. Alle anderen organisatorischen Regelungen wie Unterkunft und Verpflegung sollten von Wasilij vorgenommen werden. Die besonderen Erlebnisse, die sich aus der Begegnung zwischen teilweise unterschiedlich kulturell geprägten Erwartungen ergaben, habe ich damals in einer Art Tagebuch festgehalten. Einige Auszüge habe ich für den diesjährigen Adventskalender ausgesucht. 1. Woche Anreisetag Die Reise verläuft bis Lemberg unproblematisch. Züge und Flugzeug sind pünktlich. Wir werden in Lemberg von Wasilij und dem Fahrer Igor abgeholt. Igor lernen wir erst hier kennen. Er ist Psychiater, nimmt am Kurs teil und hat sich seinen alten Ford durch Maurerarbeiten während seines Urlaubs in London verdient. Die Autofahrt von Lemberg nach Ivano-Frankivsk wirkt abenteuerlich, gibt aber auch einen ersten Einblick in die ökonomischen und sozialen Verhältnisse der Ukraine. Zur Bewältigung der ca. 180 Km langen Strecke benötigen wir dreieinhalb Stunden. Die relativ lange Fahrdauer ist u.a. auch dadurch zu erklären, dass an der Grenze zwischen zwei Provinzen die Straße am Ende der einen Provinz ca. ein Meter höher liegt als sie am Beginn der anderen Provinz weitergeht. Beide Provinzen können sich seit Jahren nicht über den genauen Grenzverlauf einigen, sodass eine auf gleicher Höhe verlaufende Straße bisher nicht realisierbar war. Dieser Umstand wird bis ans Ende unserer Ausbildungsreihe so bleiben. Dieses unüberwindliche Hindernis kann nur durch eine Ausweichstrecke über einen Feldweg umfahren werden. 1. Tag Der Kurs startet offiziell mit 22 Personen. Unangemeldet sind noch zwei Psychiaterinnen erschienen und werden von Wasilij aufgenommen. Ein Sponsor der Gruppe aus Lemberg (er bezahlt für einige Teilnehmer aus Lemberg den gesamten Aufenthalt, ist Geschäftsmann und Abgeordneter in irgendeinem politisch bedeutsamen Gremium) wünscht die Teilnahme seiner Gattin. Diese wird ebenfalls aus strategischen Gründen aufgenommen. 3. Tag Der direkte Vorgesetzte von Wasilij und Igor läßt sich selbst in einem Befehlston ein und droht bei Verhinderung damit, den beiden die nächsten Kurse schwerer zu machen (Urlaub nicht genehmigen usw.). Es besteht die Hypothese, dass er seine Tochter noch in dem Kurs unterbringen will. Er erscheint verspätet, da er es als die Pflicht von Igor ansieht, ihn mit dem Auto abzuholen und anschließend wieder zurück zu fahren. Igor musste allerdings zuerst uns transportieren. Der Vorgesetzte sitzt anfangs im Außenkreis und wird während einer Rückmelderrunde in den Kreis integriert. Nach der ersten Einheit verabschiedet er sich. Barbara und ich bedanken uns für sein Interesse und teilen ihm mit, dass er bei einem erneuten Besuch willkommen sei. Die Ehefrau und Tochter (ca. 8 Jahre) von Pater Vitali, einem Teilnehmer des Kurses, erscheinen verspätet und möchten als „interessierte Gäste“ zuhören. Mit Vitali und der Ehefrau wird in freundlichem Ton geklärt, dass diese Veranstaltung eine Lehrveranstaltung ist, Schweigepflicht besteht und persönliche Dinge zur Sprache kommen. Daher sei ihre Teilnahme nicht möglich. Außerdem sei die achtjährige Tochter vermutlich überfordert. Eine Musiktherapeutin erscheint und möchte unangemeldet integriert werden. Parallel muss ein vom Bischof angemeldeter Priester seine Teilnahme absagen. Dieser wird durch einen anderen Priester ersetzt. Mit diesem Argument gelingt es Wasilij auch besser, die Musiktherapeutin abzuweisen. Der Kurs besteht inzwischen aus 25 Personen. 2. Woche Anreisetag Statt um 11.20 Uhr fliegt das Flugzeug erst um 21.00 Uhr nach Lemberg, nachdem zunächst wegen eines Schneesturmes in Kiew von einer zweistündigen, dann von einer fünfstündigen Verspätung und dann von einem Flug ab 21.00 Uhr nach Kiew informiert wurde. Eine Zwischenlandung in Lemberg sei aufgrund des

Nebels nicht machbar. Die Rückreise nach Lemberg sollte von Kiew aus mit dem Bus in der Nacht erfolgen. Kurz vor Abflug in Frankfurt erhalten wir auf Nachfrage die Information, dass eine Landung doch noch in Lemberg vorgesehen sei. Ein Anruf bei Wasilij ermöglicht, dass wir um 24.00 Uhr in Lemberg abgeholt werden. Die Autofahrt inklusive Zollkontrollen ermöglicht den Bezug des Hotelzimmers in Ivano-Frankivsk um 3.30 Uhr. 1. Tag: Wir beginnen mit zwei Stunden Verspätung – wegen der Anreiseprobleme. Der Vorlesungssaal ist verschlossen. Der Schlüsselhaber ist für unbekannte Zeit unterwegs. Die Gruppe begnügt sich mit einem zu kleinen Raum. Es erweist sich als positiv, dass die Priester noch fehlen (Wochenende), da nicht alle einen Platz finden würden. Nach zwei Stunden ist der Vorlesungssaal geöffnet – allerdings ist er so kalt, dass man darin nicht arbeiten kann. Es bleibt am heutigen Tag bei dem kleinen Raum. Für den nächsten Tag ist das Erwärmen des Vorlesungssaales vorgesehen. Möglicherweise ist wegen des Wochenendes nicht geheizt. Eine Teilnehmerin ist in die BRD ausgewandert. Dafür rückt eine neue Teilnehmerin nach. Sie ist eine frisch promovierte Ärztin, Tochter des Lehrstuhlinhabers, der in der ersten Woche unangemeldet erschien und als Beobachter fungierte. Angenehmer Nebeneffekt: Alle Teilnehmer, die an der Universität angestellt sind, sind nun offiziell für die Veranstaltungen freigestellt. Der organisatorische Hintergrund ist damit zusätzlich abgesichert. Wir werten die Aufnahme der neuen Teilnehmerin durch Wasilij als eine taktisch kluge Entscheidung. Ein Auszubildender in systemischer Familientherapie erscheint unangemeldet und bittet um den Status eines Beobachters. Dies wird von Wasilij abgelehnt mit dem Hinweis an uns, dieser Kollege sei ein „Spion“ der analytisch orientierten Psychotherapie. 3. Tag: Wir beginnen mit einer Verspätung von 30 Minuten, weil der für uns vorgesehene neue Raum vormittags zwar für uns reserviert wurde, nun jedoch noch nicht zur Verfügung steht. Die Benutzung des Vorlesungssaales wird nicht mehr ernsthaft in Erwägung gezogen. Nach einer gewissen Verzögerung entpuppt sich der neue Raum als das Schulzimmer auf der kinderpsychiatrischen Station. Der Raum ist größer als der andere Ausweichraum, allerdings zur Hälfte mit Schultischen und integrierten Bänken versehen. Die Heizung ist kaputt und der Raum somit kalt. Die Gruppe lässt sich von diesen Veränderungen und Vorkommnissen überhaupt nicht beeindrucken. Sie arbeiten konzentriert und offensichtlich mit Spaß. 3. Woche: Anreisetag Wir sind bei 8 Grad plus in Frankfurt weggefliegen und bei minus 9 Grad gelandet. Dieses Mal sind wir in einem anderen Hotel untergebracht. Ein Hotel von historischer Bedeutung: 1918 wurde hier die westukrainische Republik ausgerufen. Möglicherweise sogar aus dem Hotelzimmer zur Straße hin, in dem wir nun wohnen. 1. Tag: Heute liegt die Temperatur bei minus 14 Grad. Außer vier Gruppenmitgliedern sind alle anwesend. Eine Teilnehmerin hat vermutlich gerade ihr Kind bekommen. Ein Priester ist wegen der bevorstehenden Fastenzeit unter Arbeitsdruck. Zwei Mitglieder fehlen noch ohne Begründung. Dafür ist ein neues Mitglied, Anatolj, in die Gruppe aufgenommen worden – ein weiterer Psychiater. Die Gruppe besteht nun aus 26 Personen. 2. Tag: Es wird wärmer: 8 Grad minus. Die vier gestern noch fehlenden Gruppenmitglieder sind heute da. Die frisch gebackene Mutter ist auch anwesend. Sie hat einen Sohn geboren und muss während des Tages zum Stillen nach Hause. Morgen beginnt die Fastenzeit. Vermutlich wird dann auch der noch fehlende Priester erscheinen. Am Abend nach dem heutigen Seminar fing es zu regnen an. Das führt zu starkem Glatteis, was die Abfahrt in der Psychiatrie wegen völlig vereisten Autoscheiben erheblich verzögert. Die Fahrt ist ebenfalls langwierig, funktioniert aber ohne Unfälle. 3. Tag: Noch wärmer: 0 Grad. Allerdings hat es in der Nacht weiter geregnet und gleichzeitig gefroren. Es befinden sich ca. 3 cm Eis auf allen Gehsteigen und Seitenstraßen. Die Bewegungsfähigkeit ist enorm eingeschränkt. Ein Glatteis wie schon lange nicht mehr. Wir kommen ca. 45 Minuten zu spät. Interessanterweise sind (fast) alle Teilnehmer bereits da. Auch der gestern noch vermisste Priester. 5. Tag: Über Nacht hat es zwischen 5 und 8 cm geschneit. Außerdem müssen wir noch bestellten Kuchen aus einer Bäckerei abholen. Wir fahren dennoch zur normalen Zeit ab und kommen entsprechend spät in der Psychiatrie an. Die Gruppe ist vollständig anwesend. Da am heutigen Tag v.a. Übungen, Rollenspiele und Supervisionsanliegen bearbeitet werden, werden verschiedene Kleingruppen gebildet. Die Gruppe überrascht uns erneut ob ihres Improvisationsvermögens: Fünf Kleingruppen in einem Raum. Die Kleingruppen haben nur feste Schulbänke zur Verfügung, die sie, je nach Gruppengröße, im Raum immer wieder neu verteilen und so mit einer hohen Disziplin arbeiten. Wir erfahren heute von einer „Beschwerde“ der Köchin, die für uns in der Psychiatrie eigens das Mittagessen zubereitet. Es gab immer eine Vorspeise, einen Hauptgang, einen Nachtisch und anschließend Kaffee. Die Köchin, eine kleine und ziemlich korpolente Frau hat Wasilij mitgeteilt, dass wir unhöflich seien: „Die trinken ja noch nicht einmal Wodka nach dem Essen.“ 6. Tag: Dieses Mal fahren wir „nur“ eine Stunde verspätet von Ivano nach Lemberg. Die Gründe sind unklar. Die Fahrt durch schneebedeckte Landschaften und vorbei an vereisten Sträuchern ist jedoch sehr schön. Die HWS-Symptome nehmen aufgrund mangelhafter Stoßdämpfer im alten Ford merklich zu. Lemberg ist sehr schön. Wir trinken am alten Marktplatz phantastisch guten Espresso. 7. Tag: Eine Stunde vor Abfahrt mit dem Taxi zum Flughafen beginnt es stark zu schneien. Dies hat zur Folge, dass der Abflug um eine Stunde verzögert wird. Alle Anschlusszüge sind damit unerreichbar. Die von Wasilij ausgehändigten 50 Gryvna (falls das Taxi teurer werden sollte), wird mir an der Zollkontrolle vor der Ausreise von einem (vermutlich korrupten) Zollbeamten ohne Aushändigung irgendeiner Quittung abgenommen. Den Rest von zwei Gryvna und einigen Kopeken darf ich als Souvenir behalten. 4. Woche: Anreisetag Auf der Fahrt von Lemberg nach Ivano-Frankivsk werden wir darüber informiert, dass der Chef des Lehrstuhls, dessen Tochter Mitglied in der Gruppe ist, uns für Spione hält und davon ausgeht, diese Ausbildung mache die Auszubildenden zu Zombies. Allerdings scheint er dies nur den Kollegen der Abteilung vorzuwerfen. Seine Tochter bleibt dennoch Ausbildungsteilnehmerin. Neben psychiatrischen Diagnosen wird von Wasilij und Igor noch eine zerebrale Schädigung des Chefs als Erklärungsursache in Erwägung gezogen. Igor, bislang einer der langsamsten, reaktionsverzögertsten, vorsichtigsten und unsichersten Fahrer unseres bisherigen Lebens, erweist sich heute als wahrer Henker am Steuer. Das einzige, was ihm geblieben zu sein schien, ist die

langsame Reaktion. 1. Tag Das Gebäude der Psychiatrie ist frisch gestrichen. Am Fahnenmast hängt eine deutsche Flagge – zu Ehren der deutschen Gäste. Damit sind wir gemeint. Das Seminar findet heute im großen Vorlesungssaal statt, der auch zu Beginn der Ausbildung als Ausbildungsraum gedient hat. Auch dieser ist komplett renoviert. Das Dach ist repariert, der Boden ausgebessert und lackiert, Fenster erneuert, die Wände gestrichen, neue Heizkörper hängen an der Wand. Es ist hell, freundlich und aufgrund des Wetters angenehm temperiert. Allerdings dünstet der Fußbodenlack in einer Art aus, dass man Leberschädigungen und Hirnschwund befürchten muss. Ein unbekannter Kollege erscheint und bittet um eine Position als Gasthörer. Nach eingehender Diskussion wird dies aus Rücksicht auf die Gruppendynamik von Wasilij abgelehnt. Da der Kollege in einer systemisch orientierten Arbeitsgruppe in Lemberg eingebunden ist, bietet ihm Wasilij eine Kooperation außerhalb der Ausbildungsgruppe an. 2. Tag Zwei der fehlenden KollegInnen erscheinen heute. Die drei anderen KollegInnen lassen sich entschuldigen, da sie aus finanziellen Gründen die Reise von ihren jeweiligen Heimatstädten nach Ivano-Frankivsk und den Aufenthalt z.Zt. nicht finanzieren können. 4. Tag Wir beginnen mit dem Seminar erst um 12.00 Uhr, da der Übersetzer, Oleg, in seinem Hauptberuf als Professor für Germanistik (Schwerpunkt: Metaphern) noch Diplomprüfungen abnehmen muss. Außerdem müssen wir unser Visum um einen Tag verlängern lassen. Aus Sicht von Wasilij stellt das aber kein Problem dar. „Alles ist okay!“ (Wahlspruch und Kampfruf – oder Beschwörungsformel (?) von Wasilij). Es erweist sich als komplizierter als gedacht. Gestern, am Nationalfeiertag, hat Wasilij zumindest die schriftliche Vorbereitung für die Verlängerung des Visums vorgenommen. Der Caritasdirektor hat diesen Antrag aber noch nicht unterschrieben. Seine Sekretärin ist auch noch nicht zum Dienst erschienen. Der Direktor war gestern in Lemberg und kam spät nach Hause. Ohne seine Unterschrift sinken die Chancen, kurzfristig eine Verlängerung des Visums zu bekommen. Wir verbringen die Wartezeit mit einem Frühstück (wir: Pfannkuchen mit Quarkfüllung und Kaffee; Wasilij und Igor: Pfannkuchen mit Pilzfüllung, Würstchen, Suppe, Schweinefleisch und Tee). Endlich liegt die Unterschrift des Direktors vor und wir fahren zum Ausländeramt. Dort wird hinter verschlossenen Türen irgendetwas verhandelt. Wir benötigen „nur noch“ zwei Passbilder, dann ist „alles okay“. Dies geschieht im Raum gegenüber der Antragsstelle. Den Raum teilen sich vier Personen, von denen einer arbeitet (die Passbilder macht) und die anderen sehr interessiert zuschauen. Dann stellt sich heraus, dass Wasilij morgen erneut mit den Passbildern und irgendwelchen Bescheinigungen des Caritasverbandes beim Amt erscheinen muss, damit der Rest (hoffentlich) erledigt werden kann. Aber: „Alles ist okay!“. Nachdem dieser Vorgang insgesamt zweieinhalb Stunden gedauert hat, versuchen wir den Fahrer Igor zu finden, der die Zeit brauchte, um seine Vorderreifen vulkanisieren zu lassen. Leider ist er zu spät, da die Straßen nach einem sehr langen Wochenende (Nationalfeiertag) total verstopft sind. Während der Wartezeit bekommen wir per Handy die Information, dass der Übersetzer Oleg dienstverpflichtet wurde und zwei Stunden länger bleiben muss. Glücklicherweise kommt ein deutsch sprechender Mitarbeiter der Malteser, Igor, vorbei und erklärt sich zur zweistündigen Übersetzung bereit: „Alles ist okay!“ 5. Tag Wasilij kommt später zum Seminar, da er die Angelegenheit mit unserem Visum erledigen muss. Gegen 11.30 Uhr erscheint er im Seminar und erklärt, dass alles geregelt sei. Allerdings mussten die Pässe noch im Amt bleiben. Sie können erst am nächsten Tag (Abreisetag nach Lemberg) abgeholt werden. Aber: „Alles ist okay!“ Da Wasilij morgen um 14.00 Uhr Promotionsprüfungen hat, vereinbaren wir, dass er einen Fahrer besorgt, der uns nach Lemberg fährt. Die Abfahrt wird auf 11.30 Uhr festgelegt. Das Seminar endet in guter Stimmung und das Organisationsteam um Wasilij, Victor, Ira und Igor lädt uns zu einem Wochenendhaus eines Freundes am Fuße der Karpaten ein – zu einem Abschlussessen, wie es heißt. Dort erwartet uns eine wunderschöne Landschaft mit einem abgelegenen neuen Holzhaus und einem Weiher, durch den ein Bach fließt und in dem man angeln kann. Es werden insgesamt 5 Hechte gefangen (einer von mir!!), von denen einer sofort zu einer Suppe verarbeitet wird. Anschließend gibt es gegrillte Fleischspieße mit Blumenkohlsalat und danach die gegrillten übrigen Hechte mit einem Kartoffel-Pilz-Püree – und reichlich Wodka. Es ist ein sehr schöner Abend, an dem ein Trinkspruch den anderen jagt: „Auf die Frauen“, „Auf die Liebe“, „Auf den Frieden“, „Auf die Gesundheit“, „Auf die deutsch-ukrainische Freundschaft“, „Auf die orangene Revolution“, „Auf das Leben“, „Auf die Kinder“, „Auf die Zukunft“..., gefolgt von einem Glas Wodka, wobei Wodka-Gläser in der Ukraine fast hiesigen Wassergläsern entsprechen. Für die anwesenden Frauen gibt es statt Wodka süßen Wein. Wir kehren erst weit nach Mitternacht eher mehr als weniger betrunken in unser Hotel zurück. 6. Tag Wasilij will heute die Sache mit den Visa endgültig klären. Die Abfahrt soll um 11.30 Uhr erfolgen. Die Spannung steigt. Das Visum wird problemlos verlängert: „Alles ist okay!“ Allerdings verzögert sich die Abfahrt, da der Fahrer vom Malteser-Chef für eine andere „dringendere“ Fahrt eingesetzt wurde. Früheste Abfahrt: 12.30 Uhr. Der Fahrer erscheint pünktlich, bittet jedoch um eine zehnminütige Pause. Die Abfahrt erfolgt letztlich kurz vor 13.00 Uhr. Die Fahrt verläuft unproblematisch. Unterwegs sehen wir zwei fliegende Störche und ein Nest auf einer Kapelle mit mindestens drei jungen Störchen. 5. Woche Anreisetag Wasilij und Igor holen uns am Flughafen ab. Igor wird durch extrem schlechte Straßenverhältnisse (der Winter hat seine Spuren in Form riesiger Schlaglöcher hinterlassen) davon abgehalten, uns mit einer unnachahmlichen Mischung aus halsbrecherischer Fahrweise und langsamer Reaktion von Lemberg nach Ivano-Frankivsk zu befördern. Man kann ja auch mal Glück haben. Wasilij teilt uns mit, dass der Übersetzer Oleg kurzfristig nach Kiew abgeordnet wurde und daher eine Studentin von ihm die Übersetzung übernehmen wird. 1. Tag Der Hörsaal, angekündigt als seit langer Zeit fest organisierter Raum für die fünf Tage, ist besetzt. Wir müssen erneut in das Schulzimmer der Kinderpsychiatrie ausweichen. Das kennen wir ja bereits. Morgen soll alles anders werden. Elena, die Übersetzerin tut ihr bestes. Allerdings überträgt sich ihre Unsicherheit etwas auf uns, was den Anfang nicht gerade einfach macht. Da müssen wir durch. Ersatz gibt es nicht. 3. Tag Der Seminartag verläuft ohne besondere Vorkommnisse. Eine „Kiewer Torte“, die eine Teilnehmerin (Natalja) mitbringt, schmeckt ausgezeichnet. Dadurch wird zwar die Nachmittagspause zu lang – wir teilen die Torte mit allen –

es lohnt jedoch. 5. TagHeute ist Sonntag. Das Seminar neigt sich dem Ende zu. Dennoch eine sehr positive Überraschung. Die Toilettenspülung in der Psychiatrie funktioniert heute zum ersten Mal für diese Woche. Das Wasser läuft hörbar in den Spülkasten und er lässt sich betätigen. Wir freuen uns und sind auf die sechste Woche gespannt.6. TagHeute geht es zurück nach Lemberg. Wasilij und Igor fahren uns. Wir starten pünktlich. Unterwegs besichtigen wir Halics (garantiert falsch geschrieben), zwischen 1100 und 1200 Sitz eines Königs, mindestens aber eines Fürsten. Eine schöne kleine Stadt mit einer interessanten Festung, die sich gerade im Wiederaufbau befindet. Barbara macht schöne Fotos. Danach wieder in Richtung Lemberg. Igor fährt wie ein Irrer. Wir versuchen uns strikt an der Überlegung zu orientieren, dass Igor sicher genau so wenig vorzeitig ums Leben kommen möchte wie wir und er zwischen den Seminaren auch Auto fährt – ohne erkennbaren körperlichen Schaden. Irgendwie scheint er Situationen völlig anders einzuschätzen als wir. Einmal überqueren ca. 30 Gänse die Straße. Die Gänsegruppe ist von weitem gut zu erkennen. Igor fährt ungerührt mit gleicher Geschwindigkeit auf die Gänsegruppe zu. Etwa 10 Meter vor den Gänsen tritt er plötzlich mit aller Entschiedenheit auf die Bremse und rutscht in die Gänsegruppe. Die Tiere springen, fliegen, rennen, schnattern. Federn flirren auseinander. Der Anblick erinnert an eine Kissenschlacht. Igor wartet einen kurzen Moment ungerührt. Die Tiere – alle leben noch – verlassen beleidigt die Straße. Igor drückt aufs Gas und weiter geht's. Die Begegnung Igors mit dem Fahrradfahrer, der in der Abenddämmerung mit einem uralten, unbeleuchteten Fahrrad auf der linken Straßenseite unterwegs ist und mit letztem Schwung kopfüber den lebensrettenden Straßengraben erreicht, muss nicht detailliert erzählt werden. In Lemberg angekommen machen wir eine kleine Stadtbesichtigung, trinken wieder einmal hervorragenden Espresso und merken langsam, dass uns das Seminar viel Kraft gekostet hat.6. WocheAnreisetagDie letzte Ausbildungswoche bricht an. Die Fahrt nach Ivano-Frankivsk verläuft wie immer. Igor fährt aber vorsichtig, jedoch extrem unsicher. Auf der Fahrt erfahren wir, dass der Dolmetscher Oleg nicht engagiert werden konnte. Stattdessen soll uns die Dolmetscherin vom letzten Aufenthalt, Elena, übersetzen. Angeblich habe sich die Ehefrau von Oleg durchgesetzt. Diese monierte, dass Oleg zeitgleich einen Auftrag in Österreich annehmen könne – mit dem Vorteil, dass die ganze Familie dort Urlaub machen kann. Die Hitze in Ivano-Frankivsk ist fürchterlich. Die Temperatur in unserem Zimmer unter dem Dach erinnert stark an die schlimmsten Nächte in Korsika. Die Moskitos auch. Nur verfügten wir in Korsika über Moskitonetze. Hier sind wir leichte Beute. Unbeeindruckt von der Hitze scheinen die ukrainischen Autofahrer und Discobesucher sich an neue Lautstärkenrekorde heranzuwagen. Die Bässe der Autos, die Musik- und Auspuffanlagen vollbringen wahre Wunder – bis ca. 3.00 Uhr in der Nacht.2. TagEin Abschlussfest am Ende dieser Woche ist zwar oft kommuniziert worden, keineswegs aber organisiert. Zunächst sieht es danach aus, dass es im Caritas-Gebäude stattfinden soll. Heute fährt Wasilij zur Caritas und bittet einen Pater, die Gruppe am Samstag zu segnen. Plötzlich könnte der Seminarsaal die bessere Lokalität sein. Warum, ist unklar. Nun soll es nach Ende des Seminars eine kleine Feier geben. Diese wird mit nicht-alkoholischen Getränken bestritten, da mindestens zwei bekennende trockene Alkoholiker in der Gruppe sind. Außerdem soll es süße Speisen geben (Kuchen, Kekse usw.). Allerdings weiß der Chefarzt der Klinik noch nichts davon. Wasilij will alles klären: „Ist kein Problem. Alles ist okay.“ 3. TagHeute wird endgültig festgelegt, dass morgen nach dem Seminar die Abschlussfeier stattfinden wird. Dazu soll das Seminar bereits um 17.30 Uhr enden. Am Abend trifft der Referent aus Deutschland eigens für die Zertifikatübergabe ein. Wasilij hat auch den Chefarzt eingeladen. Oxanna wird in ihrer Doppelrolle als Bezirkspsychiaterin und Kursteilnehmerin gemeinsam mit einem Vertreter der Stadt der Feier einen offiziellen Charakter verleihen.4. TagFür den Abend ist die Abschlussfeier mit Zertifikatübergabe geplant. Wasilij und das Organisationsteam verbringen fast die gesamte Mittagspause damit, Kuchen und Süßigkeiten zu kaufen.Nach Abschluss des Seminartages kann die Abschlussfeier beginnen. Allerdings sind die Zertifikate von uns noch nicht unterschrieben. Das ist aber insofern kein Problem, weil sich herausstellt, dass der Bischof samt seinem Nachfolger irgendwohin gefahren ist und ebenfalls noch nicht unterschrieben hat. Das Zertifikat kann somit nicht übergeben werden. Die Gruppe trifft sich möglicherweise zu diesem Zweck noch einmal. Oder Wasilij versendet die Zertifikate per Post: „Alles ist okay!“ Oxanna kann nun doch nicht kommen – ebenso wie vier Teilnehmer. Sie sind auf verschiedenen Hochzeiten eingeladen. Diese häufen sich, weil dies der letzte Samstag vor einer zweiwöchigen Fastenzeit ist und während der Fastenzeit nicht geheiratet wird. Der Priester, der die Gruppe segnen wollte (oder sollte) erscheint ebenfalls nicht. Die Stimmung ist dennoch (oder gerade deshalb?) gut. Es werden mehrere rührende und durchaus glaubhafte Dankesreden gehalten. 5. TagHeute ist der letzte Seminartag von insgesamt 30. Es herrschen ambivalente Gefühle. Einerseits eine gewisse Erleichterung, dass es nun ein Ende hat. Wir haben doch viel Energie gelassen und viel gearbeitet. Andererseits eine gewisse Wehmut, v.a. der Gruppe gegenüber. Wir sind gespannt, wie es laufen wird. Die Gruppe ist vollzählig anwesend. Der Tag verläuft ruhig. Die Verabschiedung ist humorvoll und nicht zu überschwänglich. Wir werden reich beschenkt, was mit Sicherheit Transportprobleme aufwerfen wird. Wir verabschieden uns von allen. Jetzt ist es vorbei.Nach Ende des Seminars besuchen wir einen Künstler in seinem Atelier. Ein Besuch, der schon oft angekündigt worden war, bislang aber nicht realisiert werden konnte. Auf dem Weg dorthin sehen wir Straßen mit beeindruckend schönen, aber heruntergekommenen Häusern, die eine Ahnung über das Vorkriegsleben in Ivano-Frankivsk zulassen. Das Atelier war so, wie man sich ein Atelier vorstellt: Chaotisch, vollgepackt mit irgendwelchen Dingen und Bilder über Bilder. Diese sind sehr unterschiedlich. Teils gegenständlich, teils abstrakt, teils an Ikonen erinnernd. Wir kaufen nach einiger Überlegung ein Bild und freuen uns, nun auch Kunst aus der Ukraine in unserem Haus zu haben. 6. TagEs regnet in Strömen. Wir frühstücken in einem kleinen Lokal, das nach Wasilij Angaben den Charme der ehemaligen Sowjetunion versprüht. Es gibt starken Kaffee und Vareniki (vermutlich auch falsch geschrieben: eine Art Ravioli mit einer Quark-Kartoffelfüllung, zerlassener Butter und Speck).7. TagWir fahren pünktlich vom Hotel zum Flughafen. Dort

erwartet uns Wasilij und verabschiedet uns. Das Projekt ist für uns zu Ende. Wir checken pünktlich ein, wir sitzen pünktlich in der Maschine, das Flugzeug hebt pünktlich ab, wir landen pünktlich und wir erwischen sogar den Zug, der uns pünktlich mit drei Umstiegen um 15.06 Uhr nach Hause bringt. Nachlese: So viel Zeit ist vergangen, so viele Menschen haben wir kennen gelernt, so viele Eindrücke in einem für uns fremden Land bekommen und so viel Unerklärliches, Unfassbares, Unergründliches erfahren. Soviel Ärgerliches, Lustiges, Liebevolltes erlebt. Dennoch hat immer nur einer recht behalten: Wasilij. Denn: „Alles ist okay!“ Zwei Jahre nach Abschluss des Kurses – wir hatten bereits mit Wasilij darüber nachgedacht, einen Aufbaukurs anzubieten, bekamen wir die traurige Nachricht, dass Wasilij im Alter von 43 Jahren plötzlich verstorben war. Mit seinem Tod endete das Projekt, an das wir heute noch gerne denken. Und gerne rief ich ihm noch zu: „Alles ist okay.“ Ich bin sicher, dass er beim Lesen dieser Zeilen auf seine ganz persönliche und schöne Art lachen würde. Wasilij, Ira, Victor, Igor, Oleg, Elena, Oxanna und alle anderen werden uns in Erinnerung bleiben. Eine Fotografie der Ausbildungsgruppe hat einen Ehrenplatz in unserer Praxis.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Tuesday, December 11. 2012

Du sein Künstler

Nachdem gestern ein Beitrag aus Österreich den systemmagazin Adventskalender bereichert hat, tut das heute ein Text von Martin Rufer aus der Schweiz: Ich erzähle von einem Mädchen, das den Bombenangriff auf Sarajewo zwar überlebte, aber unter posttraumatischen Symptomen litt. Zum Termin, den ich in unserer Beratungsstelle vereinbarte, kamen Melina (deren Name ich geändert habe) und ihre Mutter, die aber beide kaum Deutsch sprachen. Die Mutter selber wollte meinen Praxisraum, trotz freundlicher Einladung, auch nicht betreten, gab mir aber zu verstehen, dass Melina später vom Vater hier abgeholt würde. Aufgrund der Verständigungsprobleme, aber spürbarer Offenheit und Neugier, entschied ich mich, mit Zeichnungen zu arbeiten. Melina begann auch sofort zu zeichnen und es gelang ihr wider mein Erwarten erstaunlich gut, ihre Traumgeschichte (Luftangriff, Schutzraum, Angst, Ressourcen...) zu Papier zu bringen, so dass wir nach kurzer Zeit eine Anzahl Zeichnungsblätter vor uns liegen hatten. Genauso wie die Eltern - sowohl im Prozess des Zeichnens (in sensu), wie schliesslich auch auf den Zeichnungen selber (figürlich) - präsent waren, genauso wurde für mich beobacht- und spürbar, was in der Literatur als "Resilienz" oder bei Antanovsky als "sence of coherence" beschrieben wird. Ich war in dieser auch für mich ungewohnten Stille tief berührt und somit selber in leichter Trance, als plötzlich die Türe aufgestossen wird und ein grosser, kräftiger, sichtlich überraschter Mann, den ich sofort als Melinas Vater identifiziere, in meinem Praxisraum steht, auf mich zukommt und sagt: "Ich habe gedacht, meine Tochter gehen zu Doktor und jetzt ich sehen Du sein Ki(ü)nstler". Er drückt mir fest und fast freundschaftlich die Hand, nimmt seine Tochter liebevoll in die Arme, bedankt sich und beide - in sichtbar entspannter Mimik und Gestik - verabschieden sich... Geblieben sind mir die Zeichnungen und eine berührende Erinnerung, was Psychotherapie ausmacht (Selbstorganisation!) und warum ich bis auf den heutigen Tag gerne systemisch "therapiere"...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Monday, December 10. 2012

Erinnerungen an Kopftuchzeiten ...

Sabine Klar, Lehrtherapeutin aus Wien, ist Autorin der Geschichte zum 10.12. im Adventskalender. Sie berichtet eindrucksvoll und freimütig vom Versuch eines inneren Kulturwechsels, der mißlang und gleichzeitig in eine andere Form innerer Unabhängigkeit führte: Ich bin eine Grenzgängerin - man kann das als verrückt bezeichnen, als Narretei - für mich ist es der Versuch, der Vielfalt, der ich in meinem Leben begegne und begegnet bin, gerecht zu werden und mich dennoch verantwortlich zu entscheiden. Es war für mich immer schon so, dass mir viele verschiedene Wege gleichermaßen richtig erschienen, daß ich sie verstehen und nachvollziehen konnte. Zeitweise habe ich mich auf einen dieser Wege verpflichtet - weil ich ihn intensiver, sozusagen von innen heraus verstehen wollte. Zu anderen Zeiten habe ich mich von denselben Wegen gelöst - um andere Menschen besser begreifen zu können und um wieder mehr Weite und Freiheit zu erfahren. Vor inzwischen etwa 15 Jahren bin ich ein Jahr lang „unter dem Kopftuch gegangen“ - im vollen Bewusstsein der Provokation, die damit für mein Umfeld verbunden war, denn ich war damals schon zehn Jahre lang Psychotherapeutin, fünf Jahre Lehrtherapeutin und voll in meinem Beruf und in das konstruktivistische Denken integriert. Ich konnte meine Entscheidung damals gut nachvollziehen, wollte Heimat in einer religiösen Bindung erleben und mich gleichzeitig mit „Haut und Schleier“ auf eine Liebesgeschichte mit einem Mann einlassen. Daher stürzte ich mich in den Fluss und schwamm an ein völlig unbekanntes Ufer, kehrte zu einem einfachen Kinderglauben zurück, trat ein in eine Welt, wo es Gerechtigkeit gibt, Ordnung, Vorherbestimmung und Sicherheit. Vieles war echte Suche und echtes Finden - sich einem Gott überlassen, von dem man sich kein Bild machen darf und in dieser Hingabe Frieden finden; die Integration dieser Haltung in den Alltag; die Einfachheit und Nüchternheit des Ritus. Ich wollte zuhause sein - bei dem islamischen Mann, bei den islamischen Frauen, in der religiösen Gemeinschaft. Außerdem war ich vom Exotischen fasziniert und habe bei manchen Aussagen genickt und gestrahlt, obwohl sich mein Denken und mein Gefühl dagegen sträubten. Ich habe zugestimmt, um dazuzugehören. In diesem Rollenverhalten hätte ich mich fast verloren. Ich wußte gar nicht mehr, wer ich war - zeigte mich in der Arbeit mit Klienten anders als in der islamischen Gemeinde, anders als bei meinen Verwandten, bei meinen Dienstgebern, bei meinen Freunden. Ich konnte mich selbst in den verschiedenen Kontexten meines Lebens nicht mehr wieder erkennen. Schließlich begann ich meine Kinder in eine Richtung zu beeinflussen, zu der ich nicht stehen konnte und auch meine Therapien verloren an Qualität. Heute erscheint mir diese Phase nur mehr schwer nachvollziehbar. Es war sicher die eigenartigste und befremdlichste Zeit meines Lebens, gespickt mit komischen Situationen: Ich bin z.B. mit dem Kopftuch bis zur Türe meiner therapeutischen Praxis gegangen, habe es dort abgelegt, um die KlientInnen nicht zu verwirren, und es beim Weggehen wieder angelegt. Ich bin in der Mittagspause in die nahe Moschee beten gegangen und habe mich dort mit konvertierten Österreicherinnen getroffen und ihren Eheproblemen zugehört. Dieselben Frauen kamen dann mit ihren vorwiegend arabischen Männern zu mir in Paartherapie, weil sie mir vertrauten. Sie konnten gut akzeptieren, dass ich im Kontext meiner Arbeit kein Kopftuch trug, im Umfeld der Moschee und auf der Straße aber schon. Die Kenntnis der religiösen Vorschriften war sehr hilfreich bei diesen Paartherapien. Die österreichischen Frauen kannten sich besser damit aus als ihre arabischen Männer, was ihnen ermöglichte, diese auf einer ihnen entsprechende Weise zu anderen Verhaltensweisen anzuregen. Als ich von neuem aufbrach, das Kopftuch ablegte und andere Beziehungswege beschritt, empfand ich Gefühle von Verrat und von schmerzlichem Verlust. Gleichzeitig erschien es mir ungeheuer befreiend, wieder unabhängig von diversen Normen und Bindungen denken und Menschen mit anderen Vorstellungen nahe kommen zu können. Ich spürte damals sehr deutlich, wie vorläufig meine Entscheidungen waren und wie sehr die Sichtweise, mit der ich mich jeweils identifiziere, zur Konstruktion meiner Persönlichkeit und der Welt, in der sie lebt, beitrug. Alte Bindungen lösten sich wieder auf, neue entstanden. Ich fühlte wie ein anderer Mensch, wusste eine Zeitlang gar nicht so recht, wer ich war. Die Folge dieser Lebenserfahrung ist zum einen, dass ich kein Einzelnes mehr absolut setzen möchte, auch meine diversen Rollen, Meinungen und Glaubensvorstellungen nicht. Ich weiß nicht, ob ich mich wieder erkennen würde, wenn ich in einer anderen kulturellen Umgebung auf mich träfe und verstehe Menschen besser, die in solchen sozialen Kontexten leben. Andererseits widerstrebt mir seitdem die Idee noch mehr als früher, meine Identität ausschließlich relational aufzufassen oder als bloße Erzählung narrativ zu dekonstruieren. Ich habe erlebt, dass dieses Motiv zu einer Selbstauflösung führen kann, die in Handlungsunfähigkeit und großem Unwohlsein mündet. Manchmal berichte ich anderen Menschen über die Geschichten meines Lebens. Die damit verbundene Resonanz bietet mir einen Ort für einen Hauch sozialer und damit nicht mehr einsamer Kontinuität meines Ichs. Gleichzeitig höre ich mir zu, wie ich über mich erzähle und erkenne mich wieder, was mir in aller Veränderung Stabilität verleiht. Schön wäre, wenn das Fließen und die Vergänglichkeit umgeben wäre von etwas, das zuwendend, warm und nicht gleichgültig ist. Ich wünsche mir immer noch ein Du, das zumindest die Kontinuität der Erinnerung bietet – und damit einen Hauch „Überleben“, ein Stück hinausgezögerte Sterblichkeit.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, December 9. 2012

Weihnachten mitten im Jahr - ein Kind wird geboren

Der heutige Beitrag im Adventskalender stammt von systemmagazin-Leserin Bernita Schönrock: Bis vor einigen Jahren war ich in der Schwangerschaftskonfliktberatung tätig. Das folgende Erlebnis stammt aus dieser Zeit. Eine Vierzigjährige kommt in die Beratungsstelle. Sie stellt sich vor – ein deutscher Name und ich höre es sofort an ihrem russischem Akzent: sie ist Spätaussiedlerin. Sie ist erschrocken und fassungslos. Sie sei schwanger, sie wisse nicht, wie sie das ihrem Mann sagen solle, das Kind zu bekommen: unmöglich. Die anderen Kinder sind 12 und 14, sie sind doch schon groß und in Russland geboren und überhaupt: sich in Deutschland zurechtzufinden sei so schon schwer genug. Sie seien gerade aus der zu kleinen Wohnung in das neu gebaute, für eine vierköpfige Familie geplante Haus gezogen. Der Mann habe so lange nach einer guten Arbeit suchen müssen. Sie würden sich immer noch nicht richtig zurechtfinden, in dem fremden Land, das ihres sein soll. – Und dann ein Kind? Sie nimmt den Beratungsschein. Tage darauf ist sie wieder da. Ihr Mann habe sie in den Arm genommen. Warum um alles in der Welt hast du geglaubt ich wolle kein Kind? Es sei großartig, sie würden das schon schaffen. Sie hätten im Haus auch Platz für ein drittes Kind. Sie selbst freut sich und sie freut sich nicht. Sie freut sich darüber, dass ihr Mann für sie da ist, dass sie ein Paar sind. Und doch bleibt sie selbst, auch wenn das Kind jetzt kommt, skeptisch. Ich begleite sie durch die Schwangerschaft. Als das Kind auf der Welt ist sagt sie: „Wissen sie, wir sind nirgends zu Hause. In Russland waren wir die Deutschen und hier sind wir die Russen. Ich hoffe für mein Kind, meinen Sohn, dass er der erste von uns sein wird, für den das keine Bedeutung mehr hat.“

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Saturday, December 8, 2012

Hoffen auf den Weltmarkt

Die Geschichte von Bernd Schmid aus Wiesloch hinter dem heutigen Adventskalendertürchen berichtet von seinen Erfahrungen als Coach und Organisationsberater in Russland, die noch vor dem Zusammenbruch der Sowjetunion begannen: Wiener Kollegen hatten eine Einladung nach Leningrad, wie es damals noch hieß, und baten mich, mit zu kommen. Ich war völlig unerfahren bezüglich der Länder hinter dem „eisernen Vorhang“. Dieser begann sich gerade zu öffnen und Michael Gorbatschows Glasnost und Perestroika waren die Hoffnungsbegriffe in dieser Zeit. Für viele dort und auch für uns war es eine Zeit neuer Horizonte - und der Schwierigkeiten, diese einzuschätzen. Mitten im Januar also, bei nasskalten Schneewetter, besuchten wir ein Maschinenbau-Kombinat im heutigen Sankt Petersburg. Während einer Werksführung wurde uns gezeigt, wo mitten im Werksgelände die Front im Zweiten Weltkrieg verlaufen war. Die Deutschen hatten versucht die Leningrader auszuhungern, was unsägliche Leiden mit sich brachte. Geschichte plötzlich hautnah. Wir sahen uns unvermittelt einerseits als Nachfahren einer Täternation, andererseits richteten sich ausgerechnet auf uns Hoffnungen, irgendwie mit dem Kapitalismus zurecht zu kommen. Im ersten ausgebrachten Toast des Generaldirektors kam dies so Ausdruck: "Wir sind bereit uns große Mühe zu geben und wollen dem Weltmarkt entgegenkommen. Wir hoffen und wünschen, dass der Weltmarkt auch uns entgegenkommt". Ich hatte nicht gewusst, wie sehr mich das russische Sentiment anrühren konnte. Umso schmerzlicher, dass wir natürlich zur erwarteten Brüderlichkeit auf dem Weltmarkt nichts beitragen konnten. Später haben wir dann für viele Jahre ein Maschinenbauunternehmen in Orsk im Südruralgebiet begleitet. Management Seminare für das Direktorium, Unterstützung und Beratung im Bereich beruflicher Bildung und im Kindergarten Bereich. Man verstand, wie umfassend die anstehenden Umwälzungen sein würden. Die Menschen, die uns dort als Partner gegenüberstanden, waren bislang überzeugte Kommunisten gewesen. Jetzt mussten sie eine neue Orientierung finden. Und ihrer Mentalität entsprechend, suchten sie zunächst Kontakt zum Mitmenschen im Partner, um über Vertrauen entscheiden zu können. Begegnungen, für die uns systemische Ausbildungen wenig vorbereitet hatten. Zum Beispiel besuchte uns der Leiter der dortigen Handelsschule nach den Seminaren spät abends in unserem Quartier. Er stellte einen Korb frischer Erdbeeren und eine große Flasche Wodka auf den Tisch und lud uns ein, mit ihm über Weltanschauungen zu sprechen. Ich erinnere mich nicht, was wir gesprochen haben, was auch damit zu tun hat, dass am Ende die Wodkaflasche leer war. Doch künftig war er für uns ein zuverlässiger Partner. Leider wurden viele damals hoffnungsvoll angegangene Entwicklungen durch kapitalistische Prozesse innerhalb von Russland und ökonomische Machtergreifungen durch Oligarchen zunichte gemacht. Geblieben sind einige freundschaftliche Beziehungen und eben solche Erinnerungen.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Friday, December 7. 2012

Als ich einmal fremd war und auf den Hund kam

Heute öffnet Dörte Foertsch das Adventskalendertürchen und macht darauf aufmerksam, dass interkulturelle Verständnis nicht nur zwischen Europa und Papua-Neuguinea vonnöten sein kann, sondern auch, wenn mal als Berliner in die Uckermark zieht: Das Thema interkultureller Begegnung und Erfahrung taucht oft in einem Zusammenhang auf, wenn Menschen verschiedener Nationalität und Sprache zusammen leben. In diesem Sinne über Kultur und Interkulturalität zu reden berücksichtigt manchmal wenig, daß es diverse Kulturen und Sprachen verschiedenster Art auch im eigenen Land geben kann. Menschen sprechen die gleiche Sprache und verstehen sich dennoch nicht, bleiben sich fremd oder erleben sich als feindselig und bedrohlich. Der Mensch aus Papua Neu-Guinea lädt manchmal mehr dazu ein, neugierig auf seine Kultur zu werden und ihn über seine Geschichte auszufragen als mein Nachbar in der Uckermark. Jetzt erreiche ich mit dem Wort Uckermark hoffentlich einiges Erstaunen, Fragen danach, wo das wohl sein könnte oder auch ein wohliges "das habe ich schon mal gehört" oder gar "da war ich auch schon einmal". Die Uckermark ist eine Landschaft nördlich von Berlin in Brandenburg mit dem Naturschutzreservat Schorfheide. Es ist dort hügelig, es gibt Wälder und viele Seen, Landwirtschaft und wenig Arbeitsplätze. Seit 1990 hat unsere Familie dort ein Haus in einem kleinen Dorf mit insgesamt 70 Häusern, einer alten Feldsteinkirche aus dem 12. Jahrhundert, einem Gutshaus, das bis Ende der achtziger Jahre als Kinderheim betrieben wurde. Es gibt dort keine Kneipe und kein Lebensmittelgeschäft, nur einen Briefkasten und Zigarettenautomaten. Die Häuser dort sind als Siedlerhäuser nach 1945 aus den alten Gutsgebäuden von Flüchtlingen, heute würde man von Migranten sprechen, aus dem Osten erbaut worden. Die Grundstücke sind alle gleich groß, die Menschen hatten ein wenig zum Bewirtschaften und Tiere, unser Haus hatte eine kleine Wohnung mit Küche und zwei Schlafräumen, einen Stall nach hinten raus und im Dach einen Heuboden. Es gab ein Plumpsklo hinterm Haus und lediglich kaltes Wasser. Mit der Bodenreform in der ehemaligen DDR fingen viele Menschen dort an, in den LPGs zu arbeiten, nach der Wende wurden die meisten arbeitslos. Der frühere Besitzer hatte keine Familie und verkaufte das Haus aus Altersgründen. Eine unserer ersten baulichen Maßnahmen bestand darin, den aus Blech gestanzten Zaun abzureißen ohne schon zu wissen, wie und ob wir einen Ersatz finden wollten. Das Grundstück war also offen geworden. Die erste Begegnung mit dem dortigen Pachtförster war sehr feindselig, ruppig und rau. Wir hatten eine Retrieverhündin, die wir ohne Leine laufen ließen. An einem der ersten Tage dort raste wutentbrannt der Pachtförster mit seinem Jeep auf unser Grundstück. Sein Jagdgewehr hing über seine Schulter und er baute sich klein und schwächig vor uns mit den Worten auf: „Wenn dieser Hund noch einmal ohne Leine auf dem Grundstück herumläuft, erschieße ich den.“ Da fühlten wir uns wie Feinde aus dem fernen Berlin, die alles wegnehmen wollen. Wir hatten gegen viele „Regeln“ verstoßen, ein Hund ist dort ein Wachhund, der laut bellend an der Leine liegt um Einbrecher zu beängstigen. Der Zaun ist dazu da, das wenige Eigentum zu begrenzen, welches mühsam erhalten werden muß. Der frei umherlaufende Mensch und Hund zerstört die Natur, wenn man ihn und sie nicht kennt. Heute haben wir eine herzliche und freundschaftliche Beziehung zueinander. Die fing an, als im nächsten Frühjahr die Störche auf der Wiese hinterm Haus nach Würmern suchten und unser Hund ein Jagdverbot bekam. Dann trafen wir uns, als die alte kopfsteingepflasterte Straße im Dorf abgerissen wurde um eine überdimensionierte Teerstraße zu bauen und wir protestierten dagegen. Wir trafen uns, um gemeinsam gegen die Wiedereinrichtung einer großen Schweinemastanlage und den Bau einer riesigen Biogasanlage zu protestieren. Der Protest gegen und für brachte uns zusammen. Dieser Förster ist ein naturverbundener Mensch, kennt die heimischen Tiere und Pflanzen und die wiederkehrenden Störche. Das ist unsere gemeinsame Sprache geworden. Die Uckermark ist eine Gegend, in der die Menschen alle Fremde geblieben sind. Dort gibt es kaum alte Menschen, die dort geboren sind und kaum junge Menschen, die dort bleiben wollen. Es sind überwiegend entwurzelte Menschen, die froh zu sein scheinen, wenn nichts passiert. Manchmal habe ich den Eindruck, unter diesen Voraussetzungen kann nur schwer und sehr langsam etwas wie eine eigene Kultur entstehen. Wenn dann „die Berliner“ kommen wirkt das bedrohlich. Störche haben es gut, sie kommen im Frühjahr und fliegen im Herbst wieder in den Süden, wie die anderen Zugvögel auch.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Thursday, December 6, 2012

Verstehen oder Nicht-verstehen, das ist hier die Frage

Am Nikolaus-Tag berichtet systemmagazin-Leserin Kerstin Matthiessen im Adventskalender kritisch von ihrer systemischen Weiterbildung: Meine systemische Geschichte spielt in einer Großstadt in Deutschland im Jahre 2011. Während meiner systemischen Ausbildung in irgendeinem systemischen Institut in unserem riesengroßen Land begab es sich also, dass eine kurdischstämmige, politisch engagierte und frei denkende Frau die Ausbildung zur systemischen Beraterin und Therapeutin erlernen wollte. Sie arbeitet mit Migranten. In diesem Kurs befanden sich neben dieser Kurdin 17 deutschsprachige und deutschstämmige (was immer das auch sein mag) Teilnehmer und Teilnehmerinnen. Die erste Grundregel, die wir während unserer systemischen Exkursion wissenschaftlich wie auch praktisch erlernen sollten, war folgende: Wir gehen immer davon aus, dass wir den anderen nicht verstehen können. Nach mehreren Monaten des systemischen Studiums, kamen wir zur Familienskizze ... Wir brachten alle Fotos aus unserer Familie mit. Ganz „brave“ Nazi-Großeltern blickten uns von Fotos an, und wir alle wurden uns nochmal unserer Nachkriegsgenerationen bewusst und den Einwirkungen, welche diese schreckliche Nazi-Herrschaft auch auf uns als Kinder und Enkel, in unserer Erziehung, Gesellschaft und Sozialisation hat. Die kurdischstämmige Frau zeigte Fotos aus einem Bergdorf. Das systemische Studieren setzte sich fort ... mehr oder minder erfolgreich, aus meinem systemischen Verständnis heraus. Die starke, politisch engagierte Frau aus dem Süden wurde allerdings aufgrund von Verständigungsproblemen aus dem Kurs ausgeschlossen! Als Grund wurde ihre mangelnde Beherrschung der deutschen Sprache angeführt. Ich hatte und habe keine Probleme, sie zu verstehen. Bei der Arbeit mit Migranten frage ich mich, wie ein systemischer Berater Migranten beraten will, wenn er sich nicht auf ihre Holprigkeit in der Verwendung der deutschen Sprache einlässt. Und auf den Versuch, ein anderes Denken und Handeln zu akzeptieren und sich dem eigenen Nicht-Verstehen zu öffnen. Soviel zu meiner Erfahrung innerhalb einer ganzen Gruppe angeblischer Systemiker.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Wednesday, December 5, 2012

Traurig

Heute öffnet Wiltrud Brächter die fünfte Türe des Adventskalenders mit einer kleinen Episode: Zu meiner Arbeit in einer kinder- und jugendpsychiatrischen Praxis gehört auch die Eingangsdagnostik, in der es um einen Eindruck davon geht, wie sich ein Kind fühlt und was es beschäftigt. Im Satzergänzungstest, bei dem vorgegebene Satzanfänge von Kindern beendet werden, bildet ein etwa siebenjähriger Junge den Satz: „Ich bin traurig, ... dass ich ein Brauner bin.“ In solchen Momenten kann ich nicht ruhig und neutral bleiben, sondern muss Stellung beziehen. Doch wie erklärt man einem Kind, dass nicht seine Hautfarbe das Problem ist, sondern rassistische Ausgrenzungen und Zuschreibungen, die sich bis in die Mitte der Gesellschaft ziehen? Ich habe ihm wohl gesagt, dass ich seine braune Farbe schön finde und niemand das Recht hat, in deswegen zu ärgern. Ich hätte auch sagen können: „Ich bin traurig und wütend, dass Du deswegen traurig sein musst“.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Tuesday, December 4. 2012

Wunder und Zauber

Wie die Wunderfrage und andere lösungsorientierte Interventionen von einer Klientin nicht als Hilfe zur Selbsthilfe verstanden, sondern als echter therapeutischer Zauber erlebt wurde, schildert im heutigen Adventskalendertürchen Peter Kaimer, systemmagazin-Lesern auch bestens bekannt: Meine erste Therapie mit einer Angehörigen eines mir fremden Kulturkreises (wenn man davon absieht, dass ich aus Österreich stamme) hatte ich vor ca. 25 Jahren. Und ich hatte keine Ahnung von den kulturspezifischen Hintergründen dieser Frau, die erst vor wenigen Jahren nach Deutschland gekommen war. Auch muss ich zu meiner Schande gestehen, dass ich trotz einer damals bereits lösungsfokussierten Haltung glaubte, mich nicht allzu intensiver mit diesem Hintergrund beschäftigen zu müssen. Ich hatte ja meine lösungsfokussierten Fragen und ergänzend mein kognitiv-verhaltenstherapeutisches Handwerkszeug. Und ich hatte ein engagiertes Team hinter dem Monitor, welches mich in dieser Arbeit begleiten wollte. Wir begannen unsere gemeinsame Arbeit und Schritt für Schritt (er)fanden wir kleine für die Klientin brauchbare Schritte in Richtung ihres persönlichen Wunders. Der Weg der Arbeit erwies sich – wie es wohl für die meisten von uns Psychozialarbeiter(inne)n so üblich ist - als gewundener Verlauf mit Erfolgen, Rückschlägen sowie Lernprozessen aus beiden. In den Rückmeldungen vermittelten wir der Klientin im Rahmen der Komplimente immer wieder unsere Anerkennung für das, was sie alles geschafft und ausprobiert hatte. Und schlussendlich kamen wir zu dem Punkt, wo es gut sein sollte und konnte. Die Klientin hatte einen Großteil ihrer Ziele erreicht und wir versuchten eine gemeinsame Bilanz der Therapie zu ziehen. In der Vorbereitung überlegten wir sehr sorgfältig, wie wir die „Verantwortung“ für die Erfolge bei der Klientin lassen und unsere Rolle als Begleiter (oder wie Wolfgang Loth schreiben würde „Besteuernde“) formulieren könnten. Doch dies erwies sich als vergebliches Unterfangen. Trotz all der Einzelpunkte, welche die Klientin bereit war als ihren Beitrag zu sehen, bestand sie darauf, dass wir „gezaubert“ hätten. Das wäre ihr ja schon bei der „Wunderfrage“ aufgefallen, dass sich da etwas geändert hätte, und die folgenden Schritte wären nur aufgrund dieses Beginns möglich gewesen. Und sie wisse auch, dass dieser „Zauber“ notwendig gewesen sei, um ihr einen Ausweg aus ihrer schwierigen Situation zu ermöglichen. Tja, wir verabschiedeten uns von ihr (mein Team und ich) höflich, irritiert, etwas sprachlos. Sechs Monate später berichtete sie beim Follow-Up, dass der „Zauber“ zwar etwas von seiner Wirkung verloren hätte, aber er würde nach wie vor ausreichen ... die einzelnen erarbeiteten Bewältigungsstrategien wende sie gelegentlich an.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Monday, December 3. 2012

Dick ist nicht immer dick!

Das heutige Adventskalendertürchen machen Haja Molter und Karin Nöcker aus Köln auf, beide LehrtherapeutInnen am Weinheimer Institut für Familientherapie: „Die Sprache ist das Haus des Seins“ (Martin Heidegger) (1) In der Arbeit mit Menschen im Kontext interkultureller Begegnungen ist es wichtig, eine Sensibilität dafür zu entwickeln, wie kulturelle Unterschiede die Bedeutungsgebung der gesprochenen Sprache entscheidend mitbestimmen. Begriffe wie Autonomie und Individuation z.B. – hohe westliche Werte – haben in anderen Kulturen eine völlig andere Bedeutung, sie sind nicht mit einem so hohen Wert belegt wie in der westlichen Kultur. Wenn Berater einem Konzept folgen, wo Beratung bedeutet, dass Klienten die Bereitschaft zeigen müssen, über ihre Probleme zu reden und diese sich ihrer Wahrnehmung nach verweigern, dann wird schnell von Widerstand, Unfähigkeit, Boykott, Mangel an Problembewusstsein, Veränderungsmotivation und Verantwortungsübernahme gesprochen. Dabei übersehen sie, dass der kulturelle Hintergrund der Klienten ein kultursensibles Beratungskonzept verlangt. In einer Supervision stellte eine Teilnehmerin den Fall einer in Deutschland lebenden jungen indischen Familie vor. Ihre Herausforderung bestand darin, in der Erziehungsberatung mit den Eltern eine Ebene der Kooperation zu finden. Sie beschrieb das fast resigniert mit den Worten: „Ich bekomme keine Eintrittskarte in das Familiensystem.“ Bisher hatte sie vorsichtig versucht, die Eltern auf das „Dick sein“ ihres vierjährigen Jungen, des jüngsten von drei Kindern, anzusprechen. Die Eltern konnten das Verhalten ihres Jungen nicht als problematisch ansehen und verstanden nicht so recht, was an ihrem glücklichen Jungen problematisch sein sollte. Die Eltern hatten auf Empfehlung der Erzieherinnen des Kindergartens die Beratungsstelle aufgesucht. Die Erzieherinnen fanden, dass der Junge zu dick sei, sie formulierten schon in Richtung der möglichen Diagnose: Adipositas. Die Eltern sagten in der Beratung: „Das wächst sich aus, wenn er erst mal in die Schule kommt, bei unseren anderen Kindern war das auch so und jetzt ist doch alles gut ...“ Alle Versuche, mit Hausaufgaben und Empfehlungen Einfluss auf ihr Erziehungsverhalten zu nehmen, waren bisher gescheitert. Die Beraterin wertete das als Nichtkooperation. In der Reflexion des Falles hatte die Supervisorin Gelegenheit, sich mit einer Teilnehmerin der Supervisionsgruppe austauschen. Diese Frau war drei Jahre mit einem Inder liiert und hatte in dieser Zeit Anschluss an seine Familie in Indien gefunden. In dem Gespräch konnten wichtige kulturelle Unterschiede herausgearbeitet werden. Fazit war: Pummelige Kinder sind ein Zeichen besonderer „Liebe“ und Fürsorge der Eltern ihren Kleinkindern gegenüber und indische Familien bereden ihre Probleme nur im familiären Kontext. Gegenüber Fremden sind sie gastfreundlich und höflich. Durch die Anregung der Supervisorin wurde eine Lösungsidee entwickelt, die diese Regel – Probleme werden nur im Kontext der Familie besprochen - nicht verletzt und gleichzeitig das Anliegen der Beraterin, das „Dick sein“ mit Hilfe der Erziehungsberatung bei den Eltern zu thematisieren, aufgreift. Die Teilnehmer wurden eingeladen, auf Moderationskarten dazu Fragen zu formulieren. Die Supervisorin hatte die Idee, diese Fragen dem familiären System zur Verfügung zu stellen und die Eltern einzuladen, sich gemeinsam zuhause Zeit zu nehmen und zu überlegen, welche Fragen wichtig wären, innerhalb der Familie zu besprechen. Die Beraterin wollte dann die Eltern bitten, die ausgewählten Fragen auf den Karten, sofern sie diese als hilfreich fänden, in die nächste Sitzung als Rückmeldung mit zu bringen, ohne dass darüber gesprochen werden sollte. Die Supervision ermöglichte es der Teilnehmerin, eine kultursensible Sichtweise auf die Familie zu entwickeln, ihr Beratungskonzept zu modifizieren, um die Familie in den Beratungskontext zu integrieren. In einer späteren Supervision berichtete sie, dass es ihr gelungen war, ein Arbeitsbündnis mit der Familie herzustellen. (1) Heidegger, M. (1949). Über den Humanismus. Frankfurt a.M.: Klostermann, 1949. S. 5.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, December 2. 2012

Dialog der (Regional-)Kulturen

Inspiziert vom letzten Thema der DGSF-Tagung in Freiburg, "Dialog der Kulturen -- Kultur des Dialogs", beschlossen die Mitarbeiter des Carl-Auer Teams, sich bei einem gemeinsamen Geburtstagsessen in der jeweiligen "Muttersprache" zu unterhalten. Diese Art der Kommunikation führte zu einigen sprachlichen Missverständnissen -- war aber auch durchaus amüsan - und ist ihr Beitrag zum diesjährigen Adventskalender - viel Vergnügen!

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Saturday, December 1. 2012

Stell Dir vor, es herrscht kulturelle Vielfalt - und keiner geht hin...

Liebe Leserinnen und Leser, der diesjährige Adventskalender ist eröffnet. Nach anfänglicher Skepsis, ob das mit dem Kalender überhaupt etwas werden würde, bin ich jetzt zuversichtlich, dass wir die 24 Türchen zusammenbekommen. Zwei Drittel der Beiträge sind da, lassen Sie sich ermutigen, auch selbst noch etwas beizusteuern, das Thema "Interkultureller Dialog" ist interessant genug, auch über den 24.12. hinaus weitergeführt zu werden. Die gesammelten Texte werden zum Schluss in einem gemeinsamen PDF noch zum Download bereitstehen. Den Anfang macht heute der Psychologe und Ethnologe Clemens Metzmaker, der sein "Atelier für systemische Beratung und Supervision" in Dresden betreibt. Lesen Sie, was er uns zu erzählen hat: 1. Stell Dir vor, es herrscht kulturelle Vielfalt - und keiner geht hin... Gerade lese ich die wiederholte Einladung von Tom Levold zur Einsendung von Geschichten aus interkulturellen Begegnungen für diesen Adventskalender mit der verwundert klingenden Frage, ob denn keine interkulturellen Begegnungen stattfänden, da fast keine Einsendungen eingetroffen seien. Ich fühle mich erinnert, denn das ist mir schon oft so ergangen: Wie oft habe ich gehört, dass das „Problem“ der interkulturellen Verständigung wirklich drängend sei. Da müsse man unbedingt mal z.B. „ein Seminar zu machen“. Und wenn dann eines angeboten wird – kommt niemand. Mit warmem Gefühl denke ich an einen Einrichtungsleiter einer Kinder- und Jugendhilfe-Einrichtung, der sich in eine „Schnupper-Veranstaltung“ zu diesem Thema verirrt hatte. In einer kleinen Übung fand er sich plötzlich in einer Minderheitengruppe wieder und erlebte, wie es sich anfühlt, nicht mehr Teil der normgebenden Gruppe zu sein. „Ich habe mich in dieser kurzen Situation richtig ausgestoßen gefühlt, richtig anders. Und ich hatte das Gefühl, dass den anderen das eigentlich egal ist. Das war hart.“ Er ging mit dem Gefühl aus der Veranstaltung, dass das Thema „Umgang mit Andersartigkeit“, in das er das Thema Interkulturalität umbenannte, doch auch sein eigenes Thema ist, denn er hatte einmal „auf eine andere Seite geschaut“. 2. Zugang zum „System“ von „ganz woanders“ Meinen ganz individuellen Zugang zur systemischen (Familien-)Therapie habe ich vor etlichen Jahren in KwaZulu/Südafrika gefunden: Während einer längeren Mitarbeit in einem Selbsthilfeprojekt von Behinderten in weit abgelegenen Bergtälern hat es mich irritiert zu erleben, wie viel mehr sich die Menschen als Teil einer Familie oder Gruppe erleben, denn als Individuum. Das war ein völlig anderes „Selbst-“Erleben, als ich mir das bisher vorstellen konnte. Und das hatte auch im Umgang mit fast allen Lebensbereichen tiefgreifende Konsequenzen, angefangen beim Umgang mit Leiden („Therapien“) bis hin zur Eigentumsverteilung. Als Philosophie formuliert steht dahinter: Umuntu ubuntu xabantu („Der Mensch ist Mensch durch andere Menschen“). Bei genauerem Hinschauen, fing ich an, diese Anteile bei mir selbst zu entdecken. Als systemischer Familientherapeut ist das mittlerweile nicht mehr überraschend, aber dennoch sind mir die genannten Erlebnisse immer wieder eine Hilfe, die Tiefgründigkeit dieses Gedankens wach zu halten. Für mich steht die Wiege der Familientherapie in Südafrika. Ein weiterer frappierender Aspekt dieses Arbeitsaufenthalts war der allgegenwärtige Rassismus, ein gelebter „Diskurs“, an dem ich teilnehmen musste, ob ich wollte oder nicht. Und natürlich wollte ich nicht. Auf der späteren Suche, dieses Phänomen für mich auch theoretisch „fassbar“ zu machen, bin ich bei der Systemtheorie luhmann'scher Prägung gelandet: Gesellschaft als Kommunikation. Ein drittes Mal überwältigt war ich viel später bei einem anderen Arbeitsaufenthalt in der Elfenbeinküste: Die Menschen verhielten sich mir als Weißem gegenüber lange nicht so „unterwürfig“, wie ich es oft in Südafrika erlebt hatte. Mir wurde schlagartig deutlich, wie stark ich bestimmte Erlebnisse als Persönlichkeitszuschreibung mit Hautfarbe bzw. einem europäisch generalisierenden Begriff „Afrika“ verknüpft hatte und wie wenig ich den Kontext einbezogen hatte. Kurz: Wie rassistisch ich bin! Ich bin jetzt etwas vorsichtiger geworden. Deutlicher hätte ich für mich die Lektion vielleicht nicht lernen können, die ich später in der Kybernetik zweiter Ordnung fand: Als „Beobachter“ erschaffe ich das System immer mit. Vor allem aber versuche ich heute immer wieder, mich als „Beobachter“ zu beobachten. Denn da stecken noch viele „Rassismen“. Das Erlebnis, als „Weißer“ in verschiedenen Kontexten in Afrika zu leben, stößt mich immer auf einen Punkt, der mir im systemtheoretischen Diskurs bislang etwas fehlt: Das Wissen darum, dass ich „Weißer“ bin. Das ist mir sonst ja so selbstverständlich, dass ich es gar nicht zu thematisieren brauche. Vor allem aber prägt es mich so, dass ich das gar nicht merke. Es geht mir um das Benennen und das Hinterfragen des „Selbstverständlichen“. Etwas weiter sind wir vielleicht in der Geschlechterdebatte. Ich wünsche mir, dass auch im systemtheoretischen Diskurs die Frage nach der Verortung von uns als „Beobachtern“ genauer beleuchtet wird. Als Frage formuliert: Von welchen Positionen aus gesehen bin ich „anders“ - und was ist die Konsequenz? 3. Häusliche Gewalt - auf Englisch... Sie hatte sich mit ihrem Mann angemeldet als „Täterin bei häuslicher Gewalt“. Ihr Mann sollte mitkommen, weil „er natürlich auch was damit zu tun hat“. Sie, resolute und Kompetenz ausstrahlende Mitteleuropäerin, er aus Zentralasien stammend. Als Beratungsteam arbeiten wir bei Paaren gemischtgeschlechtlich, um eine Balance herzustellen. Angefragt war Beratung in Englisch, da er kein Deutsch könne. Sie sind beide gekommen. Die Situation ist komplex, da meine Kollegin nur wenig Englisch spricht. Auch er spricht so wenig Englisch, dass selbst seine Frau ihn oft nicht versteht. Ihre Beziehungssprache sei Englisch, er lerne Deutsch, sie könne seine Sprache nicht sprechen. Es geht bisher nur um den

Beratungsrahmen. Alles ist zäh, dauert ewig. Er zeigt sich als „Besucher“, es wird jedoch immer deutlicher, dass er massive körperliche Gewalt ausübt. Mehr und mehr gibt sie sich als Opfer zu erkennen. Die aufenthaltsrechtlichen Fragen sind recht komplex. Zentraler Dreh- und Angelpunkt ist das gemeinsame Kind und die unterschiedlichen Ansprüche an die Elternschaft.....Beratungsalltag in meiner Beratungsstelle. Ich habe den Eindruck, dass man an jedem Eckchen anfangen könnte und müsste, dass überall Fallstricke lauern. Um so mehr bin ich überrascht, dass er wiederkommen will. Und beim nächsten Termin bin ich gerührt, als er beginnt, sich zu öffnen und plötzlich etwas von Herzlichkeit spürbar wird: Er ist angekommen. Sie auch. Aber jeweils einzeln. Eine Lösung haben wir als Beratende nicht, können wir auch nicht haben. Und das ist vielleicht das Entlastende, niemand verlangt, dass wir die Expertenlösung für diese Komplexität haben. Wir gestalten den Prozess und den Rahmen, mir kommt der Satz einer Lehrtherapeutin in den Sinn: Wenn Du schnell sein willst, sei langsam...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Thursday, September 6. 2012

Balotelli

Lange haben wir keine Post mehr aus Perturbistan bekommen, doch nun gibt es wieder einen neuen Beitrag von Lothar Eder zu lesen, der dieses Mal vor allem politically incorrect daherkommt und daher sicherlich perturbierende Wirkung entfalten wird. Mit politisch korrekten Statements ist daher zu rechnen. "Wir nannten es als Kinder Mohrenkopf, in anderen Gegenden Deutschlands, so erfuhr ich später, wird es Negerkuss genannt; gemeint ist dieses Etwas aus Zuckerschaum, von Schokolade ummantelt, das im Kramerladen oder beim Bäcker 10 oder 20 Pfennige gekostet hat. Es war süß, himmlisch und ein Paradies auf der Zunge. Nun, der Mohr bzw. sein Kopf haben in Zeiten der politischen Korrektheit ihre Arbeit (jawohl, seine Arbeit, nicht etwa seine Schuldigkeit hat er getan, der Mohr, wie wir schiller- oder wenigstens stadelmaierbewanderten Klugmeier wissen!) längst getan und deshalb heißt die Sache mittlerweile Schaumspeise mit Migrationshintergrund..." Weiterlesen kann man hier...

Posted by Tom Levold in Beiträge, Fun at 00:06

Saturday, December 24. 2011

„Tun se mal spekulieren...“

Liebe Leserinnen und Leser, im letzten Kalendertürchen für dieses Jahr befindet sich ein Beitrag von Sabine Timme, die in Hannover neben ihrer Tätigkeit in einem Frauenberatungsprojekt in freier Praxis als "Paar- und Familiencoachberaterintherapeutin" sowie als Supervisorin tätig ist. An dieser Stelle noch einmal ein herzliches Dankeschön an alle, die dazu beigetragen haben, dass sich der systemmagazin-Adventskalender auch in diesem Jahr wieder gefüllt hat. Ich hoffe, Ihnen hat die Lektüre Vergnügen bereitet! Ich wünsche Ihnen allen schöne Weihnachtsfeiertage, Ruhe und Erholung, Freude und Anregung und was immer sonst Sie sich wünschen! Herzliche Grüße
Tom Levold
Herausgeber, „Tun se mal spekulieren...“, ... so Prof. Dr. Hellmuth Freybergers unermüdlich wiederholter Anschubversuch bei „Weiss-ich-nich“-Antworten auf zirkuläre Fragen. Hundertfach gehört von einer, die Anno 1988 bis 1990 in der Medizinischen Hochschule Hannover als protokollierende Praktikantin hinter einer Einwegscheibe saß und grosses Glück hatte zwei Jahre lang jungen Frauen mit anorektischem und bulimischem Verhalten lauschen zu dürfen. Rahmen war das von der Bosch-Stiftung finanzierte Forschungsprojekt „Psychoanalytische Therapie versus Familientherapie“ bei Essstörungen. Heute entspräche die Stimmung und das Verhalten mancher Akteure in der Abteilung Psychosomatik deren Direktor Freyberger war, der eines BATTLEs. Angetreten war: stationär versus ambulant. Psychoanalyse versus Konstruktivismus. Deskriptive versus operative Diagnostik. HipHop versus Standart. Go for it, B-boys! Hinter der Scheibe auf kleinstem Raum abwechselnd zur Supervision herbeigekannt: Gunthard Weber, Fritze Simon, Gunther Schmidt, Arnold Retzer, Jochen Schweizer und Paul Watzlawick. In meinem frisch magistrierten Sozialpsychologinnenhirn herrschte damals rege Synapsentätigkeit in den Arealen für Ethnopschoanalyse, Kulturanthropologie und Paarungsverhalten. Andere Regionen waren mit der Gründung eines Ethnomedizinischen Zentrums beschäftigt. Da richteten sowohl die systemischen Grundlagen als auch die Tanzschritte des therapeutischen Servicepersonals im Gehirn arges Chaos an. Cells that wire together fire together, Verwirrung löst Suchprozesse aus und dann erst die ganzkörperlichen Folgen... Meine Erinnerung gaukelt mir vor, wie im Therapiezimmer sechs Familienmitglieder mit ihren Kontrollkompetenzen glänzten und hinter der Scheibe – Homöostase sei Dank – vergnügtes Chaos herrschte. Wie manche Bulimieversion sich, einmal quer durchs Familiensystem gerauscht, ein Hypothesen-Hintertürchen zum Verdünnisieren suchte. Wie eine Anorexievariante sich in zähen Verhandlungen gegen einen Porsche tauschen ließ. Wie ein Supervisor sich klopfend seinen Wegs ins Therapiesetting bahnte und recht freundlich fragte, ob jemand dem Vater ins Hirn geschissen hätte? Atemstillstand vor und hinter der Scheibe. Der Vater lächelt entspannt: interessant, das habe er sich auch gerade gefragt. Wie ich im Losverfahren ein Abendessen mit Watzlawick im Hause Freyberger gewann. Wie Margret Gröne aus diesem Projekt heraus ihr Buch über die verhungerte Bulimie schrieb. Wie ein Teil des damaligen Therapieteams das Niedersächsische Institut für Systemische Therapie und Beratung (nis) gründete, in dem ich mit vielen anderen im ersten Durchgang Deutsch/systemisch lernte. Ach ja: der Battle endete nahezu mit Gleichstand, ich baue mit homies und B-Girls eine essstörungsspezifische Mädchen-WG auf und tue – Freyberger sei Dank - immer noch spekulieren...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Friday, December 23. 2011

An ecology of mind

Auch wenn ich mich in meinem Studium schon intensiv mit Niklas Luhmann - wenngleich immer aus einer bewussten Distanz heraus - beschäftigt hatte, fand meine Initiation in das systemische Denken eigentlich erst später, nämlich 1980 statt: in der Begegnung mit dem Werk von Gregory Bateson. Zwar hatte ich auch schon vorher im Studium den Artikel »Auf dem Weg zu einer Schizophrenie-Theorie« gelesen, den er gemeinsam mit Don Jackson, Jay Haley und John Weakland verfasst hatte, und der schon 1969 im von Habermas, Henrich und Luhmann bei Suhrkamp herausgegebenen Reader »Schizophrenie und Familie« erschienen war. Verstanden, was da in Palo Alto vor sich ging und welche Bedeutung die Arbeiten der Gruppe um Gregory Bateson in der Zukunft haben würde, hatte ich damals kaum. Familie war mir generell suspekt, was ich durch die Lektüre von David Coopers „Tod der Familie“ und den familienkritischen Aufsätzen von Ronald D. Laing bestätigt fand. Auch das Buch „Eltern, Kind und Neurose“ des am vergangenen Montag verstorbenen Horst-Eberhard Richter, das ich als Schüler verschlungen hatte, lief für mich darauf hinaus, dass die Familie die Wurzel allen Übels ist. Familientherapie hatte da schon etwas anrühiges für mich, dem der Spruch „macht kaputt, was Euch kaputt macht“ plausibler vorkam. Doch nun, 1980, war ich irgendwie, mehr durch Zufall als durch bewusste Wahl, in familientherapeutischen Kreisen gelandet und identifizierte mich überraschend schnell damit. Ich las also alles an Büchern und Zeitschriften, was mir damals unter die Finger kam - eine im Vergleich zu heute überschaubare Literaturliste. Der Name Bateson tauchte immer mal wieder auf, allerdings lagen bis dahin nur wenige deutsche Übersetzung seiner wichtigsten Arbeiten vor. „Die Ökologie des Geistes“ erschien dann - lange erwartet - in einer Übersetzung des Philosophen und Übersetzers Hans-Günter Holl im Suhrkamp-Verlag 1980 in einer sehr schönen - und teuren - Ausgabe, die mich in einen wahren Leserausgleich versetzte. Plötzlich verstand ich die Bedeutung des Wortes Epistemologie auf neue Weise, begriff das Konzept, in Mustern und Unterschieden zu denken, sah meine Welt auf einmal mit anderen Augen. Nichts anderes geschah hier als ein Initiationserlebnis, das bis heute seine Strahlkraft für mich erhalten hat (im Kontext habe ich dieses Buch später dann in der Rubrik „Klassiker wiedergelesen“ besprochen). Im Sommer schloss sich für mich ein Bogen, als ich eingeladen wurde, auf der Deutschland-Premiere des Films „An Ecology of Mind“ von Nora Bateson, mit der Filmemacherin über ihren Vater Gregory Bateson und seine Bedeutung für die Gegenwart zu sprechen. Die Erscheinung Batesons, seine Ausstrahlung, Gelassenheit und sein Humor, bringen im Film wunderbar zum Ausdruck, was auch die Lektüre seiner Bücher spüren lässt: eine Begegnung, die einen Unterschied macht. Sie wissen schon...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Thursday, December 22. 2011

Systemtheorie - keine Liebe auf den ersten Blick

Als ich 1973 mein Studium der Sozialwissenschaften in Bochum begann, war die große Zeit der Studentenbewegung schon vorbei. 1968 hatte ich, mit 15, noch eher ambivalent erlebt, meine Radikalisierung als schülerbewegter Leider-zu-spät-Kommer fand Ende 1969 statt, als sich alles, was links war, schon in Revisionisten, Anti-Revisionisten und Spontis aufzuteilen begann, wobei ich mich letzteren am ehesten zurechnen konnte. Allen gemein war aber die Kritik nicht nur des Staates und der bürgerlichen Klasse, sondern vor allem die sogenannte Kritik bürgerlicher Wissenschaften. Marx, Engels und Lenin hatte ich schon mit 16 gelesen, auch die prominenten Titel der SDS-Protagonisten, ansonsten war man doch eher auf die Lektüre von (aus heutiger Sicht oft peinlich zweit- und drittklassiger) Sekundärliteratur angewiesen, der man zweifelsfrei entnehmen konnte, dass bürgerliche Wissenschaftler die Entwicklungsgesetze des dialektischen Materialismus entweder noch nicht kannten oder nicht verstanden hatten. Die Arbeiten bürgerlicher Wissenschaftler selbst zu lesen, erwies sich nach dieser Feststellung als völlig überflüssig und daher als reine Zeitverschwendung. Ein gewisser Verdacht kam mir allerdings hin und wieder, dass es sich vielleicht doch nicht, wie zunächst vermutet, um ein Intelligenzproblem handelte, da offenbar auch gescheite Wissenschaftler selbst nach mehrmaligem Kontakt mit revolutionärer Literatur von ihren bürgerlichen Thesen nicht abzurücken bereit waren. Dieser Verdacht war schon vorher durch die durchaus angenehme Begegnung mit dem Vater einer Schulfreundin genährt worden, der als Manager eines großen Konzerns direkt in den Diensten des Kapitals stand und auch einen sehr intelligenten Eindruck machte, was mich offen gestanden ein bisschen verwirrt hatte. Auch wenn die Lektüre bürgerlicher Theorien gewissermaßen verboten war und man sich auf ihre Darstellung und Kritik in den einschlägigen revolutionären Texten verlassen musste, tauchten bei mir zunehmend Zweifel an solchen Darstellungen auf - genährt durch die Tatsache, dass sich offenkundig und enttäuschenderweise unter der revolutionären Linken auch viele Menschen tummeln, die intellektuell mit ihren Gegnern kaum mithalten konnten. Der Schock, dass Intelligenz genauso wenig an die Revolution geknüpft war wie Dummheit an die Verhinderung derselben, war jedoch insofern heilsam, als ich begann, nun doch auch neben der Kritik bürgerlicher Soziologie die Schriften zur Kenntnis zu nehmen, die solcherart der Kritik unterzogen wurden. Der Schock, dass es hier spannende und interessante Dinge zu lesen gab, die leider oft viel interessanter waren als das, ihre Kritiker fabrizierten, traf mich noch stärker. Immerhin fiel es mir wie Schuppen von den Augen, dass ich vor allem eines bislang nicht verstanden hatte: dass es in der Welt wie in der Wissenschaft und der Theorie immer komplexer zugeht als man vielleicht wahrhaben möchte und dass die Zurkenntnisnahme differierender Positionen überhaupt erst einen Zugang zu den zugrundeliegenden Problemen eröffnet. Diese Einsicht bahnte den Entschluss, die Kritik bürgerlicher Wissenschaften selbst am Original vorzunehmen. Die Entscheidung fiel auf die Systemtheorie Niklas Luhmanns, der damals in Bochum äußerst unbeliebt war und zudem als Antipode von Habermas als Apologet der herrschenden Verhältnisse galt. In meiner ziemlich dicken Diplomarbeit, die ich mühsam Seite um Seite auf einer alten und leicht klemmenden Olympia-Reiseschreibmaschine tippte, beschäftigte ich mich also mit der "Systemtheorie als Theorie sozialer Kontrolle". Um den reaktionären Charakter der Luhmannschen Theorie entlarven zu können, musste ich mich tiefer und tiefer in sie hineinarbeiten - eine Arbeit, die mir nicht nur im Laufe der Zeit ein ästhetisches Vergnügen bereitete, sondern auch immer mehr (heimliche) Bewunderung für die Originalität Luhmanns und seine Unbeeindrucktheit von jeder Kritik abnötigte. Mit seiner Theorie war ich also schon ziemlich vertraut, lange bevor ich mich selbst als Systemiker gesehen habe. Vor allem wäre mir nicht im Traum eingefallen, dass ich später einmal als Therapeut tätig sein würde - und noch viel weniger, dass Luhmann für Therapeuten einmal eine epistemologische Referenzfigur sein würde. Die Auseinandersetzung mit Luhmann hat meiner Lust an Komplexität zum Durchbruch verholfen und mich aus der Eindimensionalität der damaligen Revolutionssemantik herausgelöst. Sein Verständnis von "Theoriearchitektur", die mit bestimmten Setzungen operiert, deren Tragfähigkeit dann im Verlaufe der Theoriearbeit getestet werden muss und die gegebenenfalls dann umgebaut werden müssen, öffnete mir aber auch die Augen für die Kontingenzen jeder Theorie, eben auch der Luhmannschen, so dass ich bis heute, obwohl sehr stark mit der Systemtheorie identifiziert, nicht der Versuchung ihrer Heiligsprechung oder ihrer Begründer erlegen bin.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Wednesday, December 21. 2011

Mal anders herum: Erst Systemiker, dann Therapeut

Drei Tage vor Weihnachten öffnet Ulf Klein aus München, freiberuflicher systemisch-psychodramatischer Coach, Supervisor und Organisationsberater das Türchen für die Leserinnen und Leser mit seiner eigenen Geschichte, die ihren Ausgangspunkt nicht in der Begegnung mit berühmten Therapeuten, sondern mit Perry Rhodan nahm: Ich war jung, pubertierend und ein großer Fan von Science-Fiction, hatte Perry Rhodan abonniert, las – klar - Clarke, Asimov, Heinlein. Noch mehr faszinierten mich aber Lem, Stapeldon, Laßwitz, bei denen es um erkenntnistheoretische und philosophische Fragestellungen ging. Von meiner Familie als „Macke“ geduldet, solange die Schulnoten gut blieben, fand ich wenig erwachsene Resonanz (Unter Schulfreunden war das anders). Dann sprach mich eines Tages unser Nachbar auf meine Zukunftsromane an, was dazu führte, dass wir über Jahre hinweg regelmäßig abendlang über Science Fiction diskutierten. Mit einem respektablen Erwachsenen über all diese „Was wäre wenn?“-Themen diskutieren zu können, also hypothetisch zu denken, war eine große Freude. Die Dinge aus verfremdeter Perspektive zu betrachten (Olaf Stapeldons »Sirius«, quasi die Autobiographie eines intelligent gemachten Hundes mit daher ungewohntem Blick auf die Menschheit), oder aus der großen allumfassenden kosmologischen Metaperspektive (Stapeldons »Der Sternenmacher« oder H.G. Wells »Zeitmaschine«). Es blieb dann nicht aus, dass ich mich dann auch mit den großen Theorien der (Natur-)wissenschaften eindringlich befasste: Relativitätstheorie, Quantenphysik, Kosmologie, und auch Kybernetik. Was mich immer weiter Fuß fassen ließ im hypothetischen Denken. Leider fand ich für diese Interessen nur wenige Gesprächspartner. 1979, ich schrieb gerade meine Diplom-Arbeit (»Schwangerschafts- und Geburtserleben werdender Väter«), entdeckte ich durch eine Rezension in »Psychologie heute« Erich Jantschs frisch erschienenen Buch »Die Selbstorganisation des Universums – Vom Urknall zum menschlichen Geist«. Ich las und las und las und fand alles, aber auch alles, was ich mir so zusammengelesen und philosophiert hatte, in einem konsistenten universellen Theoriegebäude integriert. Fast kostete das Buch mich das Diplom, weil ich durch die intensive Lektüre den Abgabetermin nur mit Mühe einhalten konnte (und weil ich im Lichte der Selbstorganisationstheorie die Schlussfolgerungen in meiner Pilotstudie immer wieder meinte umformulieren zu müssen). Es folgte dann noch eine wunderbare Reise durch Italien, bei der ich ständig sich selbst organisierende Strukturen „erlebte“: Die Siedlungsstrukturen in der Toskana und in Kalabrien, der Fischeschwarm, in den ich beim Schnorcheln eintauchte, die dissipativen Strukturen, die sich beim Kochen der Tomatensauce im Topf bildeten: sich selbstorganisierende Systeme allüberall. Naja, und als ich dann entdeckte, dass es einen Weiterbildungsgang »Systemische Therapie« gab, hab ich mich natürlich angemeldet. Zunächst aus Neugier, denn mit einer guten Gesprächstherapie-Weiterbildung und - vor allem – einer exzellenten Psychodrama-Weiterbildung war ich der Berufspraxis schon bestens gewachsen. Inzwischen ist dies alles zu einer guten szenisch-systemischen Praxis zusammengewachsen. Also: Dank meinem Nachbarn, Herrn Pfeiffer! Dank Perry Rhodan! Vor allem aber: Danke, Erich Jantsch!

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Tuesday, December 20. 2011

Missgeschicke als nützliche Erfahrungsquellen

Stephan Baerwolff, treuer systemmagazin-Leser und -autor, öffnet heute das Kalendertürchen mit einer Rückblende auf seine ersten familientherapeutischen Gehversuche und die dann erfolgende "schockierende" Begegnung mit Kurt Ludewig - eine Begegnung mit Folgen, denn Stephan Baerwolff hat sich dann dem Hamburger Institut für Systemische Studien angeschlossen, dem er als Lehrtherapeut bis heute angehört: Vor 30 Jahren steckte ich mitten in meiner familientherapeutischen Weiterbildung, die ich (noch gezeichnet vom Praxis-Schock meines ersten Berufsjahres in einem Psychiatrischen Landeskrankenhaus) begonnen hatte. Unsere Ausbilderin war eine charismatische Familientherapeutin, die uns mit ihrer Energie, ihrer Erfahrung und dem Mut, sich im Geiste der humanistischen Psychologie in die Begegnung mit den KlientInnen zu stürzen, begeisterte. Ich begann, „in Beziehungen“ zu denken und diese mithilfe der Landkarten von Minuchins strukturellem Ansatz oder Satirs Kommunikations-Typen zu sortieren. Regelmäßig führte unsere Kursleiterin in Anwesenheit des Kurses live-Sitzungen mit Familien. Zu einem Wochenende brachte eine TeilnehmerIn eine vierköpfige Familie mit, die mit ihrem pubertierenden Sohn Schwierigkeiten hatte. Ich erinnere mich nur noch dunkel an das Geschehen in der Sitzung, weiß aber, dass wir wieder einmal begeistert waren vom Einfallsreichtum der Therapeutin und der hohen emotionalen Dichte der Sitzung. Umso schockierter waren wir, als die Mutter in einer Feedback-Runde am Ende der Sitzung meinte: „Über das Eigentliche haben wir ja gar nicht gesprochen!“ Später berichtete die Therapeutin selbstkritisch, sie habe sich dadurch dazu verleiten lassen, die Sitzung noch um 15 Minuten zu verlängern, was aber an der Unzufriedenheit der Familie nichts wirklich verändern konnte. Angesichts der methodischen Brillanz der Sitzung waren wir TeilnehmerInnen über die „Ignoranz“ der Familie empört und stellten anschließend allerlei Überlegungen über die der „Undankbarkeit“ zugrunde liegenden Familienstrukturen an. Irgendwie blieb aber bei mir ein vages Gefühl übrig, dass ich hier etwas nicht verstanden hatte, also gewissermaßen eine „nicht geschlossene Gestalt“, die möglicherweise dazu führte, dass ich dieses Erlebnis zwar zur Seite legte, aber viel später wieder erinnerte. Im Anschluss an meine Weiterbildung engagierte ich 1983 in der Beratungsstelle, in der ich inzwischen arbeitete, Kurt Ludewig als Supervisor, der die Team-Spannungen zwischen familientherapeutisch und psychodynamisch orientierten KollegInnen bearbeiten sollte. Bei seiner Vorstellung schockierte er mich (der ich doch glaubte mit der familientherapeutischen Literatur vertraut zu sein) mit der Aufzählung von für seine Arbeit bedeutsamen Personen, von denen ich noch nie etwas gehört hatte (Dell, Maturana, von Foerster, von Glasersfeld, Luhmann usw.) und durch deren Werke ich mich bald zu quälen begann, immer mit meinen bisherigen Denkweisen ringend, die heftig gegen die neuen Ideen ankämpften. Zu diesen tumultartigen erkenntnistheoretischen Debatten in meinem „inneren Parlament“ kamen die Verstörungen durch Kurts Interventionen, etwa wenn er beiläufig erzählte, in seiner Klinik hätten Psychoanalytiker und Systemiker (so hießen sie damals wohl noch nicht) aufgehört, miteinander zu diskutieren und begonnen, gemeinsam zu singen! Unmöglich fand ich das! Trotz dieser Irritationen, gewiss aber wegen Kurts mitreißender Begeisterung und seiner Herzlichkeit, entschlossen sich einige von uns, ihn nach dem Ende der Team-Supervision für eine kleine private Gruppe zu gewinnen, in der er unsere live-Sitzungen mit Familien supervidierte. Diese Sitzungen führten fast regelmäßig dazu, dass anschließend die Therapie beendet war: Während wir uns nämlich von allerlei Ideen und Zielen leiten ließen, die die Familie unseres Erachtens noch erreichen sollten, richtete Kurt unser Augenmerk auf die Wünsche der Familie. Wenn wir sie dementsprechend befragten, stellte sich bald heraus, dass sie mit dem Erreichten zufrieden waren und die Beratung beendet werden konnte. Auch hier gab es in meinem inneren Parlament einige mächtige konservative Lobby-Gruppen, die sich gegen diese Praxis sträubten, doch auch im Zuge meiner Auseinandersetzung mit der systemischen Theorie begann mir allmählich zu dämmern, dass in Kurts Konzept „vom Anliegen zum Auftrag“ ein Herzstück des systemischen Ansatzes liegt. (Nicht zufällig finde ich gerade jetzt, da ich Kurts Buch „Systemische Therapie“ aufschlage, auf Seite 133 beim diesbezüglichen Schaubild ein Lesezeichen!) Ich weiß nicht genau, wann mir das oben geschilderte Erlebnis aus meiner familientherapeutischen Weiterbildung wieder in den Sinn kam, aber heute benutze ich es gern zur Illustration der Idee der Anliegenorientierung. Dass man damit heute kaum noch jemanden vom Hocker hauen kann, finde ich ebenso erfreulich wie bedauerlich: Natürlich ist es wunderbar, dass sich das systemische Denken so weitgehend durchgesetzt hat, doch manchmal vermisse ich die emotionalen Diskussionen aus den Anfangszeiten, als man z.B. in Weiterbildungen mit systemischen Thesen noch auf heftigen Gegenwind stieß! Von der Familientherapie heißt es, sie fuße nicht (wie die Psychoanalyse) auf dem Wirken einer Gründerpersönlichkeit, sondern habe mehrere Mütter und Väter. Meine kleine Geschichte zeigt, dass dies auch für meine Entwicklung gilt und dass Lernen nicht nur auf Erfolg gründet, sondern Missgeschicke ebenso nützliche Erfahrungsquellen sein können.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Monday, December 19. 2011

Adventskalender 2011: 2 Beiträge fehlen noch!

Liebe Leserinnen und Leser, zum vollständigen Adventskalender fehlen nur noch zwei Beiträge. Wenn Sie sich von den bisherigen Geschichten inspiriert gefühlt und an eigene Erlebnisse erinnert gefühlt haben und bis übermorgen abend ein paar Zeilen schreiben können, freue ich mich über Ihren Beitrag. Herzliche Grüße Tom Levold Herausgeber systemmagazin

Posted by Tom Levold in Beiträge at 21:29

Der Platz auf der Tribüne oder: Whose side are you on?

Die Frage, welche Personen mir einen ersten Eindruck von systemischem Denken und Handeln vermittelt haben bringt mir die Erinnerung an eine meiner frühen Therapien ins Bewusstsein. Das war Mitte der 80er Jahre und ich war Gruppentherapeut in einer Klinik für Suchterkrankungen, in der v.a. Alkoholiker mit Langzeittherapien behandelt wurden. Natürlich war das keine intentionale „Vermittlung“ systemischer Prinzipien, es war mehr eine Sensibilisierung für systemische, genauer: für familien- oder paardynamische Zusammenhänge, zudem für Überweisungs- und Auftragskontexte, die sich für mich aus dieser, ich muss es wohl so sagen, zumindest vordergründig gescheiterten Therapie ergab. Zu jener Zeit gab es ein Lied, das oft im Radio gespielt wurde, das hieß Whose side are you on?, und dieser Titel ist gewissermaßen programmatisch für diesen Fall. Ich betreute eine halboffene Gruppe von ca. einem Dutzend männlicher Patienten, mit denen ich im wesentlichen gruppen-, z.T. auch einzeltherapeutisch arbeitete. Eines Tages wurde mir ein neuer Patient zugewiesen. Im Eingangsgespräch berichtete er mir von einer chaotischen Beziehungsgeschichte; die Frau habe ihn mit den Kindern verlassen, er stehe jetzt ganz alleine da, das sei der Grund für sein Trinken. Der Mann wirkte geknickt, niedergeschlagen, seiner Hoffnungen beraubt. Nach einiger Zeit bekam ich einen Anruf von einer Therapeutin, welche mit der Ehefrau des Mannes arbeitete und sie kontaktierte mich, um mir gewissermaßen reinen Wein darüber einzuschenken, mit wem ich da arbeite. Zudem wollte sie mir ihre Wünsche nahebringen, an welchen Zielen mit dem Mann zu arbeiten sei und sie wollte mit mir ein gemeinsames Vorgehen abstimmen. Was sie mir berichtete, schockierte mich. Mein Patient wurde als gewalttätig der Ehefrau und den Kindern gegenüber geschildert, sie sei mit diesen inzwischen ins Frauenhaus gezogen, der Patient aber versuche immer wieder, trotz eines Kontaktverbotes seitens der Frau, in Verbindung mit ihr zu kommen. Ich sollte nun mit ihm an seiner Problemeinsicht arbeiten und sicherstellen, dass es zu keinen weiteren Kontaktversuchen käme, damit die Frau nun endlich zur Ruhe kommen könne. „Mein Problem war, dass ich mit einem Mal einen anderen Patienten vor mir hatte. War er bis eben ein trauriger Trinker gewesen, hatte ich nun ein gewalttätiges Monster vor mir, das seine Ehefrau trotz gegenteiliger Absprachen nicht in Ruhe ließ. Ich dachte zum einen, dass ich nun therapeutisch dringend etwas tun müsse, um den Patienten zur Einsicht zu bringen, zum anderen fühlte ich mich einigermaßen hilflos. In einem Einzelgespräch konfrontierte ich den Pat. mit der Information, er gestand die Probleme ein und ich vereinbarte mit ihm, dass er seine Frau bis auf weiteres nicht mehr kontaktierte. Erstaunlicherweise schien er sich daran zu halten. Was nun folgte, war gewissermaßen eine eindruckliche Belehrung über Systemdynamiken, die sich einfach nicht an noch so gut gemeinte therapeutische Zielsetzungen halten, welche nur den einen Pol einer bestehenden Ambivalenz abbilden. Denn eine Weile danach kam der Patient zu mir mit einigen aktuellen Briefen seiner Frau, geschrieben aus dem Frauenhaus, in denen sie ihm deutlich zu verstehen gab, wie sehr sie ihn vermisse. Der Patient berichtete mir nun von einer seit Jahren wiederholenden Dynamik von Annäherungen und Trennungen, symbiotischen Phasen, emotionalen Verstrickungen, Vorwürfen, emotionaler und physischer Gewalt, einhergehend mit Alkoholkonsum. Im Laufe der Jahre hatte das Paar es „geschafft“, diverse professionelle Helfer einzuladen, „für“ sie aktiv zu werden. Alle waren gescheitert, etwas im Sinne der von ihnen selbst gesetzten Ziele zu erreichen, sie zogen sich dann, enttäuscht von ihnen so wenig veränderungswilligen oder –fähigen Klienten, allesamt zurück, um von den nächsten abgelöst zu werden. Ich telefonierte mit der Therapeutin der Ehefrau meines Patienten und informierte sie – die Dame war entsetzt und fürchterlich enttäuscht von ihrer Klientin. Da habe sie doch scheinbar so große Fortschritte mit ihr in Richtung der eigenen Autonomie gemacht. Und jetzt das! Ich selbst war damals verwirrt. Einmal mehr. Wusste nicht, was ich tun sollte. Hatte aber so ein Gefühl, dass da etwas wirkt, das irgendwie stärker ist als alle Therapeuten zusammen mit ihren so vernünftigen Zielen, die allesamt aus dem reflektiert-akademischen Wertekosmos herrühren. Und so kam mir der Impuls, dass der beste Platz, um mit diesem Patienten und seiner nichtanwesenden, aber kräftig mitmischenden Frau mitsamt der an ihr dranhängenden Therapeutin zu arbeiten, der auf der Tribüne sei. Es stellte sich heraus, dass dies ein guter Platz war: gewissermaßen als Zuschauer, Zuhörer, An-Teil-Nehmender. Dieser Platz erwies sich als entspannter, zudem bewirkte er paradoxerweise ein Mehr an Empathie für den Patienten. Sich über die eigenen Wertsetzungen im Klaren zu sein, sie nicht unreflektiert dem Patienten aufzudrücken, dabei aber sich selbst, die Regeln der Klinik und letztlich auch die eigenen Werte zu vertreten, das war etwas Neues. Später lernte ich: das nennen Systemiker

Neutralität. Und noch viel später lernte ich: das was Systemiker Neutralität nennen, ist im Kern bereits bei Freud angelegt, u.a. im Konzept der Abstinenz. So versuchte ich also, den Patienten, sein System, die mitbeteiligten gegenwärtigen und vergangenen Helfer, auch die Therapiesituation selbst, mitunter von außen zu betrachten. Mir half es. Ihm auch? Ich kann es nicht sagen. Womöglich war es hilfreich für ihn, dass sein Therapeut nun weniger pädagogisch mit ihm umging, für bzw. gegen ihn Ziele definierte und deren Erreichung gewissermaßen „überwachte“. In der konkreten Arbeit mit den Patienten, finde ich, kann man mit am meisten über Therapie lernen. Und mit das meiste, finde ich (und denke dabei an Watzlawicks Parabel vom Schiff, das nachts auf hoher See ohne Navigation unterwegs ist), lernt man aus gescheiterten Therapien. Die Therapie, von der ich hier erzähle, ist nach meiner Erinnerung vordergründig gescheitert. Sie ging, wg. vorzeitigen Abbruchs seitens des Patienten oder wg. einer vorzeitigen Entlassung aufgrund eines Verstoßes gegen die Klinikregeln, ohne konkretes Ergebnis zu Ende. Ich vermute, dass ich nicht sein letzter Therapeut war. Ich vermute zudem, dass sich nichts Wesentliches geändert hat am Problemmuster (oder was ich und andere Therapeuten dafür hielten). Mein Wunsch aber ist ein anderer: möge es ihm und den ihm Nahen gut ergangen sein.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, December 18. 2011

„Ob ein Ton richtig ist oder nicht, bestimmt der der nächste Ton“

Cornelia Tsirigotis ist systemmagazin-Lesern auch schon lange vertraut. Heute öffnet sie die Leiterin einer Frühförder-Einrichtung in Frankfurt am Main und Herausgeberin der "Zeitschrift für systemische Therapie und Beratung" das Kalendertürchen mit ihren Erinnerungen an die ersten Begegnungen mit Haja Molter, ihrem Lehrtherapeuten am Weinheimer Institut: „Ob ein Ton richtig ist oder nicht, bestimmt der der nächste Ton“ (Haja Molter zitiert Miles Davis über den Jazz) Es war 1994, ich war seit einiger Zeit in der Frühförderstelle tätig und merkte, dass ich mich mich unbedingt „familienorientiert“ weiterbilden wollte. Mit dem Kommentar: „Systemische Denkweise könnte Dir gut liegen“ gab mir meine damalige Supervisorin in Aachen Haja Molters Telefonnummer, sie macht eine Supervisorensupervisionsgruppe bei ihm. Haja meldete sich sofort, ich bekam Kontakte mit dem IF-Weinheim, einige Wochen später befand ich mich im Vorbereitungs-Schnupperkursus der Weinheimer Familientherapieausbildung. Was das Beflügelnde war, kann ich nur schwer in Worte fassen. Die vielfältigen Denk- und Handlungsanregungen lassen sich kaum mit Worten beschreiben. Mir gefiel die nicht pathologisierende Denkweise, die sich so wohltuend aus dem in meinem Arbeitskontext damals noch vorherrschenden Störungs-Behinderungsdenken abhob. Die sokratische Mäeutik, die Kunst, systemisch die Kompetenzen und Ressourcen aus den KlientInnen zu erfragen, dockte bei mir besonders anschlussfähig, hatte ich doch als Altsprachlerin in der Schule Freud und Leid mit Sokrates Fragerei gehabt. Mir tat Hajas ruhige Gelassenheit wohl, seine sanft mahnende Erinnerung, mit ganz leicht schräg gelegtem Kopf (der mich an meinen weisen älteren Bruder erinnerte): „Es könnte auch ganz anders sein.“ Das alles sind nur Einzelspots, das Gesamtbild fällt mir schwer, aus meinen Erinnerungsfetzen zu malen. Als wir mal heftige Auseinandersetzungen mit dem Lehrtherapeutenteam Haja und Heiner Ellebracht hatten, fiel der oben zitierte Satz vom richtigen Ton im Jazz. Meine innere Haja-Stimme in meinem inneren Team nutzt diesen Satz öfter. Von systemischer Vielfalt Stück für Stück in die eigene Alltagsarbeit implementieren zu können, das war's: „Ihr habt jetzt ein Fass Wein im Keller. Trinkt es Glas für Glas!“, so Hajas Abschiedssatz nach einer dichten Seminarwoche. Vielleicht für mich das Wichtigste: Ressourcenblick auf mir selbst zu spüren und in meiner Eigenständigkeit unterstützt und ermutigt zu werden. Ressourcenblick auf mir hat geholfen, aus einer „Kultur des Tadels“ auszusteigen und eine Kultur der Wertschätzung als orientierendes Ziel vor Augen zu haben. „Meine Aufgabe als Lehrtherapeut sehe ich darin, schöpferische Distanz zu wahren, liebevolle Einfühlung aufzubringen, Verantwortung für meine soziale Wahrnehmung zu übernehmen, um die Autonomie in der Gruppe zu fördern und mich so authentisch wie möglich zu verhalten...“ (Molter 1998 s. 7) Danke, Haja!

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Saturday, December 17. 2011

Wie alles begann – keine Geschichte ohne Geschichten!

Im heutigen Kalendertürchen blickt Rüdiger Beinroth, systemischer Supervisor und langjähriger Erwachsenenbildner in Vlotho, weit zurück in die Vergangenheit, nämlich in die frühen 70er-Jahre, und erinnert sich an seine frühere Kollegin und Chefin:

"1971 kehrte Annedore Schultze, die spätere Leiterin des Jugendhofes Vlotho, von einem Studienaufenthalt aus den USA zurück. Zuvor hatte sie 10 Jahre Methoden der Sozialarbeit an der Höheren Fachschule des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe in Bielefeld unterrichtet. Sie war begeistert von der Art und Weise wie Virginia Satir in den USA mit Familien arbeitete und wollte diesen Ansatz, nach Einzelfallhilfe, Gruppenarbeit und Gemeinwesenarbeit, unbedingt in der Jugendhilfe in Westfalen verbreiten.

Der erste Fortbildungskurs für Sozialarbeiter „Familienberatung und Familienbegleitung“, fand von Februar 1973 bis Dezember 1974 statt. (Parallel dazu begann auch Maria Bosch in Weinheim mit ihren Kursen, was 2 Jahre später zur Gründung des Instituts für Familientherapie Weinheim führte. Die beiden hatten sich bei Virginia Satir in den USA kennengelernt).

Veranstalter des Kurses war der „Sozialdienst katholischer Frauen – Zentrale e.V. – Dortmund“.

Das Konzept orientierte sich in seinem methodischen Teil an den Erfahrungen und Veröffentlichungen von Virginia Satir (1973) und Horst Eberhard Richter (1970).

Es war kein starres Konzept, sondern wurde im Kurs mit den Teilnehmer/innen und Referenten ständig weiter entwickelt. Es gab viel Innovation zu dieser Zeit. Auf einer Fortbildungstagung 1973 in Bielefeld für Erziehungsberater und Sozialarbeiter, arbeitete Annedore Schultze live mit einer Familie auf der Bühne und stellte Skulpturarbeit vor, was eine heftige Fachkontroverse nach sich zog. Das Diakonische Werk von Westfalen veranstaltete ein Seminar zur Familienrekonstruktion mit Maria Bosch in Form eines Marathons, was ebenfalls hohe Wellen schlug.

Nach einer Informationstagung des Landesjugendamtes in Münster 1974, zur „Methode der Familienberatung und -behandlung“ (LWL Münster 1985), fiel

die Entscheidung, einen ersten „arbeitsfeldspezifischen Lehrgang zur Familienberatung und Familienbehandlung“ für Sozialarbeiter des

Allgemeinen Sozialen Dienstes (ASD) anzubieten. Das war die Geburtsstunde der Familienberatungslehrgänge in Vlotho.

Ich war seit 1972 im Jugendhof tätig. Ich war Sozialarbeiter und Gemeinwesenarbeiter und von Annedore Schultze für ein Modellprojekt zur Zusammenarbeit im Gemeinwesen von Freiburg nach Vlotho geholt worden. Ich hatte andere Aufgaben und verfolgte die Entwicklungen der Kollegin

und späteren Chefin mit Interesse. Im Rahmen des Modellprojekts hatten wir die Analytikerin Ruth Cohn für 3 Monate nach Vlotho geholt. So lernte ich die TZI kennen. Nebenbei studierte ich in Bielefeld auch noch

Erziehungswissenschaften, was ich mit dem Diplom 1980 abschloss. Im

Rahmen eines Seminars über Paradigmenforschung lernte ich die Schriften von Talcott Parsons kennen und war fasziniert. Ab da ließ mich die

systemische Denkweise nicht mehr los.

Der Entscheidende Schritt kam 1979. An einem Freitag eröffnete mir Annedore Schultze, dass in ihrem Familienberatungskurs ein Referent ausgefallen wäre und ich von Montag bis Freitag in der letzten Kurswoche des laufenden Kurses einspringen müsse. Bis Montag hatte ich nun Zeit,

die Pflichtlektüre des Kurses zu lesen. Es waren Bücher von Virginia Satir, Salvatore Minuchin und Maurizio Andolfi. Bis Montag hatte ich mir

die für diesen Kurs relevanten Abschnitte einigermaßen einverleibt. Die Woche lief für mich gut und ich hatte endgültig Feuer gefangen. Danach

war ich Co-Leiter in allen weiteren den Kursen.

Ab 1989 leitete ich die systemischen Beratungsfortbildungen 18 Jahre zusammen mit Anne Valler-Lichtenberg aus Köln. Es war eine wunderbare Zeit der gegenseitigen Anregungen und Entwicklungen. Dank meines großzügigen Arbeitgebers

konnte ich viele Kurse besuchen die von Systemikern angeboten wurden. Ich nahm an den Weinheimer Tagungen teil, erlebte Virginia Satir und andere berühmte Vertreter des systemischen Ansatzes. Schließlich nahm ich auch an einer Ausbildungsgruppe mit Jos J. van Dijk in Bielefeld teil. Leider starb Jos, bevor der Kurs zu Ende war.

In die DAF trat ich erst nach meiner Supervisionsausbildung ein. Es reichte aber noch um die DGSF mit zu begründen.

Die DGSF ist zu meiner

„Heimat“ geworden. Hier fühle ich mich wohl und arbeite gerne und engagiert mit.

Heute als Rentner nutze ich die vielen Erfahrungen in meiner Praxis für Supervision, Coaching, Paar und Familienberatung. Das will ich auch noch

ein Weilchen weitermachen. Einmal Systemiker, immer Systemiker."

Posted by Tom Levoid in Beiträge at 00:00

Friday, December 16. 2011

Wie transportiert man Ärger ohne Brüllen...

Katrin Richter, die als Paar- und Familientherapeutin in Laboe bei Kiel arbeitet, hat als Familienhelferin in Berlin begonnen und dort auch wichtiges Marschgepäck von ihren Klienten mit auf den Weg bekommen, wovon sie im heutigen Kalendertürchen berichtet: "Als ich in Berlin-Neukölln wieder bei dieser Familie mit den 3 Mädchen war, machte ich die Erfahrung, dass ich mit meinem zirkulären Fragen und mit meinem systemischen Schätzen nicht so richtig weiter kam. Aber irgendwie war mir auch klar, dass diese Mutter ihre Kinder nicht sehen wollte und alles auf ihnen ablud. Ich fand es schrecklich, die Kinder litten und verschafften sich durch Gebrüll Gehör. Diese Mutter meinte es zu gut und gehörte zu denen, die all ihre eigenen Unsicherheiten auf das Herumzupfen an den Kindern laden, sie ständig kontrollieren, sich dann gleichzeitig darüber zu beschweren, dass diese unselbständig sind und zum allgemeinen Familienunfrieden beitragen, wenn sie dagegen aufbegehren. Der Vater brüllt am lautesten, weil das ja nicht auszuhalten ist und wenn man dann in diese Familien hineingerät, herrscht betretenes Schweigen und Scham. Niemand kann der armen Mama sagen, was denn wirklich nervt, wenn etwas nervt, weil sie dann weint und lamentiert und heimlich weitermacht mit Herumzupfen und Kritteln. Ein Tabu-doulebind. Mit etwas Mut schrieb die ältesten Tochter ein Gedicht für die Mama, was durch seine Form endlich eine Gesprächsebene eröffnete und vielleicht für viele Mütter gelten könnte und an das Vertrauen in ihre Kinder appelliert. Es war die Eintrittskarte für mich, nicht über Ärger, sondern über Lieben zu sprechen. Für die Mütter dieser Erde Rupf nicht an mirZupf nicht an mirNun lass mich dochendlich mal seinHör auf zu reibenes zu übertreibenDer Schal sitz dochausreichend feinLass deine Händedoch von mir undwende dich dir deiner selbst wieder zulch will nicht gekämmt seinich will verpennt einund putz auch nicht meine SchuheIch merke vorm Spiegelgleich wird mir übelWir sind wirklich nichteiner MeinungDu bist meine Mutter und ich noch klein aber lass mich doch einfach mal sein"

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Thursday, December 15. 2011

1968, die Sicht von oben und das Leben eines Fünfmarkstücks

Dass die Türe zum systemischen Denken nicht nur von ausgewiesenen Systemikern, sondern auch in ganz anderen Zusammenhängen - und viel früher - aufgestoßen werden kann, beweist systemmagazin-Leserin Lisa Reelsen in ihrem schönen Beitrag im heutigen Kalendertürchen: "Ja, sie war's. Ich glaube, sie war's. Sie muss es gewesen sein! Ich bin mir sicher! Sie war die Person - nach der ja gefragt war - die mir wohl einen ersten Eindruck von systemischem Denken und Handeln vermittelt hat. Aber wann ist man schon sicher? Eine Weile habe ich nachgedacht, ob ich dem diesjährigen Schreibimpuls für einen Beitrag zum Adventskalender im systemmagazin würde nachgehen können. Es fielen mir viele wichtige Menschen und Begegnungen ein. Es können auch die Kunst und einige ihrer Vertreter gewesen sein, die mich immer wieder lehren und erfahren lassen, dass Umdenken notwendig ist, um Menschen, Dinge und Sachverhalte besser verstehen zu können. Auch viele gelesene Bücher waren inspirierend und ich kann mich auch daran erinnern, wer mir das ein oder andere Buch empfohlen hat. Meine Freundin aus Kindertagen, die nun Kinder- und Jugendpsychiaterin ist? Ganz sicher! Oder war es mein alter Studienfreund, der Psychologe ist und mir seinerzeit die Ausbildung zur systemischen Beraterin mit den guten Lehrtherapeuten im WISL empfahl? Ja, der auch! Außerdem war er es, der mir die bundesweite Tagung mit dem Thema „Die Schule neu erfinden“ empfohlen hatte, die im März 1996 in Heidelberg stattfand. Es ging um eine systemisch-konstruktivistische Annäherung an Schule und Pädagogik. Ich kann mich an Menschen und Vorträge erinnern, die mich beeindruckt haben. Heinz von Foerster war wohl anwesend. Ernst von Glasersfeld auch? Da fängt es schon an mit den Erinnerungslücken. Auf jeden Fall war das für mich ein deutlicher Auftakt, mich mit systemischen Überlegungen und einer systemischen Betrachtungsweise auf die Schule, die Pädagogik und später auch auf die Lehrerbildung zu beschäftigen und mich mit dem „Unterricht als eine Konstruktion“ auseinander zu setzen. Aber wann fing es genau an? Ich gehe noch einen Schritt weiter zurück in meiner Erinnerung. Denn sie war's doch, denke ich, meine Grundschullehrerin im dritten Schuljahr! Nach meiner Einschulung 1966 in eine katholische Volksschule in einem kleinen Dorf bei Paderborn erlebte ich dort zunächst keine schönen Jahre. Die relativ alten Lehrer damals versuchten ihr Bestes, unterstelle ich ihnen mal, doch der Unterricht lief ausschließlich frontal ab, er bestand zu großen Teilen aus Abschreiben, im Chor lesen und Päckchen rechnen. Er blieb leider auch nicht frei von Demütigungen und Schmerzen, verursacht von „ausgerutschten Händen“. Außerdem erlebte ich den Unterricht meist als sehr langweilig und so kam ich auf allerhand „dummes Zeug“, wie man sich die Zeit in der Schule dennoch irgendwie interessant gestalten konnte. Auf manche Lehrer wirkte ich vermutlich sehr anstrengend. Doch meist blieb ich angepasst und relativ brav. 1968 kam SIE, eine sehr junge, braungebrannte neue Lehrerin mit dunklen Haaren. Sie war vielleicht 20 Jahre alt, wohl noch in der Ausbildung, ja so wird es gewesen sein, denn oft saß der damalige Rektor mit im Unterricht. Sie strahlte uns an und fragte jeden einzelnen von uns nach seinem Namen. Ich fühlte mich das erste Mal in der Schule einfach direkt gesehen. Sie sorgte wohl in der Volksschule unseres kleinen Dorfes mit 1500 Einwohnern für kleine Revolutionen in der Unterrichtsführung, zumindest in dem von mir bis dahin so erlebten Unterricht. So peppte sie z.B. den Religionsunterricht mit Dias von ihrer Reise durch Israel auf, die sie uns nun zeigte. Dazu erzählte sie interessante Geschichten. Begeistert lauschte ich ihren Worten und die Bilder sorgten für Fernweh. Sie wohnte auch nicht im Dorf und fuhr täglich mit einem weißen VW Käfer vor die Schule. Manchmal nahm sie mich verbotenerweise mit. Ich wohnte etwas am Rande des Dorfes, der Heimweg ging bergauf und ich war stolz mitfahren zu dürfen. Irgendwann fand sie wohl im Schulgebäude einen alten großen quadratischen Sandkastentisch auf Rollen, den sie etwas entstaubt hatte und eines Tages mitten ins Klassenzimmer schob. Tische und Stühle wurden an den Rand gestellt. Jedem gab sie ein kleines Holzhäuschen in die Hand, von der Sorte wie sie in Monopoly-Spielen zu finden sind. Ihr gestellter Arbeitsauftrag dazu lautete: „Stellt euch vor, der Kasten ist unser Dorf. Nun stellt jeder sein markiertes Häuschen an den Platz, wo er glaubt, dass das Haus steht, in dem er wohnt.“ Es gab Nachfragen, wie das denn gehe. Und sie sagte: „Stell dir vor, du bist ein Vogel und schaut von oben auf unser Dorf. Wo wohnst du denn nun? Kannst du das Haus sehen, in dem du wohnst? Stelle das Holzhäuschen an den Platz.“ Puh, wir waren mehr als 30 Kinder in der Klasse und es gab ein Gerangel, es wurde laut. Jeder wollte seinen Platz finden in dem großen Kasten. Sie ließ uns machen, reden, begründen, streiten und einigen, wo was zu stehen habe. Zum Schluss standen alle Häuser irgendwie irgendwo. Sie ließ sie so stehen. Erst am nächsten Tag ging es weiter. Wir lernten, dass Distanzen relativ sind, wir begriffen langsam die Himmelsrichtungen. Wir erfuhren die Notwendigkeit von Einigung auf etwas zur besseren Verständigung. Wir erlebten die veränderte Sichtweise von oben sowie den zeitlichen Abstand eines Tages, der den Streit weniger wichtig erscheinen ließ, etc. etc. Heute könnte man sagen, das war ein genialer, an die Lebenswelt der Schüler/innen anknüpfender Einstieg in eine Unterrichtseinheit zur Kartenarbeit im Heimatunterricht, der schnell alle Schüler/innen aktiv werden ließ, in dem selbstentdeckendes Lernen ermöglicht wurde unter Berücksichtigung von Elementen des Kooperativen Lernens usw. oder so ähnlich. Auf jeden Fall sorgte er für diese intensive Erinnerung und Nachhaltigkeit, zumindest bei mir mit der eigentlich banal erscheinenden Erkenntnis: Veränderungen von Sichtweisen führen oft zu Lösungen. Wenn ich an meinen mangelnden Orientierungssinn denke und an den unerschütterlichen

Glauben an mein Navigationsgerät im Auto, muss ich allerdings schmunzeln. Es lässt mich aber auch lächeln bei dem Gedanken daran, dass ich schon oft das schöne Sternbild der Südhalbkugel der Erde bestaunen durfte, welches sich anders präsentiert als das mir bis vor vielen Jahren bekannte. In dem gleichen legendären Jahr 1968, in dem ich eben erst 8 Jahre alt war und von den politischen Entwicklungen nichts mitbekam, sorgte diese tolle Lehrerin, die wir „Frollein Rochell“ nannten, für eine ebenso nachhaltige Erfahrung im Deutschunterricht. Sie forderte uns auf, eine Geschichte zu schreiben. Neben den langweiligen bis dahin anzufertigenden Aufsätzen mit eindeutigen einzuhaltenden textsortenspezifischen Kriterien (Rezepte schreiben, Erlebniszerzählung mit Einleitung, Hauptteil, Schluss u.a.) hatte der folgende Schreibauftrag seinen besonderen Reiz. Das gestellte Thema lautete: „Aus dem Tag eines Fünfmarkstücks“. Ich weiß noch, ich fragte nach: „Wie geht das?“ Frollein Rochell meinte: „Na, du bist das Fünfmarkstück. Schreib auf, was du so an einem Tag erlebst“. Und ich schrieb und schrieb, seitenweise und aus der Ich - Perspektive. Es machte unbändigen Spaß, mich in dieses Geldstück hineinzusetzen und ich erzählte fast sein halbes Leben. Nun gut, es landete sogar in Kalkutta, das weiß ich noch. Zur gleichen Zeit las ich nämlich ein Kinderbuch, dessen Geschichte in Kalkutta spielte. Der Name der Stadt klang für mich nach der großen weiten Welt. Die Autorin des Kinderbuches kam jedoch auch direkt mit erhobenem Zeigefinger daher. Wir sollten ja - vor allen Dingen beim Essen - oft an die armen Kinder auf der Welt denken, es gelang mir und meinen Mitschüler/innen aber nur wenig. Ob es das Fünfmarkstück geschafft hat, weiß ich nicht mehr. Heute wäre der Schreibauftrag von damals dem Konzept des Kreativen Schreibens zuzurechnen, das sich u.a. den vielbeachteten Aspekten von Kaspar Spinner verpflichtet sieht, nämlich der Irritation, der Imagination und der Expression. Allerhand Kompetenzen können dadurch angebahnt werden. Herausfordernd war die Aufgabe, spannend und vermutlich für mich das erste Mal ein Anlass, mich in etwas hineinzusetzen und deutlich die Perspektive zu wechseln. Das Fünfmarkstück hat nun ausgedient, darf irgendwo auf seine alten Tage rumliegen und sich ausruhen. Vielleicht ist es auch eingeschmolzen worden und wieder als etwas anderes im Umlauf. 1968 führte die Aufforderung, die Perspektive zu wechseln, bei mir zu einer erhöhten Schreibmotivation, heute in meiner Arbeit meist zu unerwarteten interessanten Lösungen. Frollein Rochell, die unsere Ressourcen, die wir als Kinder hatten, im durchgängig wertschätzenden Umgang mit uns so geschickt hervorlockte, verließ die Schule und uns - so habe ich es traurig erlebt - nach gut einem Jahr, heiratete, zog nur ins Nachbardorf, war jedoch dann für uns unendlich weit weg. Ich traf meine damalige Lehrerin, die nun anders heißt, tatsächlich zufällig nach 40 Jahren vor genau drei Jahren ausgerechnet bei der Beerdigung eines Menschen, der uns beiden wichtig war, in meinem Heimatdorf wieder. Wir erkannten uns und es freute uns beide. Es war nicht der richtige Ort, nicht die richtige Zeit und nicht der richtige Raum für ein längeres Gespräch. Auf jeden Fall konnte ich ihr bei dieser Gelegenheit persönlich danken. Ja, sie war´s!"

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Wednesday, December 14. 2011

Klug sein wollen und eine peinliche Erkenntnis

Heute öffnet Dörte Foertsch, Lehrtherapeutin am Berliner Institut für Familientherapie und Mitherausgeberin des "Kontext" das Kalendertürchen und berichtet von einem einschneidenden epistemologischen Erlebnis mit Gunthard Weber: "Wenn ich mich versuche zu erinnern, fällt mir das genaue Datum nicht mehr ein, nur so ungefähr, dass es 1985 war, im Frühjahr, könnte aber auch später in einem Herbst gewesen sein. Erste aufregende Literatur war zu lesen und neue Erkenntnisse gab es zu verinnerlichen. Ich hatte „Paradoxon und Gegenparadoxon“ von den Mailändern geradezu verschlungen, durcheinander geratenes Wissen über die Welt und die in ihr gelehrte Psychologie folgte meinem Studium am Psychologischen Institut an der FU bei Klaus Holzkamp und anderen Vertreterinnen der „Kritischen Psychologie“. Ein politisches Bekenntnis gegen die naturwissenschaftliche Psychologie war unmittelbares Bedürfnis geworden, wir stellten die Methodenwissenschaften, Forschung und die gelernte Statistik, aber besonders die Diagnostik der Psychopathologie grundsätzlich infrage. Kommunikationstheorie von Paul Watzlawick, „Ökologie des Geistes“ von Gregory Bateson machten dieser Kritik Beine und das kopflastige Studium erweiterte sich in die Richtung, sich mit Systemischer Therapie, damals ja noch Familientherapie, zu beschäftigen. Ich hatte Wendezeit von Fritjof Capra gelesen, Derrida und Foucault versucht zu verstehen, war Heinz von Foerster bei einem seiner lebendigen Vorträge begegnet, klein in seiner Statur, groß in seinem philosophischen Einfluss. Das Berliner Institut für Familientherapie hatte sich als BIF gegründet und eine Anlehnung an die „Heidelberger“ und die „Mailänder“ gefunden. Allerdings sollte auch ein kritischer Geist gegenüber den schon damals immer wieder auftauchenden Ideen um die „wahren“ Systemischen Konzepte und deren Vertreterinnen bewahrt bleiben. Um diese Idee lebendig werden zu lassen, waren viele dieser Menschen zu Workshops und Seminaren ans BIF eingeladen, in diesem Jahr auch Gunthard Weber. Zum Thema machte er die Bedeutung von Symptomen im familiären Miteinander, welche Funktion sie haben könnten, welches Gleichgewicht sie herstellen und wie die sogenannten Symptomträger einen wichtigen Beitrag in ihren Familien leisten. Wir sollten uns ein Video von 30 Minuten Länge anschauen und Hypothesen bilden, mit welchem Problem diese Familie ans Heidelberger Institut gekommen sein könnte. In kleineren Gruppen waren alle Seminarteilnehmerinnen eifrig beschäftigt, herauszufinden, was in dieser Familie los sei. In der Auswertung danach kamen so gut wie alle Möglichkeiten vor, Ehekonflikte bei den Eltern, Trennungsabsichten, außereheliche Beziehungen. Über die Tochter wurde spekuliert, sie könnte eine Essstörung haben, der Sohn könnte drogenabhängig sein. Die Mutter war auch für verrückt gehalten worden, also so ein bisschen psychotisch, der Vater wirkte auf einige depressiv, usw. Jede Teilnehmerin wollte auf einmal ganz klug sein und die beste Erkenntnis über diese Familie produzieren. Es gab ganz aufgeregte Diskussion über die Problematik in dieser Familie. Und dann kam die Auflösung durch Gunthard Weber. Das Video zeigte eine Familie, die im Rahmen einer Vergleichsstudie zu Beziehungsmustern in Familien interviewt worden war und es handelte sich um eine ganz „normale“ Familie, die sich in dieser Studie zur Verfügung gestellt hatte, um über sich und ihre Beziehungen ganz „normal“ zu sprechen. Wir alle waren sehr peinlich berührt über unsere Ideen und den ehrgeizigen Antrieb, besonders kluge Analysen machen zu wollen. Mir ist das so sehr in Erinnerung geblieben, dass ich noch heute dieses Gefühl erleben kann, wie sehr ich mich ins Zeug gelegt hatte, auch bei den Klügsten sein zu wollen, um dann diesem peinlichen Vorführeffekt ausgeliefert zu sein. Ein gutes und lang anhaltendes Lehrstück."

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Tuesday, December 13. 2011

Marx, Maturana und die Kunst zirkulären Denkens

systemmagazin-Leser Franz Friczewski, Coach aus Hannover, hat das zirkuläre Denken schon bei Karl Marx entdeckt. Von dort zu Maturana und Luhmann war dann nicht mehr weit, wie er im heutigen Kalendertürchen erzählt: "Der erste, der mich auf die Spur systemischen – oder wie ich sagen würde: zirkulären – Denkens brachte, war ... Karl Marx. Der zweite war ein junger Assistenzarzt in einer Berliner Klinik. Und schließlich dann ein Mann namens Humberto Maturana. Aber der Reihe nach. Es war etwa 1976. Wie viele Andere damals auch las ich Karl Marx. Ich versuchte das Wesen des Geldes zu verstehen. Geld war für Marx: ein in dinglicher Hülle verstecktes gesellschaftliches Verhältnis. Seltsame Ausdrucksweise... Beim Versuch, sie zu ergründen, stieß ich auf folgendes Paradoxon (Kapital Band I, Kapitel 2): „Die Waren müssen sich (...) als Werte realisieren, bevor sie sich als Gebrauchswerte realisieren können. Andererseits müssen sie sich als Gebrauchswerte bewähren, bevor sie sich als Werte realisieren können.“ Also wie jetzt...?? Die Gedanken begannen, sich in meinem Kopf um sich selbst zu drehen. Aber ich lernte schließlich von Marx: Es geht hier um eine reale, prozessierende Paradoxie. Und ihre – Gewalt implizierende – Lösung ist: das Geld. Das erinnert an Luhmann, aber das wusste ich damals (1976) noch nicht. Jedenfalls, von da an konnte ich nur noch zirkulär denken, nicht mehr dualistisch-linear. Jahre vergingen. Es muss 1983 gewesen sein. Die Ärzte einer Berliner Klinik hatten mich eingeladen, einen Vortrag über „Herzinfarkt und Industriearbeit“ zu halten. Der Hintergrund: Ich hatte am Wissenschaftszentrum Berlin ein empirisches Forschungsprojekt zum Thema „Herz-Kreislauf-Krankheiten und industrielle Arbeitsplätze“ abgeschlossen. In diesem Projekt ging es darum zu zeigen, dass Herzinfarkt keineswegs nur eine „Managerkrankheit“ ist. Es war eines dieser klassischen Projekte aus dem Bereich „Humanisierung der Arbeit“. Das zugrundeliegende Paradigma lautete: „Arbeit macht krank“. Man suchte nach „objektiven“ Arbeitsbedingungen wie Zeitdruck usw. auf der einen Seite; und nach „subjektiven“ Verhaltensmustern wie Typ-A-Verhalten auf der anderen; kurz: nach sog. Risikofaktoren, die Herzinfarkt „machen“. Mir war immer unwohl bei diesem Ansatz. Er sieht sich als „humanistisch“, ist aber blind für die subtile Gewalt, die sich in der ihm eigentümlichen Art des Beobachtens verbirgt. Also versuchte ich, zirkulär zu argumentieren: Arbeitsbedingungen als „in dinglicher Hülle versteckte gesellschaftliche Verhältnisse“ und die damit korrespondierenden Verhaltensmuster. Und nun zu dem Vortrag. Die Ärzte fanden ihn zwar „irgendwie“ interessant, hatten aber, wie zu erwarten, gewisse Rezeptionsprobleme. Am Schluss kam ein junger Assistenzarzt auf mich zu: „also, ich habe ja auch nicht viel verstanden; aber was Sie da sagen, hört sich ganz so an, wie ein Buch, das ich gerade lese.“ Auf meine interessierte Rückfrage nannte er mir einen Titel, der irgendwie spannend, aber zugleich äußerst seltsam klang: „Erkennen: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit“. Ein paar Tage später hatte ich das Buch Maturanas in der Hand. Ich war, genau wie die Ärzte, „irgendwie“ fasziniert, verstand aber erst mal genau so viel wie sie bei meinem Vortrag: nämlich (fast) nichts. Damit begann aber ein Lernprozess, der bis heute andauert. Was ich dabei lern(t): Maturana zentraler Begriff „Autopoiesis“ zielt nicht auf eine Theorie im klassischen Sinn. Es geht vielmehr darum zu lernen, eine bestimmte Haltung einzunehmen: die Haltung eines Beobachters, der lebendige Zusammenhänge be-greifen will, ohne ihnen durch sein Beobachten Gewalt anzutun. Und dieser Be-griff / diese Haltung erschließt sich uns dann, wenn wir lernen, jene Seite des Erkennens, die wir gewöhnlich ausblenden, immer wieder einzublenden: das vorbegriffliche, sinnlich-ästhetische, körper-nahe Denken, die Welt der inneren Bilder, die wir in unseren Konversationen – mit Händen, Füßen, Mimik und Stimme – fortlaufend gemeinsam erzeugen. Es ist m. E. der große Mangel der Luhmann'schen Systemtheorie, dass sie die Bedeutung dieser Ebene für gesellschaftliche Synthesis (für das, was Gesellschaft zusammenhält) nicht in den Blick bekommt. Dass sie blind ist für die subtilen Mechanismen der Gewalt, die sich in unserem Vergesellschaftungsmodus verbirgt. Insofern ist Maturana für mich heute aktueller denn je."

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Monday, December 12. 2011

systemische Aufstellungen als NebenHauptfach

Wofür das Aufstellen nicht alles gut ist. systemmagazin-Leser Tobias Wieland ist über das "Stellvertretern" zur Systemischen Therapie gekommen und erzählt im heutigen Kalendertürchen wie: "Meine erste wirklich zündende Begegnung mit systemischer Theorie und Praxis fand eher am Rande eines universitären Einführungsseminars in systemische Familientherapie statt. Der Professor, dessen Name ich mittlerweile vergessen habe, erwähnte kurz vor Schluss, dass es als familientherapeutischen Ansatz auch die Aufstellungsarbeit von Bert Hellinger gäbe, und es sehr erstaunlich und lehrreich sei, als Stellvertreter aufgestellt zu werden. Ein schönes Beispiel für die Idee, dass die Bedeutung der Nachricht beim Empfänger entschieden wird: Irgendetwas interessierte mich an dieser Stellvertreter-Idee außerordentlich und so telefonierte ich die lokalen Aufsteller ab, die im örtlichen Stadtmagazin warben. Dort war ich in der Folge immer wieder ein gern gesehener Gast – vor allen Dingen als Mann. In der Tat hat mich diese Arbeit damals sehr fasziniert. Die Beschäftigung damit hat mich zudem über so manche Frustphase des Studiums hinübergerettet. Ich habe sozusagen systemische Aufstellungen als NebenHauptfach (hauptsächlich, aber neben dem Studium) studiert und schließlich sogar meine Diplom-Arbeit über dieses Thema geschrieben. Durch das Stellvertretern ergaben sich außerdem sehr schöne und ermutigende Kontakte mit Therapeuten, die mir heute noch gut im Gedächtnis sind. Für mich war diese Möglichkeit ein großes Glück: Wo hätte ich sonst so direkt Familientherapie und –therapeuten als Außenstehender erleben können? Mittlerweile habe ich mich von Aufstellungen etwas entfernt, nähere mich aber zyklisch immer wieder an und absolviere zurzeit eine „klassische“ systemische Ausbildung. Geblieben ist mir eine entspannte Offenheit, scheinbar widersprüchliche Ideen und Ansätze nebeneinander gelten lassen zu können. Darüber bin ich sehr froh. Und bei der Gelegenheit möchte ich dem Professor von damals für seinen Schmetterlingsflügelschlag danken, der mir letztlich einen schönen kleinen Sturm im Leben beschert hat."

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, December 11. 2011

eine Frage zart wie eine Feder

Heute finden wir im Adventskalender einen Beitrag von systemmagazin-Leser Thomas Hannss, Sozialarbeiter, Systemischer Therapeut und Supervisor (SG) in eigener Praxis, der während eines Praktikums von einer Mitarbeiterin der Einrichtung inspiriert worden ist: "Die Frage wer mich oder wie ich zum systemischen Denken und arbeiten gekommen bin, möchte ich mit dieser kleinen Geschichte beantworten: Es war ca 1996/97, ich absolvierte ein Praktikum in einer Psychosozialen Beratungsstelle. Das Team war mit analytisch und systemisch arbeitenden KollegInnen besetzt. Eine der Mitarbeiterinnen arbeitete systemisch und befand sich kurz vor dem Abschluss ihrer Weiterbildung zur systemischen Therapeutin. Um besser zu verstehen wie dies funktioniert zeigte sie mir ein Video aus ihrer Fortbildung, das bei einer sogenannten „Live-Sitzung“ entstand. Die Mitarbeiterin hatte eine Paarberatung vor den Augen der anderen Fortbildungsteilnehmer durchzuführen. Neben ihr saß eine kleine, zierliche Dame, die Lehrtherapeutin, die ihr immer wieder etwas ins Ohr flüsterte, was dann an die Klienten weitergeben oder gefragt werden sollte. Ich dachte mir schnell, dass die „Flüsterbotschaften“ es sehr in sich haben müssen, denn ich war sehr beeindruckt, was bei dieser Sitzung alles zur Sprache kam. Für mich stand damals fest, mir das Lernen des systemischen systemische Arbeitens in genau diesem Institut anzuschauen und auszuprobieren, ob es für mich passt. Es war dann 2004, als ich, mittlerweile systemischer Therapeut, selbst im Kreise einer Fortbildung, zum systemischen Supervisor mit dieser Lehrtherapeutin und –Supervisorin arbeiten durfte. Ich erinnere mich noch heute an viele ihrer Aussagen und ihren wohl auf enormer Erfahrung aufbauenden „Riecher“ für treffende Fragen und aktivierende Interventionen. Eine Erfahrung für mich dabei war und ist, dass eine Frage zart wie eine Feder an ein Thema heranführen kann, aber auch direkt wie ein Schwert eingebracht werden kann, und dementsprechend wirkt. Abschließend kann ich sagen, dass es eine ganz spezielle und bereichernde Methode des Lernens war. Danke an Uschi für die damalige Anleitung. Und an Ulla und Hans: Schön, dass es Lehrende gibt, die Neues ausprobieren."

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Saturday, December 10. 2011

Eine indirekte Begegnung mit direkten Folgen

Rudolf Klein ist Lehrtherapeut bei der Saarländischen Gesellschaft für systemische Therapie. 1980 hatte er gerade sein Studium abgeschlossen und als Berufsanfänger eine Stelle in einer Suchtklinik angenommen. Im heutigen Kalendertürchen erzählt er von seiner ersten Begegnung mit der Familientherapie, fremd und anziehend zugleich: "Es war im Jahr 1980 als sich meine Sicht auf das Leben veränderte. Die Änderung war nicht etwa die Folge einer direkten, sondern die einer indirekten Begegnung mit einer Person. Und das ging so: Ich hatte gerade mein Studium abgeschlossen, in dem ich mich während der letzten drei Semester mit der Thematik suizidaler Krisen beschäftigte. Ich befasste mich damals neben allgemeinen Arbeiten zur Psychoanalyse v.a. mit den gängigen Autoren zum Thema Suizidalität. Damals lernte ich, Suizidalität sei eine individuelle Problematik, die aus psychoanalytischer Sicht als Folge einer im Verlauf der individuellen Biografie nachvollziehbaren narzisstischen Krise verstanden und interpretiert werden könne. Der Verlauf einer solchen Krise ließe sich als „präsuizidales Syndrom“ beschreiben. Da Klienten als Auslöser für suizidale Krisen überwiegend aktuelle und persönliche Problemlagen familiärer, beruflicher oder ökonomischer Art angaben, lag die Idee nah, die gegenwärtigen Lebensbedingungen für das suizidale Geschehen als relevant anzusehen. Ich begann zu recherchieren. Interessanterweise stieß ich bei diesen Recherchen weder auf den Begriff „Familientherapie“ oder „Familienforschung“ noch hatte ich auch nur ansatzweise eine Ahnung, dass es so etwas geben könnte. Leider halfen mir auch die damaligen Professoren nicht auf eine solche Fährte – aus welchen Gründen auch immer. Stattdessen las ich soziologische Abhandlungen, denen psychoanalytische Überlegungen zugrunde lagen. Diese widmeten sich der Analyse gesellschaftsstruktureller Bedingungen und deren Wandlungsprozesse. Entsprechend beschäftigte ich mich zum Abschluss des Studiums im Rahmen der Diplomarbeit mit der Thematik „Gesellschaftsstruktur und Suizidalität“. Die Arbeit daran war interessant – aber ich hatte den Eindruck, dass die eher soziologisch fassbaren Zusammenhänge einerseits und die individuellen Leidensgeschichten andererseits zwar „irgendwie“ in Verbindung standen, dennoch eine sehr große Distanz zueinander aufzuweisen schienen. Kurz nach Abschluss der Diplomarbeit nahm ich meine erste Arbeitsstelle an: In einer Fachklinik für Alkohol- und Medikamentenabhängige. Es war eine Klinik, die nach einem psychoanalytischen Konzept arbeitete, süchtige Entwicklungen ebenfalls als Antwort auf narzisstische Kränkungen interpretierte und Angehörige gegen Ende der Therapie in Form sogenannter Angehörigenseminare in die Arbeit einbezog. Diese Angehörigenseminare konzentrierten sich darauf, die Angehörigen als Unterstützer des Behandlungserfolgs zu gewinnen. Sie wurden dazu angeregt und auch angeleitet, auf welche Weise sie ihren abhängigen Partnern helfen konnten, das zarte Pflänzchen einer gerade begonnenen abstinenter Phase weiter wachsen zu lassen – bis hin zu einer lebenslangen Abstinenz: Durch Unterlassen kritischer und konflikträchtiger Themen, durch Ausmustern von Kochrezepten (z.B. Soßen mit Rotwein oder Flambieren von Fleisch), durch Wegschütten jeglicher alkoholischer Getränke, durch möglichst eigenes abstinentes Verhalten, durch Meiden von Mundwässern, Weinbrandbohnen und Schwarzwälder-Kirsch-Torte und durch Empfehlungen, von wem, wie oft und wie lange Selbsthilfegruppen aufgesucht werden sollten. Aus heutiger Sicht eine (hoffentlich) merkwürdig anmutende Form der familien- und paarorientierten Begleitbehandlung. Als Berufsanfänger und Neuling in dieser Klinik hatte ich weniger zu tun als die Kolleginnen und Kollegen. Ich war nach einer Einarbeitungszeit als Co-Therapeut für eine Therapiegruppe zuständig und hatte dadurch Zeit, mich mit allerlei Nebensächlichkeiten zu beschäftigen. So durchstöberte ich eines Tages eine Abstellkammer. Dort fand ich mehrere verstaubte Pappkartons, in denen offenbar seit Jahren völlig ungeordnet Bücher und Fachzeitschriften entsorgt worden waren. Ich las hier und las dort. Bis ich auf ein Heft stieß, das ich nicht kannte. Es schien eine Fachzeitschrift zu sein. Von den beiden Herausgebern hatte ich noch nie etwas gehört. Es handelte sich um Heft 2 des ersten Jahrgangs und stammte von 1976, war also vier Jahre alt. Ich schlug das Heft auf und begann kreuz und quer zu lesen. Alle Autoren waren mir gänzlich unbekannt. Der erste Aufsatz befasste sich mit einer Theorie der Schizophrenie. Der Autor hieß Theodor Lidz. Ich überflog den Text, da ich mit solchen Symptomen noch keine Erfahrung hatte. Ein weiterer Artikel präsentierte eine paradox verschriebene Parentifizierung, stammte von einer italienischen Gruppe, deren erstgenannte Autorin eine gewisse Mara Selvini war. Dieser Text überforderte mich komplett. In einem weiteren Beitrag wurde eine Therapie über 9 Jahre von einem Menschen namens Luc Kaufmann vorgestellt. Und dann gab es noch einen Text mit Überlegungen über Loyalität und Übertragung. Der Autor hatte einen Namen, den ich erst Jahre später halbwegs korrekt auszusprechen lernte: Ivan Boszormenyi-Nagy. Alle Artikel waren in erster Linie verwirrend, teilweise unverständlich und hatten den mir so bekannten Effekt, Zweifel an meinen intellektuellen Fähigkeiten zu schüren und ihm neue, scheinbar endlos vorhandene Nahrung zu liefern. Gerade wollte ich das Heft frustriert wieder in einem der verstaubten Kartons versenken – da geschah es: Ich blätterte den zweiten Artikel durch. Er behandelte die Frage: Einzel- oder Familientherapie? Der Autor beschrieb Überlegungen, wie ein Zusammenhang zwischen einer individuellen Symptomatik und der familiären Dynamik hergestellt werden kann. Und damit nicht genug. Dieser Autor verwendete, wie er schrieb, „sein“ Konzept der Interaktionsmodi von Bindung, Delegation und Ausstoßung, um die Verbindung

zwischen individueller und familiärer Dynamik differenziert darzustellen. Darüber hinaus stellte er auch noch Überlegungen an, unter welchen Bedingungen eher ein einzeltherapeutisches Setting und wann eher die Einbeziehung der Familie aussichtsreicher für den Erfolg einer Therapie sein könnte. Ich war elektrisiert! Endlich hatte ich etwas gefunden, von dem ich sofort wusste, dass ich mehr davon erfahren, mehr davon verstehen wollte – und zwar in einer Entschiedenheit, wie ich sie vorher in Bezug auf fachliche Themen niemals erlebt hatte. Es dauerte dann noch etwa zwei oder drei Jahre, bis ich mich in eine Ausbildung zur systemischen Familientherapie begab. Die Faszination für diese Arbeit dauert aber bis heute an. Die Fachzeitschrift hieß „Familiendynamik“. Der Autor war kein geringerer als: Helm Stierlin. Übrigens: Das Heft habe ich sofort aus seinem kümmerlichen Dasein befreit und es klammheimlich mitgenommen. Es steht seither auf meinem Bücherregal und wird immer ein besonderes Heft für mich bleiben."

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Friday, December 9. 2011

Wie ich zum lösungsorientierten Ansatz kam

So einfach kann es kommen: Philipp Kurth aus Allschwil in der Schweiz schickt für das heutige Kalendertürchen eine kurze Geschichte, wie er selbst in einer Beratungssituation mit der Wunderfrage konfrontiert wurde: "Ich war vor mehreren Jahren in einer psychologischen Beratung bei einer Frau, die nach dem individualpsychologischen Ansatz arbeitete. Unter anderem ging es darum, dass ich mich in meiner Arbeit nicht ausgefüllt und daher nicht glücklich fühlte. Anlässlich einer Weiterbildung, die meine Beraterin besuchte, las sie das Buch „Lösungsorientierte Beratung“ von Günter G. Bamberger. Darin war die Wunderfrage enthalten. Diese las sie mir ganz einfach und simpel aus dem Buch vor, ohne darauf geschult zu sein, wie man sie am besten stellt und worauf man dabei achten sollte, und ohne mich darauf vorzubereiten. Mich störte das nicht, sondern meine Vorstellungskraft wurde auch so angeregt. Und durch diese Frage wurde mir bewusst, wie ich mein Arbeitsumfeld verändern musste, wie es funktionieren sollte, damit ich mich wieder erfüllt und glücklich fühlen würde. Die Folge davon war, dass ich innerhalb eines Jahres von der Jugendarbeit in ein Wohnheim für Menschen mit psychischen Beeinträchtigungen wechselte. Daneben besuchte ich, angeregt durch die Lektüre des oben genannten Buches, die Weiterbildung „Ressourcen- und lösungsorientierte Therapie und Beratung“ mit Gunther Schmidt am wilob in Lenzburg, und anschliessend absolvierte ich den dreijährigen Studiengang „MAS Lösungs- und Kompetenzorientierung“ an der Hochschule Luzern."

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Thursday, December 8, 2011

...Systemische (Zeit-)Reise bzw. Einfältigkeit versus Zirkularität

Dennis Gildehaus macht heute das Kalendertürchen auf und schildert seine erste Begegnung mit systemischem Denken in der stationären Jugendhilfe: "Meine ersten Überforderungssymptome im Zuge einer beratenden Elternarbeit in der stationären Jugendhilfe verspürte ich im November 2004. Ich erinnere mich noch genau an die Idee des Geschäftsführers zur Einführung einer „neuen“ und „innovativen“ Veränderung der Konzeption der Wohngruppe der Delmenhorster-Jugendhilfe-Stiftung in Delmenhorst. Damals hieß es: „Wir müssen die Eltern wieder ins Boot holen und die Rückführungsquote intensiver fokussieren...!“ Seit 2001 arbeitete ich als Pädagoge in der besagten Wohngruppe und schmiedete täglich Pläne, wie ich mit den Kindern und Jugendlichen meinen Dienstalltag aktiv und humorvoll gestalten könnte. Von systemischem Denken etc. wusste ich bis zu diesem Zeitpunkt nichts. Als der Geschäftsführer in einer wöchentlichen Dienstbesprechung das Thema Elternarbeit als Tagesordnungspunkt einbrachte, stand für mich fest: „Das Ding übernimmst Du!“ Das Team konnte sich gut vorstellen, dass ich als jüngster Mitarbeiter den Bereich Elternarbeit übernehmen würde. Die Wochen nach der besagten Besprechung veränderten grundsätzlich meinen weiteren Weg in der stationären Jugendhilfe und den Weg darüber hinaus. Mit einer großen Portion Euphorie machte ich mir Gedanken zu den verschiedenen Eltern und entschloss mich kurzer Hand, einfach alle zu einem netten Elternabend einzuladen, um ihnen mein Konzept vorzustellen. Fazit: Von insgesamt 24 Eltern kamen erstaunlicherweise nur zwei. Meine Ideen und Vorstellungen sahen auf dem Papier doch so gut aus - wie war es nur möglich, dass das Interesse der Eltern so gering war? Ich suchte Gründe und gute Ausreden, aber weiter kam ich damit auch nicht. Die Arbeit in der Wohngruppe nahm ihren Lauf und meine Unzufriedenheit zu. So entschloss ich mich zu einer Weiterbildung und suchte nach geeigneten Instituten im Internet. Es dauerte nicht lange und ich stieß auf die Institute von Eberhard Krüger, Lehrtherapeut der DGSF. Es handelte sich um eine systemische Beraterausbildung und das Konzept gefiel mir sofort. Erst einmal stellte ich meine Arbeit mit den Eltern ein, da ich genügend frustriert war. Die Weiterbildung hat mich begeistert. In der Rückbetrachtung haben sich die anfänglichen Worte des Lehrtherapeuten in mein Hirn gebrannt, verstanden habe ich sie zugegebenermaßen erst vier Jahre später. Sie lauteten ungefähr folgendermaßen: „Ich versuche euch jetzt aufzuzeigen, wie euer Weg in der Beraterausbildung aussehen könnte... Am heutigen Tag seid ihr bzgl. des systemischen Denkens und Handelns unbewusst inkompetent. Ihr wisst sozusagen nicht einmal, was ihr nicht wisst. Aber keine Sorge, nach mehreren Monaten werdet ihr bewusst inkompetent, so dass ihr auf alle Fälle bewusst einordnen könnt, was ihr nicht wisst. Wenn ihr dann euer Bergfest feiert, werdet ihr bewusst kompetent sein und wissend, dass ihr etwas wisst. Und zum Ende der Ausbildung werdet ihr unbewusst kompetent sein und euer Handwerkzeug einsetzen wie beim automatisierten Autofahren. Sinngemäß werdet ihr intuitiv denken und handeln und dementsprechend systemisch arbeiten. Darüber hinaus werdet ihr systemisch erfolgreich sein, wenn ihr das, was ihr wahrnehmt, auch infrage stellen könnt nach dem Motto...es könnte auch ganz anders sein...“. Im weiteren Verlauf der Ausbildung habe ich Dr. Krüger mehr und mehr als meinen beruflichen als auch persönlichen Mentor erlebt, der mir das systemische Terrain „Systemisches Arbeiten“ als Gesamtheit nähergebracht hat. Das anfängliche Verhältnis zwischen Lehrendem und Lernendem wurde nach und nach aufgrund des intensiven Arbeitens mit der systemischen Thematik zur Freundschaft. Im Juni 2007 schrieb ich ein neues Konzept der Systemischen Elternarbeit für die Wohngruppe, das sich hervorragend in den täglichen Alltag der Wohngruppe eingliederte. Die Eltern waren nicht nur motiviert, sondern fühlten sich als Gesamtheit wertgeschätzt und lernten ihre Ressourcen neu kennen - für mich eine Motivation, an die systemische Beraterausbildung auch noch die systemische Therapeutenausbildung anzuschließen, die ich 2009 abgeschlossen habe. Eberhard Krüger hat mir einen ersten Eindruck vom systemischen Denken und Handeln vermittelt und mich angesteckt, das zu lieben, was ich jetzt lebe... die Systemische Alltagspraxis."

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Wednesday, December 7. 2011

Wo Engel zögern...

systemmagazin-Leserin Gabriele Lisa Klassen, Sozialarbeiterin und Sozialpädagogin, die als Coach in Berlin tätig ist, erinnert sich im heutigen Kalendertürchen an ihre Heidelberger Zeit des systemischen Beginns: "es war eine Zeit, 1977, da konnte man noch, einfach so, teilhaben an einer Weisheit, die sich, alt und neu zugleich, Systemtheorie nennt und in Heidelberg ihren europäischen systemisch-therapeutischen Wellenschlag auslöste. Also, dann gab es die Montagworkshops in der Psychosomatischen Klinik der Uni-Heidelberg, welche Berufstätigen angeboten wurden, einfach so, und ich durfte dabei sein, obwohl ich doch, weiß Gott, noch nicht viele wusste (eine Eigenart, die jungen Menschen oft ganz gut steht). Lebendig habe ich sie in Erinnerung, die heutigen Stars der systemischen Familientherapie, die - noch sehr brav damals - Prof. Helm Stierlin assistierten, wenn er die Familien vorstellte, die es zu behandeln galt: Fritz B. Simon, Michael Wirsching, Gunthard Weber, Gunther Schmidt, Jochen Schweitzer. Letzter war damals noch ein lockerer Student, mit hochgekrempelten Jeans und längeren Haaren, gut sah er aus. Fritz B. Simon macht es mir bis heute besonders leicht, systemisches Arbeiten zu verstehen. Es ist sein unglaublich tiefgründiger Humor. Wenig Gesten, kaum Habitus, kommuniziert er Metaebene als Person auf so humorvolle Weise, das einem gar nichts anderes übrig bleibt, als Systemtheorie zu verstehen: das Gehirn macht es beim Lachen ganz von alleine! So sagte er doch glatt einmal in einem Interview, geführt mit einem Sozialarbeiter: Ich glaube nicht, dass die internationalen Systemischen Wissenschaftler zu uns kamen, weil wir so gut waren. Sie kamen, weil Heidelberg so schön ist! Ich selbst weiß übrigens, dass Hans Jürgen Eyssenck sein Herz in Heidelberg verloren hatte (genauer gesagt in Mannheim)! Beeindruckend war die Praxisnähe, die ich so später nie mehr erlebte. Es waren Patienten da aus der Psychiatrischen Klinik, die Kollegin, Frau Brunner hatte diese vorgestellt. Die Bedeutsamkeit des Mehrperspektivischen habe ich seither nie mehr vergessen. Gleichwohl habe ich festgestellt, das viel sie nicht verstanden haben ... aber das ist eine andere Geschichte. Gregory Bateson schimpfte ja oft auf die Familientherapie-Industrie. Wenn ich mir die systemische Therapie hier in Berlin so anschau: er hatte recht!"

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Tuesday, December 6. 2011

paradise lost...

Heinz Kersting, der vorgestern vor sechs Jahren im Alter von 68 Jahren gestorben ist, hat viele Menschen zu systemischen Ideen inspiriert, so auch systemmagazin-Autor Ulrich Schlingensiepen, der heute für Heinz ein Kalendertürchen öffnet: "1992 besuchte ich ein Seminar des IBS Aachen zum Thema „Teamsupervision“. In meiner Supervisorenausbildung kam dieses Beratungssetting eher zu kurz und so war ich froh über diese Gelegenheit. Heinz Kersting und Barbara Hamann leiteten diesen Workshop in irgendeiner evangelischen Bildungsstätte in Niedersachsen. Großer Saal, riesige festverankerte Garderobenkonstruktionen mit vorgebautem Tresen, deftige Brauntöne in der Luft. Sicher als Multifunktionsraum gedacht für was auch immer, hier war alles möglich. Ich hatte Wochen vorher „Das gepfefferte Ferkel“ in die Hände bekommen, ein Lesebuch für Sozialarbeiter und Konstruktivisten, herausgegeben von Heinz Kersting, Christoph Vogel und Theo Bardmann. Ein völlig anderes Buch, verrückt, unterhaltsam und irritierend. Und dieses Buch hatte einen Beipackzettel mit wunderbaren Verordnungen, es so oder so zu lesen oder es auch ganz anders zu tun, nichts zu glauben sondern auszuprobieren, Spaß an zusammengewürfelten Texten und Comics zu haben und für den Sinn und Unsinn des Ganzen sich schließlich selbst verantwortlich zu fühlen. Paradise lost! Am Anfang eines konstruktivistischen Denkens steht die Enttäuschung, die Erfahrung, dass die bisherigen Vorstellungen und Bilder, die man sich von der Welt, von sich und den Mitmenschen gemacht hatte, nicht mehr brauchbar sind, dass man mit den gewohnten Unterscheidungen und Beschreibungen in der Wirklichkeit nicht mehr zurecht kommt. Man erfährt, dass man umbauen muss, dass neue Konstruktionen erforderlich sind. (Das gepfefferte Ferkel). Heinz Kersting hat diesen Beipackzettel für mich lebendig gemacht und vorgelebt, es war die reine Freude – und Überraschung! Systemische Beratungen sind Provokationssysteme, ermöglichen Umdeutung, sind Irritationen nach Plan und das alles mit einem ordentlichen Schuss Liebe zur Profession. Ob wir auch über Teams und Teamsupervisionen geredet haben? Vielleicht und wenn ja, bestimmt anders. In jedem Falle haben wir mit Beobachtungen 2. Ordnung und Unterscheidungen experimentiert, dass selbst dem ordentlich evangelischen Saal die Luft weg blieb."

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Monday, December 5, 2011

ein systemisches Pils auf Jürgen Henningsen...

... trinkt Edelgard Struss im heutigen Adventskalendertürchen und erinnert damit an einen ihrer Lehrer, den früh verstorbenen Erziehungswissenschaftler und Kabarettisten Jürgen Henningsen (1933-1983): Als ich 1972 anfangen zu studieren, waren die Dinge am Fachbereich Erziehungswissenschaften (Pädagogik, Soziologie und merkwürdigerweise Publizistik) an der Uni Münster gerade völlig aus dem Ruder gelaufen. Die Universität war bis auf wenige Fachbereiche völlig überlaufen, regelmäßig fielen Veranstaltungen aus, Desorganisation und/oder studentische Streiks am laufenden Meter. Eines meiner ersten Seminare fand mit 200 Teilnehmenden im leeren Schwimmbad eines nicht mehr bewohnten Studentenheims statt. Andere Veranstaltungen wurden in winzigen Räumen über der sagenhaften Kneipe Pinkus Müller durchgeführt, in der damals hauptsächlich Mitglieder studentischer Verbindungen Altbier tranken, für Damen auch gerne mit – ganz schlimm! – eingemachten süßen Erdbeeren als Altbierbowle angeboten. Obwohl ich in Köln aufs Gymnasium gegangen war, kam ich mir im ersten Semester an der Uni der viel kleineren Stadt Münster vor wie eine desorientierte Provinznudel. Rettungslos verloren im universitären Chaos der wilden 70er Jahre. Neuer Anlauf zum 2. Semester: ich wollte ganz dringend richtig studieren, mich intensiv mit etwas pädagogisch Relevanten beschäftigen. Wühlte mich durch die Veranstaltungsangebote im Vorlesungsverzeichnis, einem dicken Buch von 250 Seiten aus schlechtem Papier, das zur einen Hälfte aus unverständlichen Satzungen sowie Namen und Sprechstundenzeiten von DozentInnen bestand, zur anderen Hälfte aus extrem knapp gehaltenen Angaben für Lehrveranstaltungen. Die einzige Chance, dachte ich mir, den Massenveranstaltungen zu entgehen, bestand darin, mir Seminare mit abseitigen Themen zu noch abseitigeren Zeiten zu suchen. Das erste Seminar meiner Wahl lief unter dem Titel „Warenästhetik“. Es hatte nur 25 Teilnehmende und gipfelte in dem Auftritt eines Ingenieurs und Objekt designers der Firma Braun, der den staunenden Studierenden seine komplette Sammlung von Rasierapparaten zeigte und erklärte, wie vom ersten bis zum aktuellsten Modell das immer ambitioniertere Design der Braun-Rasierer entwickelt wurde. Das zweite Seminar zum so genannten Soziologenstreit begann montagmorgens um 9 Uhr und setzte voraus, dass man sowohl Habermas als auch Luhmann gelesen hatte. Ich fing mit letzterem an und war glaube ich für den Rest meines Studiums an diesem Fachbereich die einzige Studentin, die Luhmann tatsächlich und fasziniert, dafür jedoch Habermas überhaupt nicht gelesen hatte. Luhmanns Strukturfunktionalismus passte seltsamerweise zu meinem dritten Seminar: „Musische Erziehung 1“. Es fand samstagsvormittags von 9 bis 13 Uhr in dem ehemaligen Studentenheim mit dem Schwimmbaden statt, jedoch in einem angenehmeren Raum und mit nur 10 Teilnehmenden, von denen einer seine Trompete mitgebracht hatte, so dass ich dachte, jetzt bin ich vielleicht doch etwas zu weit abseits gelandet in der Auswahl meiner Veranstaltungen. In diesem Seminar wurde innerhalb weniger Wochen eine Kabarettgruppe gegründet, deren Mitglied ich bis weit nach Ende meines Studiums gewesen bin. Und das nicht, weil ich jemals eine besonders talentierte Kabarettistin gewesen wäre, sondern weil ich beim Kabarett systemisches Denken und Arbeiten lernte – alles in allem ein großartiges und lehrreiches Vergnügen. Das Seminar, d.h. die Kabarettgruppe wurde geleitet von Professor Jürgen Henningsen und seinem Assistenten Anton Austermann. Henningsen war ein hagerer Intellektueller mit zurückgekämmten glatten Haaren, fast immer in weißem Hemd und Anzug, sah eigentlich ein bisschen aus wie Paul Watzlawick in mittleren Jahren, hätte aber auch anstandslos in ein Gruppenfoto der Künstlerszene aus der Weimarer Zeit gepasst. Ihn sehe ich als Initiator meines systemischen Denkens an. In der geistigen Tradition einer phänomenologisch begründeten „hermeneutischen“ Pädagogik (Dilthey, Mollenhauer) und des symbolischen Interaktionismus (Goffman, Blumer) predigte er in seinen Seminaren und besonders bei der Erarbeitung der Kabarettprogramme unermüdlich systemisches Denken und systemische Praxis: Die Erziehungswissenschaft hat in erster Linie und fast ausschließlich nicht mit Sachen zu tun, sondern mit Meinungen über Sachen. Die Wahrheit steckt nicht als roter Faden in der Vergangenheit, sondern in der jeweiligen Gegenwart als Zukunftsermöglichung. Es reicht nicht, daß ein Satz richtig ist. Er muß auch lesbar sein, etwas leisten für den Adressaten. Er muß sich „darstellen“, seinen Inhalt in Form übersetzen. Das ist riskant. Lernen ist eine durch Aufnahme und Verarbeitung von Informationen bewirkte Änderung von Verhaltensweisen selbstorganisierender Systeme, Lehren der Versuch einer Steuerung solcher Aufnahme und Verarbeitung. Der erworbene Wissenszusammenhang ist die sprachlich erschlossene Erfahrung. [...] Das Wort „Zusammenhang“ soll dabei keineswegs ein wohlgeordnetes, sauber abgestimmtes System suggerieren: zu denken ist an ein Gefüge, dessen verschiedene Bereiche in verschiedener Weise und Intensität miteinander integriert sind, sei es durch assoziative Verknüpfungen von Vorstellungen miteinander, sei es durch additives Konglomerat oder durch Superzeichenbildung. Totale Integration finden wir nur bei Kindern und Heiligen – die Wohnung eines gewöhnlichen Zeitgenossen ist unaufgeräumt. Das waren für mich faszinierende Aussagen – und Ansagen, die beim Kabarettmachen unmittelbar praktisch relevant wurden. O-Ton Henningsen als Regisseur vor der Bühne: Leute, über diese Pointe könnt nur ihr lachen! Im Publikum versteht das keiner! Ihr müsst vom Publikum ausgehen und von dem, was die denken! Darauf müsst ihr euch beziehen! Und nicht darauf, was ihr alles wisst und meint! Also, was denkt so ein Mensch im Publikum? Er spielt Lotto und denkt, dass er wahrscheinlich gewinnt, und gleichzeitig, dass ein Lottogewinn das

Unwahrscheinlichste überhaupt ist! Eure akademischen Ansichten vom Glücksspiel sind für das Publikum überhaupt nicht wichtig! Diese Sichtweise habe ich nahtlos auf meine damals beginnende Arbeit in der Psychiatrie übertragen können – und befand mich damit in bester systemischer Gesellschaft, wie sich später herausstellte. Nach den abendlichen Kabarettproben sind wir oft (sehr oft) in die Alte Post gezogen, um zu fünfzehn leidenschaftlich Karten zu spielen und ordentlich Pils zu trinken. Das Spiel kam von Jürgen Henningsen und hieß Peesebee oder so ähnlich. Man musste vor jeder Runde die Anzahl der Stiche voraussagen, die man selbst machen würde. Leider habe ich die Regeln vergessen. Ich würde es gerne mal wieder spielen und ein systemisches Pils auf Jürgen Henningsen trinken. Falls jemand die Regeln zum Spiel kennt: bitte melden!-----Jürgen Henningsen, 1933 – 1983 Zitate: Autobiographie und Erziehungswissenschaft. Essen: Neue Deutsche Schule, 1981; Kinder, Kommunikation und Vokabeln. Heidelberg: Quelle & Meyer, 1969

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, December 4. 2011

Mir fiel vorerst nichts anderes ein, als den beiden zuzuhören

Sabine Klar, Lehrtherapeutin der ÖAS in Wien und langjährige Mitarbeiterin am Institut für Ehe- und Familientherapie in der Wiener Praterstraße erinnert sich für den systemmagazin-Adventskalender an eine Beratungssituation, in der ihr deutlich wurde, dass es in der Beratung nicht darum geht, dass Berater die Probleme ihrer Klienten lösen: Mir fiel vorerst nichts anderes ein, als den beiden zuzuhören. Es war vor nunmehr 23 Jahren und in Österreich gab es damals noch nicht einmal das Psychotherapiegesetz. Ich hatte zwar ein Studium irreguläre zur Humanethnologin absolviert und war gerade dabei mich in systemischer Familien-, und Sexualberatung auszubilden, hatte aber noch keinerlei Erfahrungen mit konkreten Klientinnen machen können. Trotzdem wurden mir im Rahmen eines Praktikums in einer Familienberatungsstelle bereits Fälle zugeteilt, mit denen ich alleine zurechtkommen musste. Ich erinnere mich, dass ich eines Dezembertages eine junge Frau erwartete. Das Anmeldeblatt erzählte von einer ausnehmend schwierigen Problemlage und Herkunftsgeschichte, die Klientin war vom Jugendamt zugewiesen worden und musste sozusagen zwangsweise Beratung in Anspruch nehmen. Sie kam an der Seite ihrer schon etwas älteren Sozialarbeiterin und ich fürchtete mich so sehr zu versagen, dass mir alle klugen Fragen, die mir die Ausbildung vermittelt hatte, abhanden gingen. Da saß ich nun und mir fiel vorerst nichts anderes ein, als den beiden zuzuhören. Ich merkte allerdings sehr bald, dass sie gar nichts anderes von mir erwarteten, denn sie hatten vorrangig etwas miteinander zu klären. Die Sozialarbeiterin hatte die junge Frau, die im Heim aufgewachsen war, von Kindheit an betreut. Diese war ihr dankbar, wollte sich nun aber nicht mehr bevormunden lassen und wehrte sich gegen die gut gemeinte Unterstützung. Das kränkte die Sozialarbeiterin, die sich außerdem Sorgen machte. Ich hatte nichts anderes zu tun, als mich für das Beziehungsverhältnis der beiden zu interessieren und sie dabei zu begleiten, zu einem der Situation angemesseneren Umgang miteinander zu gelangen. Mit der schweren Problemlage der jungen Frau musste ich mich gar nicht befassen, denn keiner der beiden war es wichtig – damit kannten sie sich viel besser aus als ich. Da hätte ich mich geradezu einmischen müssen. Ich kann mich noch gut erinnern, wie erleichtert ich mich nach Abschluss dieses Falles fühlte, der nach 3 Sitzungen beendet war, denn nun war mir endlich klar geworden, dass es gar nicht zu meinen Aufgaben gehörte, das Problem der Klientin zu lösen, sondern ihr die Möglichkeit zu geben, die Beziehung zu einer ihrer wichtigsten Bezugspersonen anders zu gestalten.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Saturday, December 3. 2011

Sozialpsychiatrie und systematisches Denken

Hartwig Hansen aus Hamburg hat in den vergangenen Jahren immer einen Text für den systemmagazin-Adventskalender geschrieben, so auch dieses Mal. Ihm ist ein Buch in Erinnerung gekommen, das ihn auf die "systemische Spur" gebracht hat: Sozialpsychiatrie und systematisches Denken. Ich bin sicher, es muss noch irgendwo in meinem Bücherregal zu finden sein. Mal sehen. Ja, hier sind all die Wälzer - Simon und Co: „Die Sprache der Familientherapie“, Jeffrey Zeigs „Psychotherapie – Entwicklungslinien und Geschichte“, „Das Satir-Modell“ und so weiter – die letzten zwanzig, dreißig Jahre querbeet. Ein paar Handgriffe weiter werde ich fündig. Der blaue Rücken ist schon etwas vergilbt, das Buch ist längst vergriffen und wurde damals auch in einer Druckerei mit dem Firmennamen Plump hergestellt. Ja, genau das Charlie Chaplin-Bild aus „Moderne Zeiten“ von 1936, auf dem er sichtlich überfordert an der großen Maschine mit den zahllosen Zahnrädern rumschraubt. Das fanden wir damals passend zum Buchtitel, der da lautet: „Sozialpsychiatrie und systemisches Denken“ – weiße Schrift auf blauem Grund. Erschienen ist das Buch 1988 im Bonner Psychiatrie Verlag, dessen Leitung ich ein halbes Jahr vorher übernommen hatte. Dieses unscheinbare, inhaltlich aber schwergewichtige Werk war meine erste Begegnung mit dem „Systemischen Denken“. Thomas Keller, damals Abteilungsarzt in der Landesklinik Langenfeld und ausgewiesener Fan der systemischen Idee, hatte angefragt, ob der Verlag die Beiträge und Diskussionen des ersten Langenfelder Symposiums von 1987 veröffentlichen wolle, er halte es für notwendig und an der Zeit, die fortschrittliche psychiatrische Szene mit dem „Systemischen“ bekannt zu machen. Heute staune ich beim Lesen des Inhaltsverzeichnisses, wen er und seine Kollegen damals bereits in Langenfeld zusammengerufen hatten. Mir sagten die Namen nichts – heute weiß ich, dass es alles Pioniere für das „neue Denken“ waren: Luc Ciompi schrieb über „Systemtheoretische Aspekte der psychiatrischen Rehabilitation“, Fritz B. Simon und Gunthard Weber skizzierten „Das Invalidenmodell der Sozialpsychiatrie“, Klaus Deissler fragte in Form von „Zehn Thesen: Lohnt sich der Flirt mit der systemischen Therapie?“ und Jay Haley mahnte – unnachahmlich ironisch –: „Warum ein psychiatrisches Krankenhaus Familientherapie meiden sollte“ ... Am Ende des Buches stellte Thomas Keller selbst eine „Kleine Übersicht wichtiger Begriffe in der systemischen Therapie“ zusammen: Autopoiese, Delegation, Double bind, Kontext, Kybernetik, Symbiose, Zirkularität ... Potzblitz, ich verstand nur Bahnhof. Gut, dass es hier mal knapp und verständlich erklärt wurde. Irgendwas musste also dran sein an dem „Neuen“, immer häufiger begegneten uns in der Verlagsarbeit „systemische“ Ansätze, Ideen, Vokabeln – der Psychiatrie Verlag verstand sich ja als der innovative Fachverlag der Sozialpsychiatrie und war Neuem durchaus aufgeschlossen, auch wenn es sich manchmal so anfühlte, als könne das Ganze auch eine der schnelllebigen Moden sein. Dass der für uns so wichtige Buchhandel mit dem Titel „Sozialpsychiatrie und systemisches Denken“ – aus heutiger Sicht ein Selbstgänger – so seine Probleme hatte, merkten wir an den wiederholten, mal schriftlichen, mal telefonischen, Hinweisen nach Erscheinen, dass uns da wohl ein peinlicher Satzfehler unterlaufen sei: Wenn überhaupt wollten sie das Buch „Sozialpsychiatrie und systematisches Denken“ für einen Kunden bestellen ... Und wir konnten nur mit dem ebenfalls im Verlag erschienenen Titel des Standardwerks „Irrer ist menschlich“ antworten und das mit dem „Systemischen“ zu erklären versuchen. Das war dann mitunter nicht so einfach mit der Verständigung und endete in der Regel mit dem (etwas genervten) Satz: „Ja, dann schicken Sie uns doch bitte einfach das Buch ...“ So schlecht finde ich die Verwechslung „systemisch – systematisch“ heute gar nicht mehr. Thomas Keller und „das systemische Denken“ haben sich – systematisch überzeugend – durchgesetzt in den letzten Jahrzehnten, und ich freue mich, dass ich das Buch mit dem Charlie Chaplin-Cover in meinem Bücherregal noch wiedergefunden habe. Es ist ein kleiner Schatz, von dem ich vor 23 Jahren nie gedacht hätte, dass ich das heute so schreiben würde.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Friday, December 2. 2011

Durch die Brille der Klienten sehen

systemmagazin-Leser Michael Schloetmann aus Ense (Bremen), Systemischer Therapeut und Psychodramapraktiker, erzählt im Adventskalender, wie ihm eine neue Sichtweise aufgegangen ist: Durch die Brille der Klienten sehen Während meiner Ausbildung zum „Systemisch integrativen Therapeuten“ hatte ich im Rahmen meiner langjährigen Tätigkeit in einer Wohneinrichtung für psychisch erkrankte und suchtkranke Menschen einen Gesprächstermin in einer psychiatrischen Klinik. Die Sozialarbeiterin der Station hatte mit mir den Termin vereinbart, weil sie für eine Patientin eine langfristige stationäre Betreuungsmöglichkeit finden sollte. Wir saßen zur vereinbarten Zeit im Arztzimmer, ich begann das Gespräch mit dem frisch erlernten Joining und fand guten Anschluss an die Kommunikation - bis die Sozialarbeiterin die Patientin mit den Umständen konfrontierte, die Anlass des Gespräches waren. Sie brauche doch Hilfe, ihre Wohnung sei völlig verwaorlost, worauf die Patientin zunächst antwortete: „Da muss erst noch die Spurensicherung rein!“. Als sie mit weiteren Defiziten konfrontiert wurde, sagte sie der Kollegin: „ich sehe das ganz anders!“, nahm ihre Brille aus der Tasche, reichte sie der Sozialarbeiterin und sagte ihr: „Hier, nehmen Sie mal meine Brille!“ Das war für mich eine der eingängigsten Lektionen in meiner Ausbildungszeit.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Thursday, December 1. 2011

systemmagazin Adventskalender 2012

Noch ist er nicht komplett, der diesjährige Adventskalender - aber ich bin zuversichtlich, dass sich einige Leserinnen und Leser dazu beitragen werden, ihn aufzufüllen. In diesem Jahr soll es um die Frage gehen, welche Personen einen ersten Eindruck von systemischem Denken und Handeln vermittelt oder angeregt haben, sich selbst intensiver mit Systemischer Theorie und Praxis auseinanderzusetzen? Im Unterschied zu den letzten Jahren werden Sie alle Beiträge direkt hier auf der Startseite von systemmagazin lesen können - einige sind länger, andere sehr kurz geworden - aber lesen Sie selbst. Den Anfang macht heute Wolfgang Loth - viel Spaß beim Lesen! Ob mir einer mal vorgemacht hat, was systemisch sei? Ich vermute, den Begriff „systemisch“ habe ich Anfang der 1980er Jahre zum ersten Mal während meiner Ausbildung beim Weinheimer Institut durch Rudolf Kaufmann gehört. So richtig geheuer war mir das nicht, mir ging's um Familien. Allerdings war ich 1983, als die Zeitschrift für Systemische Therapie an den Start ging, schon so vorgewärmt, dass ich sie von Heft 1 an für unsere Beratungsstelle haben wollte und bekam. Da fanden sich dann wunderschön herausfordernde Texte mit so schönen Überschriften wie: „Was ändert es, wenn man die Familie ein System nennt?“, von Philippe Caillé (in Heft 1, 1983). Und darin ein so vielversprechend hinderlicher Satz wie „Es ist falsch, den systemischen Ansatz zu allererst als eine pragmatische Methode zu verstehen, die strategisch darauf zielt, in einer vorher festgelegten Richtung eine schnelle Änderung herbeizuführen“ (S.7). Wieso hinderlich? Wieso vielversprechend? Hinderlich: ja, Herrgott, wer wollte denn nicht schnell zu einem Ziel kommen? Vielversprechend: ja, auch Herrgott, ging halt nicht immer so schnell, und vielleicht hatte das Methode, war kein Fehler, sondern Sinn. Welcher Sinn? Na, das wäre wieder längere Geschichte, nix für Kalenderblätter. Hab' Caillé nie bei der Arbeit zugesehen, weiß also nicht, wie er systemisch „gemacht“ hat, aber den Aufsatz habe ich nie vergessen. Gute Sauce über all die ZfST-Texte war dann die MRI-Konferenz in München 1984. Da ging mir von Glasersfeld auf, eher zufällig, den kannte ich gar nicht, und ich war von dem Mann fasziniert, nicht wegen systemisch, auch nicht wegen radikalkonstruktivistisch, sondern weil der sprach wie er sprach und war wie er war. Ruhig, freundlich, unerschrocken. Und Selvini war auch da und machte „systemisch“ vor, also eigentlich nicht systemisch, weil ich glaube, das kann man nicht vormachen. Aber was sie machte, war faszinierend, vielleicht weil sie es machte. Und dann war sie im nächsten Jahr auch wieder da, als es in Heidelberg diesen Kongress über „Familiäre Wirklichkeiten“ gab. Und sie erzählte etwas „Zur Verteidigung ‚störender‘ Vorfälle“. Und was sie da aus der Arbeit in, mit und für das Team eines regionalen psychiatrischen Zentrums erzählte, und wie der Patient, der Pedro hieß, die Station an der Kandare hatte und zerwirbelte, und was Selvini daraus lernte, dem Team vorschlug und alle miteinander, Team und Pedro, veränderten sich, und in der Art, wie Selvini das beschrieb, das war wie systemisch vorgemacht. Aber auch hier: ich habe so nie gearbeitet, hab nix nachgemacht, aber oft und viel drüber nachgedacht. Und manchmal denke ich, ob ich nicht doch immer noch Ausschau halte nach einem oder einer, die es mir so vormacht, dass ich es nachmachen kann – oder will. Wie ich Kurt Ludewig einmal drei Tage bei der Arbeit über die Schulter schauen konnte, war das ungemein lehrreich, doch sagte der schließlich: „Ich werde in jeder Therapie ein anderer sein“. Ja, da hätte ich was zu tun, das nachzumachen. Oder so reden wie Gunther Schmidt, den wir längere Zeit als Supervisor hatten und dem ich traumhaft zuhören konnte ohne hinzuhören, ja, kamma nicht nachmachen. Oder so konsequent die KundInnen anfragen wie Jürgen Hagens, da käme mir Hägar in die Quere – glaube ich. So versuche ich das bislang immer noch selber, denke drüber nach, was andere so sagen, wie sie's machen, versuche mit mir ins reine zu kommen während ich mit den KlientInnen, die ich mittlerweile nicht mehr Systeme nenne, auch versuche ins reine zu kommen. Ins reine? Auch so ein Begriff. Wann wäre ich ins reine gekommen mit was oder wem. Vielleicht hängt es doch an so was wie dem „Verteidigen ‚störender‘ Vorfälle“, dem Respekt vor dem Unrunden, dem Anerkennen des Eigensinnigen, und das dann als Ausdruck eines Gemeinsamen verstehen. So ein Anlauf und immer noch nicht fertig. Aber immerhin, wie war das noch: ruhig, freundlich, unerschrocken. Schon mal ein Anfang. Also doch von Glasersfeld. Sieh einer an.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, September 4. 2011

Auffangen im Absturz

Zerknittert sitzt er im Stuhl, der 55-jährige Chris, bis vor kurzem Mitglied des Verwaltungsrates eines Unternehmens, das einfachen Gemütern wie mir stabil und rentabel schien. Vor ein paar Monaten dann der tiefe Fall, für Tausende von Kleinaktionären eine Katastrophe. Es ist etwas anderes, ob ich in der Zeitung über den Absturz eines einflussreichen Managers lese, der seine Schäfchen längst ins Trockene gebracht hat, oder ob er in Fleisch und Blut vor mir sitzt. Meine Wut über diesen Typus Mann sitzt zwar noch in mir, das ist mir bewusst. Doch die Begegnung mit Chris besänftigt meine unfreundlichen Gefühle. Und weil es objektives, von Emotionen unbeeinflusstes Denken nicht gibt, will ich mit diesen Klienten so umgehen, dass ich den Mann unterstützen kann, seinen Einbruch als Vorboten längst fälliger Entwicklung zu verstehen und etwas Anständiges daraus zu machen. Mit diesem Anliegen kommt er nämlich zu mir, wobei ich nicht sicher bin, wie viel dies sein eigenes und wie viel das das Anliegen seiner Frau ist. Ich setze in der Psychotherapie keine hohe Leistungslatte an, die im schlimmsten Fall das zementiert, was einen Menschen in die Katastrophe geführt hat. Ich will mich anschließen an seine innere und äußere Welt und seine Geschichte und Lebensthemen verstehen, damit er aus seiner Vergangenheit Zukunft macht. Zukunft ohne Schaden für andere und für sich selber. Chris ist, wie andere Erfolgreiche, die aus dem Arbeitsprozess gekippt wurden, beileibe kein Unschuldslamm. Er gehört aber auch nicht zu den «Teflon-Männern», die ihre Millionen mit eiskalten Machtstrategien in Wirtschaft und Politik ergattert haben. Die kommen nicht zu einem therapeutischen Gespräch. Wer von Geldgier und Rachemotiven getrieben ist, braucht meine Unterstützung nicht – der Erfolg ist vorläufig auf seiner Seite. Rachemotive haben ihre eigenen Regeln und machen den Betroffenen selbst zum Biedermann: Mein Vater wurde böse seines Amtes enthoben, nun räche ich mich. Oder mein Vater starb an Trunksucht, weil man ihm übel mitgespielt hat. Nun zeige ich es euch. Das sind die bekannten Muster. Weil ihm die «Teflonschicht» fehlt, lief Chris mit Symptomen von Schlaflosigkeit und Depression während Monaten von Arzt zu Arzt. Er weiss alles über Antidepressiva und Schlafmittel – aber nichts über sich selber. Weiss auch nicht, wie er aus seiner abgebrochenen Karriere etwas machen kann, das besser ist, als die immer gleiche heisse Luft zu produzieren. Seine Frau kommt nun ab und zu mit. Sie ist klug, fordert ihn heraus, und sie kann bescheiden leben. Was für ein Glück für ihn! Im Jahre 2002 hat die im vergangenen Jahr verstorbene systemische Paartherapeutin Rosmarie Welter-Enderlin allwöchentlich Sonntags in der Neuen Zürcher Zeitung eine Kolumne mit dem schönen Titel "Paarlauf" veröffentlicht, in der sie kleine Beobachtungen und Geschichten aus ihrer paartherapeutischen Praxis für ein größeres Publikum zugänglich machte. Rudolf Welter hat aus diesen Beiträgen eine kleine Broschüre zum Andenken an Rosmarie Welter-Enderlin gestaltet. Mit seiner freundlichen Erlaubnis konnten die LeserInnen des systemmagazin an diesen Sonntagen die Texte auch online lesen. Mit diesem Beitrag endet die Serie!

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, August 28. 2011

Öl ins Ehe-Getriebe

Es verblüfft mich immer wieder, was für Sprachbilder, die ich irgendwann und nebenbei gebraucht habe, auf den geistigen Landkarten meiner Klienten haften bleiben. Und leider auch, wie viele schöne Bilder und anregende Ideen ohne Nachhall bleiben – weg, zum Fenster hinaus geredet ... Der Gebrauch von Sprachbildern ist offensichtlich Glückssache. Ihre Wirksamkeit wird allein von den Empfängern bestimmt. Verhandlungskultur als Öl im Getriebe, sagte mir kürzlich ein Paar, welches nach einem Jahr wieder einmal kam, diese Idee hätten sie von mir mit nach Hause genommen. Erfolg hatten sie mit ihrer Umsetzung auf den Alltag offensichtlich nicht. Öl im Getriebe, denke ich, das passt zu mir. Erinnert mich an die Tretnähmaschine in der oberen Stube, die wir als Kinder ölen durften. Aber Verhandlungskultur? So ein Schwachsinn, denke ich. Habe ich das Wort damals vielleicht in irgendeiner Geschäftsleitungssitzung aufgeschnappt und auf die Liebe übertragen? Leider stimmt das mit dem Sand im Getriebe im Alltag von Mara und Georg. Sie machen aus dem Sand aber keine Perlen, sondern schmerzhaft Szenen. Zum Beispiel, wenn Georg, der als Bauingenieur ein eigenes Büro hat, abends wortlos vom Familientisch aufsteht und «Hausaufgaben» machen geht, obwohl die Buben darauf gewartet haben, mit ihm zu basteln. Oder wenn Mara, verantwortlich für vier Schulkinder, für betagte Eltern und Haushalt, Georg beim Heimkommen mit der Aufforderung überfällt, endlich die Geranien in den Keller zu tragen. Es kommt auch vor, dass Mara Termine findet, die ihr Mann in ihren Kalender eingetragen hat ohne Rücksprache mit ihr. In solchen Situationen öffnen sich Abgründe für beide, und ab und zu reden sie von Scheidung. Mara: «Ein Leben lang habe ich mich angepasst und mich selber ignoriert. Wenn Georg schweigend seinen Weg geht und über mich und die Kinder verfügt, hasse ich ihn manchmal richtig.» Georg: «Eine Kindheit lang musste ich Dienst nach Vorschrift leisten. Im Geschäft bin ich so eingespannt, wie meine Frau es sich nicht vorstellen kann, und kaum bin ich im Haus, kommen neue Anforderungen. Ich möchte manchmal wegrennen, so weit ich kann, aber keiner versteht das.» Die Lösungen haben tatsächlich mit Öl im Getriebe zu tun. Erstens durch die Errichtung eines Ré•duits, wohin Georg sich nach der Arbeit zurückzieht, bevor er in die Familie taucht. Und zweitens durch kleine heilige Zeiten für Frau und Mann, bei denen sie einander erzählen, was sie bewegt und wofür sie Unterstützung brauchen. Verhandlungskultur mit Kalender nennen sie das, und mir ist klar, dass das mit Liebe zu tun hat. Im Jahre 2002 hat die im vergangenen Jahr verstorbene systemische Paartherapeutin Rosmarie Welter-Enderlin allwöchentlich Sonntags in der Neuen Zürcher Zeitung eine Kolumne mit dem schönen Titel "Paarlauf" veröffentlicht, in der sie kleine Beobachtungen und Geschichten aus ihrer paartherapeutischen Praxis für ein größeres Publikum zugänglich machte. Rudolf Welter hat aus diesen Beiträgen eine kleine Broschüre zum Andenken an Rosmarie Welter-Enderlin gestaltet. Mit seiner freundlichen Erlaubnis können die LeserInnen des systemmagazin an diesen Sonntagen die Texte auch online lesen.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, August 21. 2011

Hafermus als Balsam

Die Mehrzahl aller chronisch kranken Menschen wird von den eigenen Angehörigen betreut. Für mich ist es immer wieder ein Wunder, zu erleben, mit wie viel Energie und Einfühlsamkeit diese Arbeit getan wird. Vorwiegend von Frauen natürlich! Von Töchtern für ihre Eltern, von Frauen für ihre Partner oder ihre chronisch kranken Kinder. Brüder sind für den Einsatz am elterlichen Krankenbett meist unabkömmlich, und ich kann Schwestern ihre Bitterkeit nachfühlen, wenn die Brüder erst zur Verteilung des Erbes anrücken. Die eigene Familie und Berufstätigkeit kommen oft zur chronischen Überlastung hinzu. Und weil die Krankheitsverläufe in den meisten Fällen unvorhersehbar sind, wissen die Angehörigen nie, wie viel sie sich selber zumuten können und ab welchem Punkt sie ihre eigene Gesundheit gefährden. Ein schwieriger Balanceakt zwischen engagierter Präsenz und absoluter Verzweiflung! Für mich waren die Krankheit und das Sterben meiner Eltern ein solcher Balanceakt, an den ich mich mit zwiespältigen Gefühlen erinnere: Mit Dankbarkeit, dass ich Mutter und Vater begleiten und ihnen in einer zarten Weise neu begegnen konnte. Mit Zorn, dass sie so schwer von der Erde mussten. Es war ein Jahr tiefster Erschöpfung, während das Leben anderswo stattfand. Zum Glück blieben mein Partner und die Kinder auf ihre eigene Weise emotional präsent. Aber Empathie für Familien in dieser Lage ist mir geblieben. Ich arbeite bei ihrer Beratung gerne mit Ärztinnen und Ärzten zusammen, die ein Gespür für familienzentrierte Medizin haben. Und die über die technische Hilfestellung hinaus auch das Krankheitsverständnis und alltägliche Bewältigungsmöglichkeiten von Kranken und ihren Bezugspersonen kennen. Dass das nicht selbstverständlich ist, habe ich bei der Beratung eines älteren Paares dieser Tage erlebt. Annegret leidet an einer behindernden, schmerzhaften Polyarthrititis mit Versteifung von Hand- und Kniegelenken, Heinrich ist gelernter Automechaniker und noch berufstätig. «Wenn Sie versprechen, dem Rheumatologen nichts davon zu sagen, erzähle ich es», beantwortet Annegret meine Frage nach Dingen, die ihre Lebensqualität verbessern. Es sei das Hafermus, das Heinrich ihr jeden Morgen koche und ans Bett bringe. Er hat nämlich die Idee, dass Arthritis mit zu viel Säure zu tun habe, welche durch den Hafer gebunden werde. Ist objektiv vermutlich Quatsch. Aber subjektiv wunderbar! «Das ist es, was ich jetzt brauche, mehr als die Spritzen des Rheumatologen. Aber sagen Sie es dem Doktor nicht. Er wäre beleidigt, und vielleicht brauche ich ihn ja wieder einmal.» Im Jahre 2002 hat die im vergangenen Jahr verstorbene systemische Paartherapeutin Rosmarie Welter-Enderlin allwöchentlich Sonntags in der Neuen Zürcher Zeitung eine Kolumne mit dem schönen Titel "Paarlauf" veröffentlicht, in der sie kleine Beobachtungen und Geschichten aus ihrer paartherapeutischen Praxis für ein größeres Publikum zugänglich machte. Rudolf Welter hat aus diesen Beiträgen eine kleine Broschüre zum Andenken an Rosmarie Welter-Enderlin gestaltet. Mit seiner freundlichen Erlaubnis können die LeserInnen des systemmagazin an diesen Sonntagen die Texte auch online lesen.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, August 14. 2011

Schlüssel zum Glück

Tapp, tapp, tapp, hin und her und ohne Unterbruch: Fast jede Nacht hört sie die Schritte der Schwiegermutter im oberen Stockwerk, erzählt Luise, obwohl diese seit 21 Jahren tot ist, und dann sei es mit ihrem Schlaf vorbei. Ernst schnarcht friedlich neben ihr und nennt Luises Besessenheit von der Vergangenheit ein bisschen krank. Dabei wohnen sie in einem wunderschönen alten Haus über dem See. «Paradies» habe er das Haus genannt, damals, als er Luise bat, seine Frau zu werden, und auch sie fand das Haus und besonders den Garten wunderschön. Klar, dass er seine verwitwete Mutter nicht aus dem Haus jagte, als Luise mit ihm in die untere Wohnung zog. Platz war ja genug da, auch, als die Kinder kamen. Aber dass die Frauen es wieder einmal nicht schafften, friedlich zusammenzuleben, sei für ihn als Mann unverständlich. Typisch Schwierigtochter und Schwierigmutter! Dann reicht Luise die Scheidung ein, weil sie völlig am Rand sei. Muttersohn nennt sie ihren Mann, und Feigling, der um finanzielle Unterstützung für sein Geschäft und ein schönes Haus Mutters braver Bub geblieben sei. Für Luise habe er sich nie stark gemacht bei seiner Familie, im Gegenteil. Ihr blieb Anpassung und stille Wut, die sie depressiv in sich hineinwürgte. Ernst ist, wie so viele andere «unabgelöste» Söhne, der Schlüssel zum Unglück seiner Frau. Nicht das Verhältnis Schwiegermutter-Schwiegertochter, sondern seine fehlende Autonomie wird Thema. Aber das alles ist jetzt vorbei. Luise verlässt das Paradies. Sie kann arbeiten, hat etwas Erspartes, und die Kinder sind selbständig. Nur Ernst versteht immer noch nichts. Es geht aber auch anders! Felix und Daniela, beide Mitte 30, mit zwei kleinen Kindern, kommen in ähnlicher Lage zu mir. Seine verwitwete Mutter hat den Vorschlag gemacht, ihnen eine grosse Wohnung zu kaufen und darin eine abgegrenzte Ecke für sich zu gestalten, damit sie näher bei den geliebten Enkeln sei. Versteh ich doch, sagt Daniela, und schämt sich, dass sie bei der Idee der trauten Grossfamilie in Panik gerät. Eine Zeitlang hält Felix sich heraus und hofft, seine Mutter würde Danielas Zurückhaltung selber bemerken. Dann fasst er sich ein Herz und lädt seine Mutter zu einem Spaziergang ein. Erzählt ihr von seinem Dilemma zwischen ihr und seiner Frau und bittet sie, die Fäden der Liebe zu ihm zu lockern, damit seine Loyalität ihr erhalten bleibe. Und siehe da: Mutter erzählt ihm eine schmerzliche eigene Geschichte mit ihrer damaligen Schwiegerfamilie. Mutig entscheidet sie sich später, die Geschichte nicht zu wiederholen, und kauft eine Wohnung für sich allein. Im Jahre 2002 hat die im vergangenen Jahr verstorbene systemische Paartherapeutin Rosmarie Welter-Enderlin allwöchentlich Sonntags in der Neuen Zürcher Zeitung eine Kolumne mit dem schönen Titel "Paarlauf" veröffentlicht, in der sie kleine Beobachtungen und Geschichten aus ihrer paartherapeutischen Praxis für ein größeres Publikum zugänglich machte. Rudolf Welter hat aus diesen Beiträgen eine kleine Broschüre zum Andenken an Rosmarie Welter-Enderlin gestaltet. Mit seiner freundlichen Erlaubnis können die LeserInnen des systemmagazin an diesen Sonntagen die Texte auch online lesen.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, August 7. 2011

Die Expo als Liebestank

Immer wieder kommen Paare zu mir, die im Abnutzungskampf des Alltags erschlaft sind. Ihre Energie verwenden sie auf die Frage, wer schuld sei am Unglück, und damit füllen sie die Leere. Du bist nur noch mit dem Beruf verheiratet, klagt Doris mit belegter Stimme, und Georges giftet zurück: Und du mit den Kindern und deiner Familie. Meine Frage, wann sie es zum letzten Mal als Paar schön hatten miteinander, zärtlich und erotisch, erzeugt Verlegenheit. Oder ist es ärger? Wenn ein Paar zu einem Vorschlag bereit ist – was ich stundenlangem Klagen vorziehe –, greife ich gern auf eigene Erfahrungen zurück. Wir selber haben uns damals alle paar Monate ein Paar-Wochenende genommen, unter Wehgeschrei unserer Kinder, die bei Freunden mit Jungmannschaft einquartiert wurden. Das schlechte Gewissen, mit dem wir jeweils wegschlichen, muss ihnen ungeheuer gut getan haben! Zehn Minuten nach der Abreise der Rabeneltern habe jedes Mal der gemeinsame Spass begonnen, und genau so war es im umgekehrten Fall, wenn die Kinder der Freunde schimpfend zu uns kamen. Ich erzähle Doris und Georges diese Geschichte. Sie gucken skeptisch. Ist das alles?, fragen sie, und soll das die Lösung sein? Ist doch nur ein Schritchen auf dem Weg! Missmutig geben sie der Idee eine Chance und fahren mit der Bahn nach Yverdon ins Thermalbad und an die Expo. Kenne ich nicht. Als sie in bester Stimmung in die nächste Stunde kommen, von Swiss Love, dem Liebestempel, schwärmen, und wie sie am Sonntagmorgen in «Wer bin ich?» auf einem Paarsafa unter bewegtem Himmel lagen, kluge Fragen hörten und sich Antworten ausdachten, weiss ich: Da muss ich hin. Yverdon bei strahlendem Wetter: zwei Tage driften, ohne Programm. Schönheit, Sinnlichkeit und Technik ergänzen sich wunderbar. In unseren blauen Plastic-Hüllen, drei Franken das Stück, sehen wir ein bisschen lächerlich aus. Tropfende Nasen und Haare rundum, im Sprühnebel der Wolke, vor dem allerschönsten Panorama der Schweiz. Gesprächsfetzen im Nebel: Regenwald! Kuai, weisst du noch, flüstert einer. Aletschgletscher, Nebel und Schiss, eine junge Walliserin; aber wir haben überlebt. Appenzellerhund Bobi, erzähle ich, der klügste aller Hunde, liess sich jedes Mal auf dem geparkten Leiterwagen nieder, sobald in der Waschküche der Kupferkessel eingehetzt wurde. Von dort war er den ganzen Tag nicht wegzubewegen. Dampf muss eine archaisch sinnliche Erfahrung sein, auch für Hunde. Swiss Love ist mir zu klischeehaft. Aber Doris und Georges liebten die Liebesgeschichten. L'amour est revenu, erzählen sie. Im Jahre 2002 hat die im vergangenen Jahr verstorbene systemische Paartherapeutin Rosmarie Welter-Enderlin allwöchentlich Sonntags in der Neuen Zürcher Zeitung eine Kolumne mit dem schönen Titel "Paarlauf" veröffentlicht, in der sie kleine Beobachtungen und Geschichten aus ihrer paartherapeutischen Praxis für ein größeres Publikum zugänglich machte. Rudolf Welter hat aus diesen Beiträgen eine kleine Broschüre zum Andenken an Rosmarie Welter-Enderlin gestaltet. Mit seiner freundlichen Erlaubnis können die LeserInnen des systemmagazin an diesen Sonntagen die Texte auch online lesen.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, July 31. 2011

Barblas Weisheit

Eine Antwort auf die Frage, wer meine weiblichen Vorbilder seien, fällt mir leicht. Es sind zwei: meine Mutter und Barbla. Barbla ist 82, gelernte Handarbeitslehrerin und Bäuerin, Mutter von fünf, Großmutter und Urgroßmutter von ungezählten Kindern. Ihr Haus liegt an der Straße, durch die sich bis vor zwei Jahrzehnten der ganze Nord-Süd-Verkehr zwängte. Jetzt ist es ruhig hier. Unser Besuch beginnt wie immer mit dem Gang zum Friedhof, wo nebeneinander Barblas Mann und Bruder liegen, vor 20 Jahren im selben Jahr an Krebs gestorben. Seit kurzem ist auch ihr ältester Sohn Gian neben ihnen begraben. Damals, als sein Vater erkrankte, hat Gian das elterliche Höflein übernommen und mit Hilfe seiner Familie zu einem Hof ausgebaut, der heute der schönste ist im Dorf. Kurz vor seinem Krebstod mit 58 übergab Gian den Hof seinem ältesten Sohn. Barbla steht mit uns vor den drei Gräbern und wischt sich die Tränen weg. In unserer Familie gibt es seit Generationen Krebs, sagt sie, und es trifft fast immer die Männer, niemand weiss warum. Der zweite Teil des Rituals ist das sonntägliche Mittagessen im «Crusch Alba», eingehüllt in herzliche Gemeinschaft. Die alten Geschichten bekommen ihren Platz, wie schon oft. Vor über 40 Jahren bin ich, direkt aus dem Palace-Hotel, wo ich meine erste Erfahrung mit der grossen Welt machte, in dieses kleine Dorf gekommen. Ich war jung und unsicher, was aus mir werden sollte, und wollte nicht planlos ins Unterland zurück. So kam ich über die Praktikantinnenhilfe ins Tal. Im Postauto saßen Frauen in schwarzen Kleidern, die einen fremden romanischen Dialekt redeten, die Passstrasse war staubig, das Tal arm und am Ende der Welt. In ihrer Küche kniete Barbla und fegte den rohen Holzboden. Kurz darauf musste sie einige Tage ins Spital, und ich war allein mit der grossen Familie, einem Holzherd und einem Spirituskocher für die Milchflasche des Säuglings; Tagwache um 5 Uhr. Seine Windeln wusch ich am kalten Dorfbrunnen. Dann, als Barbla zurückkam, wurden wir Freundinnen. Sie, kaum je über das Tal hinausgekommen, hat mir bei der Haus- und Feldarbeit zugehört und mich ermutigt, meine halb ausgedrückten Ideen abzurunden. Sie erfand Visionen für mich wie noch niemand auf der Welt. Der dritte Teil des Rituals ist, dass wir in Barblas Stube bei Iva-Schnaps sitzen. Die Sonntagsbesuche von Familienangehörigen, vor allem jungen, reissen nicht ab, bis wir die Heimfahrt antreten. Nichts von Vereinsamung im Alter. Barbla ist im Zentrum von Liebe und Respekt, eine weise alte Frau, die neugierig bleibt auf Leben und sich nur einmischt, wenn sie gefragt wird. Im Jahre 2002 hat die im vergangenen Jahr verstorbene systemische Paartherapeutin Rosmarie Welter-Enderlin allwöchentlich Sonntags in der Neuen Zürcher Zeitung eine Kolumne mit dem schönen Titel "Paarlauf" veröffentlicht, in der sie kleine Beobachtungen und Geschichten aus ihrer paartherapeutischen Praxis für ein größeres Publikum zugänglich machte. Rudolf Welter hat aus diesen Beiträgen eine kleine Broschüre zum Andenken an Rosmarie Welter-Enderlin gestaltet. Mit seiner freundlichen Erlaubnis können die LeserInnen des systemmagazin an diesen Sonntagen die Texte auch online lesen.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, July 24. 2011

Antistressprogramm

Die Kurklinik war ihre Idee gewesen. Er reiste mit, wenig begeistert. Erste Schlappe, als der Kellner am Morgen zum Tisch kommt. Oh je, Kaffee gehört aber nicht zum Antistressprogramm! Da wird der Partner wach: Hören Sie, die Kur beginnt um 16 Uhr, also bitte ein ganz gewöhnliches Frühstück. Ein dreistes Benehmen, wie die Gesichter der Kurgäste zeigen. Gegen Abend wird die Kurwoche feierlich eröffnet, mit Chefarzt und Kurdirektorin, beide schlank und gebräunt – wie im Kino. Die Gäste schreiten mit Plastic-Hüllen an den Schuhen durch das Kurareal. Als Willkommenstrunk wird ein lauwarmer Lindenblütentee in Champagnergläsern serviert. Nobel. Das erste Antistressdiner: eine trockene Semmel, ein Löffelchen Quark und eine Tasse Milch bei Blumen und Kerzen. Die Semmel dient der Kauschulung, belehrt die Frau Oberin. Zu jeder Semmel und jeder Suppe sagt sie sodala... Diskrete Blicke in die Runde: neben den erwarteten Menschen aus der 2. und 3. Lebensphase erstaunlich viele junge, schöne. Ausserdem drei allein sitzende Herren aus der Schweiz, die Gesichter bekannt von Zeitung und Fernsehen: ein hoher Militär, ein hoher Politiker, ein nicht mehr so hoher CEO eines jetzt kaputten Unternehmens. Niemand redet mit ihnen, selbst die Deutschen nicht. Das muss an ihrer traurigen Ausstrahlung liegen... In der Frühe sitzen alle im Bademantel vor dem Kurareal und trinken grausliches Bittersalz-Wasser. Es soll die bösen Schlacken aus dem Körper jagen. Ein Bußritual! Leider hat sie die Badeschlappen vergessen und muss in Wollsocken zur Ärztin. Die misst sie aus, wie sie im Leben noch nie vermessen wurde, und notiert ihre Werte. Bauchumfang und so ist zu erwarten. Aber Hals? Sie will doch am Hals nicht abnehmen! Bäder, Heublumenwickel und Massagen. Vor lauter Schwäche mögen sie kaum wandern, dafür entspannt kuscheln – Antistressprogramm. Zum Essen gibt's die übliche trockene Semmel, ihr aber bringt die Oberin nur Tee. Die Ärztin habe dies angeordnet. Hexe! Blitzartig ist sie achtjährig: Ihre Geschwister haben allen Schokoladenkuchen weggeputzt, die Monster, und sie brüllt los. Aber heute, unterstützt von ihrem Liebsten, sagt sie freundlich-bestimmt: Ich geh nicht ohne Essen ins Bett! Sie kriegt ihre trockene Semmel, sodala, und ist zufrieden. Am Ende der Kur wird's feierlich. Das Grüpplein ist angewärmt, die Stimmung wie im Klassenlager. Alle kriegen ein Zeugnis mit den Schluss-Vermessungsdaten. Ihr Hals ist wirklich ½cm dünner geworden! Fröhlich wippt sie mit den schwarzen Lacksandalen unter dem Bademantel. Im Jahre 2002 hat die im vergangenen Jahr verstorbene systemische Paartherapeutin Rosmarie Welter-Enderlin allwöchentlich Sonntags in der Neuen Zürcher Zeitung eine Kolumne mit dem schönen Titel "Paarlauf" veröffentlicht, in der sie kleine Beobachtungen und Geschichten aus ihrer paartherapeutischen Praxis für ein größeres Publikum zugänglich machte. Rudolf Welter hat aus diesen Beiträgen eine kleine Broschüre zum Andenken an Rosmarie Welter-Enderlin gestaltet. Mit seiner freundlichen Erlaubnis können die LeserInnen des systemmagazin an diesen Sonntagen die Texte auch online lesen.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:10

Sunday, July 17. 2011

Zweierlei Liebe

Laura und Alois verliebten sich, weil sie sich mit einer Dringlichkeit brauchten, die sie wie im Nebel erahnten. Laura hatte eben ihren Vater durch Krebs verloren. An der Beerdigung sang der Männerchor – und zum Chor gehörte Alois. Alois, ein paar Jahre älter als Laura, hatte sie als Leiter einer kirchlichen Jugendgruppe kennen gelernt und ihr geholfen, ihre Examensängste im Gymnasium zu überwinden. Als sie sich bei der Beerdigung des Vaters wieder trafen, war Alois eben in eine eigene Wohnung in der nahen Industriestadt gezogen, wo er sich so einsam fühlte wie bei seiner Arbeit als Informatiker. Seine Einsamkeit und Lauras Verzweiflung vertieften ihre frühere Bindung. Ein Jahr nach dem Tod des Vaters heirateten sie. Laura, blond und warmherzig, Alois, dunkelhaarig und sportlich – ein schönes Paar kommt mir entgegen. Sie strahlen Freundlichkeit aus, aber gleichzeitig spüre ich ihre Traurigkeit. Laura erzählt, dass Alois sie nicht mehr in seine Nähe lasse und von Monat zu Monat weniger fassbar sei. Alois beklagt sich über Lauras unerträgliche Intensität, ihre überbordende Zärtlichkeit und Mütterlichkeit. Sie wolle unbedingt Kinder haben, er aber habe von Anfang an gesagt, dass Kinder in seinem Leben kaum Platz hätten. Zum dritten Gespräch kommen beide mit Tränen in den Augen. Das Geheimnis ist gelüftet. Alois hat Laura erzählt, dass er heimlich wieder einen Jugendfreund trifft, mit dem er vor der Begegnung mit ihr eine innige, erotische Beziehung hatte. Er liebe Laura zwar noch immer, als ob sie eine wunderbare Schwester wäre, aber begehren könne er sie nicht. Zweierlei Liebe, das gebe es doch? Die Gespräche mit beiden und mit jedem allein ziehen sich über ein Jahr dahin, und ich begleite sie, mit langem Atem. Laura, getreu ihrem Lebensmotto, sucht Alois zu «erlösen», was diesen erst recht zur Verzweiflung treibt. Als sie ihn endlich mit grossem Schmerz loslässt, klammert er sich an sie wie ein Ertrinkender. Ihr Auf und Ab scheint endlos. Schritt um Schritt wird deutlich, dass Laura und Alois die gleichen Lebensthemen zu bewältigen haben: die fällige Ablösung von den Eltern sowie den Umgang mit zwei Formen von Liebe, beide gleich viel wert, aber in dieser Lebensphase des Paares unvereinbar. Schliesslich reichen sie die Scheidung ein, was niemand verstehen kann. Erst viel später fasst Alois den Mut zu einem Coming-out. Beide machen ihren Weg nun allein: Laura ist Schulleiterin geworden und hat einen verwitweten Mann geheiratet; Alois ist in ein Land gezogen, in dem die homosexuelle Ehe mit seinem Freund staatlich anerkannt ist. Und beide haben ihre eigene Identität gefunden. Im Jahre 2002 hat die im vergangenen Jahr verstorbene systemische Paartherapeutin Rosmarie Welter-Enderlin allwöchentlich Sonntags in der Neuen Zürcher Zeitung eine Kolumne mit dem schönen Titel "Paarlauf" veröffentlicht, in der sie kleine Beobachtungen und Geschichten aus ihrer paartherapeutischen Praxis für ein größeres Publikum zugänglich machte. Rudolf Welter hat aus diesen Beiträgen eine kleine Broschüre zum Andenken an Rosmarie Welter-Enderlin gestaltet. Mit seiner freundlichen Erlaubnis können die LeserInnen des systemmagazin an diesen Sonntagen die Texte auch online lesen.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, July 10. 2011

Ritual zum Abschied

"Ein Höhepunkt der letzten Zeit war für mich der unerwartete Besuch von Anja, Tochter eines einstmals mit uns befreundeten Paares, das seit zehn Jahren geschieden ist. Wir haben Anja lange nicht gesehen. Kein Wunder. Denn unser Loyalitätskonflikt mit den getrennten Freunden beeinträchtigte während Jahren die Beziehung zwischen ihrer Tochter und uns. Mit dem feinen Gespür des Kindes hat Anja unser Unverständnis ihren Eltern gegenüber gemerkt und sich zurückgezogen. Sie hat richtig gespürt, und unsere Reaktion war gewiss kein Meisterwerk an Toleranz. Bei ihrem Besuch als erwachsene Frau, die ihren Weg gefunden hat, konnten wir uns unsere Geschichten erzählen und einen neuen Boden des Vertrauens legen. Damals haben wir nicht verstanden, warum Anjas Mutter so lange brauchte, den Schmerz der Verlassenen zu überwinden und ihre Eigenständigkeit zu beanspruchen, die neben ihrem ausufernden Mann so wenig Platz bekommen hatte. Inzwischen ist sie aus dem Loch heraus gekrochen und hat ihre eigenen kräftigen Flügel ausgebreitet. Anjas Vater haben wir übel genommen, dass er uns als Statisten einzubinden suchte in die «beste Scheidung des Jahrhunderts», indem er uns deutlich machte, dass wir grosszügig sein und uns freuen sollten über sein neues Glück. Er lud uns zu imposanten Festen im neuen Haus ein, bei denen er der Welt zeigte, was für eine bedeutende Rolle er zusammen mit seiner jungen Partnerin zu spielen gedachte. Irgendwann waren wir der Allmachtsrituale des Arrivierten leid und blieben weg. Schmerzlich haben wir realisiert, dass wir nie wieder das gemeinsame Glück der alten Zeit erleben werden, als wir noch mit unseren Kindern in zwei kleinen Wohnungen lebten und gemeinsam kochten und Feste improvisierten. Damals fiel es uns leicht, unseren Freund liebevoll über seine expansive Art zu necken. Jetzt irritiert sie uns. Die Spaltung unserer Loyalität hat natürlich auch mit dieser Irritation zu tun, die weit hinter die Scheidung zurückreicht. Die Idee der besten Scheidung klingt zwar attraktiv, aber sie setzt eine gewisse Gerechtigkeit in den Machtverhältnissen des Paares voraus, die rechtlich nicht zu fassen sind. Wenn diese schief liegen, ist die gleichmässige Loyalität von Freunden und Verwandten zu den getrennten Partnern schwer möglich. Vielleicht gelingt es uns irgendwann, ein Ritual für scheidungsbedroffene Freunde zu entwickeln, das der Trauer um das, was wir verloren haben, einen guten Platz sichert. Solch ein Abschiedsritual könnte Kindern wie Anja einiges an Leid ersparen. Im Jahre 2002 hat die im vergangenen Jahr verstorbene systemische Paartherapeutin Rosmarie Welter-Enderlin allwöchentlich Sonntags in der Neuen Zürcher Zeitung eine Kolumne mit dem schönen Titel "Paarlauf" veröffentlicht, in der sie kleine Beobachtungen und Geschichten aus ihrer paartherapeutischen Praxis für ein größeres Publikum zugänglich machte. Rudolf Welter hat aus diesen Beiträgen eine kleine Broschüre zum Andenken an Rosmarie Welter-Enderlin gestaltet. Mit seiner freundlichen Erlaubnis können die LeserInnen des systemmagazin an diesen Sonntagen die Texte auch online lesen.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, July 3. 2011

Ein Paar in Bahntrance

Die Freude einer langen Paarbeziehung besteht auch darin, dass die Partner ähnliche Vorlieben haben. Wir zum Beispiel teilen uns die Lust am Bahnfahren. Wir hängen gerne in einem Abteil der ersten Klasse, du mit einem Bier, ich mit einem Fläschchen Weisswein. Leise tauschen wir Eindrücke aus – im privaten Code eines langen gemeinsamen Lebens. Dazwischen zärtliches Schweigen. Wunderbare Trance, in die uns die Monotonie des Fahrens einullt, entspannendes Wissen, dass andere verantwortlich sind für uns. Eine solche Fahrt im Ruhewagen erlebten wir kürzlich auf dem Weg zur Expo. Glühend heisser Samstag, die Bahn klimatisiert, freundliche Stimmung unter den Mitreisenden. Ab und zu einvernehmliche Blickkontakte. Keiner muss ins Handy schreien und uns sein Privates mitteilen. Dann vor drei Tagen das Gegenprogramm. Tyrannei der öffentlichen Intimität im Zug nach München, am Ende eines Arbeitstages. Schon in Zürich beginnt der Ärger; es gibt weder Ruhe- noch Speisewagen. Im Nebenabteil erledigt ein etwa Vierzigjähriger alle aufgestauten geschäftlichen und privaten Telefonate. Mit stolzem Gesichtsausdruck posaut er Befehle ins Telefon. Für die Mitfahrenden unüberhörbar, was für Produkte Herr Lautsprecher verkauft. An seinem Tonfall erkennen wir, welche Position der von ihm Angerufene in der Unternehmenshierarchie hat. Aber wollen wir das wirklich hören? Du und ich schauen uns kopfschüttelnd an, suchen vergeblich nach Ohropax und halten uns schliesslich die Ohren zu. Eine das Gegenteil bewirkende Anstrengung! Unsere Lage ist hoffnungslos. Freie Plätze gibt es keine. In St. Gallen steigt der Dauerredner aus. Dafür steigt eine Dame mit ihrem Teenager-Sohn ins Abteil. Und so geht die Tyrannei des Handy- Geschwätzes gleich weiter. Diesmal als Duett von Sopran und Stimmbruch. Als ein Mitreisender sich beschwert, muss der Stimmbruch-Jugendliche mit seinem Gerät in den Gang; der mütterliche Sopran aber singt ungestört weiter. Bis München haben wir sicher ein Dutzend Mal gehört, dass unser Zug dort um 22 Uhr eintreffen wird. Auf der Rückreise lächelt uns das Glück. Ein Geistlicher setzt sich neben uns. Wir lächeln uns zu und fallen bald in die übliche Bahntrance. Bis unser Nachbar ein Handy aus der Tasche zieht. Jetzt redet er mit dem lieben Gott, flüsterst du. Aber der Geistliche redet nicht, er hält ein Ohr an den Hörer, richtet den Blick nach oben, sicher eine Viertelstunde lang. Papst oder lieber Gott? Egal. Wir schauen uns an, und unsere Welt ist bis Zürich in Ordnung. Im Jahre 2002 hat die im vergangenen Jahr verstorbene systemische Paartherapeutin Rosmarie Welter-Enderlin allwöchentlich Sonntags in der Neuen Zürcher Zeitung eine Kolumne mit dem schönen Titel "Paarlauf" veröffentlicht, in der sie kleine Beobachtungen und Geschichten aus ihrer paartherapeutischen Praxis für ein größeres Publikum zugänglich machte. Rudolf Welter hat aus diesen Beiträgen eine kleine Broschüre zum Andenken an Rosmarie Welter-Enderlin gestaltet. Mit seiner freundlichen Erlaubnis können die LeserInnen des systemmagazin an diesen Sonntagen die Texte auch online lesen.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, June 26. 2011

Die gute Stube

Im Haus eines befreundeten Bauernpaares wirkt eine Schmutzschleuse als Bindeglied zwischen den unterschiedlichen Lebensbereichen. Sie lädt den Bauern und seine Mitarbeiter ein, auf dem Weg von Acker, Wiese oder Stall die Stiefel abzustellen, zu duschen und die Arbeitskleider an den Nagel zu hängen. Der Übergang in die häusliche Sphäre wird durch dieses kleine Ritual markiert. In den traditionellen Familienverhältnissen bleibt die Hausarbeit zwar Frauensache, aber durch die symbolische Reinigung, bei der auch die grösseren Kinder mitmachen, bekommt die Bäuerin Anerkennung für ihre Arbeit. Die Schmutzschleuse stiftet Ordnung und Entlastung im Alltag, und sie dient der Aufrechterhaltung weiblicher und männlicher Bereiche, ohne dass darüber noch «kommuniziert» werden muss. Eine ähnliche Funktion hatte im Haus meiner Kindheit die gute Stube. Im Geschäftshaushalt war es selbstverständlich, dass während der Woche die Angestellten mit am Tisch aßen. Es wurde am Werktag für zwölf oder mehr Leute gekocht, und wir Kinder waren froh, wenn unsere Stimmen am Tisch überhaupt gehört wurden. Anders am Sonntag, wenn nur die «Kernfamilie», die Eltern und wir fünf Kinder, in der guten Stube assen – mit Porzellan und Silberbesteck. Auch wenn heute die Einrichtung der guten Stube als bürgerliche Spießigkeit abgetan wird, denke ich mit einem Lächeln an sie zurück. Für uns markierte sie wichtige Grenzen zwischen Arbeit, Familie, Öffentlichkeit und Privatheit. Wenn ich mit modernen Paaren zusammen bin, kommt mir oft die Weisheit von Schmutzschleuse und guter Stube in den Sinn, die den Übergang von außen nach innen kennzeichnen. Klagen über das Fehlen solcher ritualisierter Übergänge klingen ähnlich. Eine Frau: Mein Mann kommt müde nach Hause, vielleicht von einer Reise – und was tut er? Er läuft durch die Wohnung und schimpft über herumliegende Spielsachen oder meine Arbeitspapiere auf dem Esstisch, oder er rennt zum Handy, bevor er uns begrüßt hat. Ein Mann: Ich gönne doch meiner Frau den Erfolg im Beruf. Aber wenn sie heimkommt und atemlos die Kinder nach ihren Hausaufgaben fragt oder den Geschirrspüler auszuräumen beginnt, ist der Abend im Eimer. Übergänge ritualisieren: eine halbe Stunde aufs Bett liegen, bevor die Frau sich der Familienarbeit zuwendet; ein vereinbarter Rückzug an den Computer, bevor der Mann als Partner und Vater präsent wird. Oder ein gemeinsames Glas auf dem Balkon. Den Seelen erlauben, den Alltag hinter sich zu lassen und anzukommen. Im Jahre 2002 hat die im vergangenen Jahr verstorbene systemische Paartherapeutin Rosmarie Welter-Enderlin allwöchentlich Sonntags in der Neuen Zürcher Zeitung eine Kolumne mit dem schönen Titel "Paarlauf" veröffentlicht, in der sie kleine Beobachtungen und Geschichten aus ihrer paartherapeutischen Praxis für ein größeres Publikum zugänglich machte. Rudolf Welter hat aus diesen Beiträgen eine kleine Broschüre zum Andenken an Rosmarie Welter-Enderlin gestaltet. Mit seiner freundlichen Erlaubnis können die LeserInnen des systemmagazin an diesen Sonntagen die Texte auch online lesen.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, June 19. 2011

Von Liebe zu Hass

In einer Welt, die an den rational entscheidenden Menschen glaubt, wäre mein Metier – die Therapie von Paaren und die Beratung von Arbeitsteams – Unsinn. Doch zum Glück gibt es die moderne Hirnforschung. Sie zeigt, wie Vernunft und Verstand in die emotionale Natur des Menschen eingebettet sind und wie sinnlos die Forderung ist, menschliches Verhalten nur sachlich zu begründen. Der Ausruf «Sei nicht so emotional!», den ich in privaten Beziehungen und in der Arbeitswelt täglich höre, wirkt hilflos banal. Aber er zeitigt oft strafende Wirkung, besonders bei Frauen. Denn die Entwicklung unseres Gehirns wird nachhaltig geprägt von affektiver und formaler Sprache, die uns sogenannten männliche und weibliche Rollen vorschreibt. Was mich bewegt, ist, wenn Liebe in Hass kippt: Ein Partner in einer Unternehmung, nicht mehr ganz jung, verliert plötzlich seine Kooperationsbereitschaft und verweigert sich. Niemand weiss, warum. Er kommuniziert nur noch über Schuldzuweisungen und hasserfüllte Mails. Die Versuche seiner Umgebung, sein bizarres Verhalten zu verstehen, enden stets in linearen Fragen nach möglichen Ursachen. Frühkindliche Störungen und private Probleme werden vermutet, die zu emotionalem Chaos geführt haben könnten. Schon möglich, denke ich. Aber affektive Kipp-Phänomene sind vernünftig und ursächlich nicht zu fassen, so schmerzlich das ist. *Le cœur a des raisons que la raison ne connaît pas.* Ein ähnliches Kipp-Phänomen zeigt sich, wenn eine Ehepartnerin plötzlich davonläuft. «Als ich am Abend nach Hause kam, war meine Frau weg, mitsamt den Kindern. Ich bin schier wahnsinnig geworden, weil ich ihr Verhalten überhaupt nicht verstehe. Wir hatten es doch gut miteinander», berichtet ihr Mann, der sie über Interpol suchte. Später lerne ich die Frau kennen. Ausziehen sei eine Sache des Überlebens gewesen, erzählt sie mir: «Ich habe schon vor Jahren Abschied genommen, ich bin fast erstickt in dieser Ehe». Warum sie gerade damals und so radikal den Bruch vollzogen hat, weiss sie nicht. Vielleicht hat sie geahnt, dass in ihrer Ablehnung noch ein Funke Liebe war und ist davor geflohen. Kipp-Phänomen! Dennoch meine ich, ganz altmodisch, schlechte Gefühle seien kein Grund für schlechtes Benehmen, selbst wenn die Gefühle einen Menschen in negative Trance versetzen. Dass viele von uns keine optimalen Bedingungen angetroffen haben, als sie geboren wurden, und die Welt unseren Wünschen oft nicht entsprochen hat, ist Grund für Trauer, nicht für Zerstörung. Aber das Herz hat Gründe, die der Verstand nicht kennt. Im Jahre 2002 hat die im vergangenen Jahr verstorbene systemische Paartherapeutin Rosmarie Welter-Enderlin allwöchentlich Sonntags in der Neuen Zürcher Zeitung eine Kolumne mit dem schönen Titel "Paarlauf" veröffentlicht, in der sie kleine Beobachtungen und Geschichten aus ihrer paartherapeutischen Praxis für ein größeres Publikum zugänglich machte. Rudolf Welter hat aus diesen Beiträgen eine kleine Broschüre zum Andenken an Rosmarie Welter-Enderlin gestaltet. Mit seiner freundlichen Erlaubnis können die LeserInnen des systemmagazin an diesen Sonntagen die Texte auch online lesen.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, June 12. 2011

Brücken über Gräben

Etwas vom Schönsten, was ich in Therapien erlebe, ist die reale Begegnung von erwachsenen Kindern mit ihren Eltern. Auf den ersten Blick ist es zwar einfacher, wenn beide Generationen über die Bilder klagen, die sie sich voneinander machen. «Schrecklich, diese Mutter. Sie hat mir nie gegeben, was ich gebraucht hätte.» Oder: «Unser Sohn hat die falsche Frau erwischt. Wenn die wüsste, wie wir Schwiegereltern unter ihr leiden.» Generationenprobleme können auch zu lösen versucht werden mit sogenannten Familienaufstellungen, bei denen fremde Rollenspieler vor möglichst viel Publikum die persönliche Sicht eines Mannes oder einer Frau von ihrer Herkunftsfamilie inszenieren. Lösungen für den «Aufsteller» werden dann von dem Gruppenleiter vorgegeben, indem er die richtige Ordnung zwischen den Generationen, zwischen Frauen und Männern und der Rangfolge der Geschwister herstellt und den Spielern mitteilt, wer wem Anerkennung oder Sühne zu leisten hat. Die entsprechenden Sprachregeln erinnern an katholisch- kirchliche Rituale. Es geht um Verneigungen vor denen, die einem das Leben schwer gemacht haben, oder um Würdigung jener, die keinen «guten Platz» hatten in der Familie. Diese Inszenierung einer individuellen Sichtweise schliesst die real Betroffenen (Vater, Mutter oder Geschwister) aus. Vielleicht wirkt sie gerade deshalb so tröstlich? Vor allem für das Publikum, welches den Prozess auf der Bühne mit seinen Tränen begleitet. Wer hat keine unerledigten Geschichten in seiner Familie und kann sie nicht stellvertretend beweinen? Bei mir gibt es in Therapien weder stellvertretende Familienmitglieder noch ein mitschluchzendes Publikum, dafür Menschen, die miteinander aus gemeinsam gelebter Vergangenheit Zukunft gestalten. Tränen können dazu gehören, manchmal kommen sie auch mir vor Rührung, dass endlich Brücken über Gräben gebaut werden. Kürzlich sass ich mit einem 80-jährigen Vater und seiner 45-jährigen einzigen Tochter zusammen. Es ging um die emotionale Verstrickung der Frau mit ihrer verstorbenen Mutter und ihre Schuldzuweisung an den Vater: «Du hast dich nur um deine Arbeit gekümmert und uns Frauen nie ernst genommen, darum musste ich immer für meine Mutter da sein.» Wohl zum ersten Mal bekam aber dann im Gespräch auch die Geschichte des Vaters Raum: Er erzählte von seiner Mühe, das marode Familiengeschäft zu sanieren und von seiner Erfahrung, dafür aus Ehe und Familie ausgeschlossen zu werden. Das gemeinsame Erzählen ergab zwar keine Wunderlösung, dafür eine Annäherung von Vater und Tochter, die sich schrittweise im Alltag fortsetzt. Im Jahre 2002 hat die im vergangenen Jahr verstorbene systemische Paartherapeutin Rosmarie Welter-Enderlin allwöchentlich Sonntags in der Neuen Zürcher Zeitung eine Kolumne mit dem schönen Titel "Paarlauf" veröffentlicht, in der sie kleine Beobachtungen und Geschichten aus ihrer paartherapeutischen Praxis für ein größeres Publikum zugänglich machte. Rudolf Welter hat aus diesen Beiträgen eine kleine Broschüre zum Andenken an Rosmarie Welter-Enderlin gestaltet. Mit seiner freundlichen Erlaubnis können die LeserInnen des systemmagazin an diesen Sonntagen die Texte auch online lesen.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, June 5. 2011

Sex mit voller Sicht

Seit 9 Jahren leben Katja und Robert zusammen. Sie haben eine Tochter von 8 und einen Sohn von 7 Jahren. Katja, Lehrerin, ist halbtags berufstätig, und Robert arbeitet als Bautechniker. Beide lieben ihre Kinder und ihre Arbeit. Aber ihre Beziehung sei seit der Geburt der Kinder lustlos und monoton, es gebe kaum noch leidenschaftliche Begegnungen. Robert fragt, ob sie vielleicht dafür eine Sexualtherapie bräuchten? Weil das Thema Sex zu jeder guten Paarberatung gehört, ermutige ich das Paar zur Fortsetzung der Gespräche bei mir. Katja erzählt zerknirscht, dass sie sich in einen jungen Kollegen (der davon nichts weiss) verliebt und es inzwischen Robert gestanden habe, worauf dieser mit der Bemerkung, dass er das bei so viel Kälte zwischen ihnen normal finde, zur Tagesordnung übergegangen sei. Roberts Vernunft und Gelassenheit in allen Lebenslagen löst bei Katja immer wieder Verzweiflung aus und gibt ihr das Gefühl, Teil des häuslichen Inventars zu sein. Zwar schlafen sie noch ab und zu miteinander, aber ohne Feuer. Robert: «Ich möchte schon, dass es sexuell wieder so lebendig wird zwischen uns, wie es vor der Geburt der Kinder war, und dass Katja so experimentierfreudig ist wie damals – aber wie soll das gelingen, wenn sie andere Männer in ihre Phantasien lässt?» Katja: «Ich frage mich mit schlechtem Gewissen, warum das so ist. Eigentlich liebe ich Robert. Kürzlich habe ich meine sexuellen Wünsche aufgeschrieben. Aber es kam mir nur Banales in den Sinn. Meine grösste Sehnsucht ist, dass Robert mir wieder einmal in die Augen schaut, wenn er mich begehrt, damit ich weiss, er meint mich und nicht einfach seine eigene Entspannung.» Es sind selten Tragödien, mit denen Paare zu mir kommen, sondern ganz gewöhnliche, alltägliche Enttäuschungen wie eben, dass Lust und Leidenschaft nach der Geburt von Kindern in der Familie «verschwimmen». Es scheint eine normale Unvereinbarkeit zwischen Bindung und Sexualität und zwischen Elternschaft und sinnlicher Paarbeziehung zu geben. Der Graben kann aber überbrückt werden, wenn beide bereit sind, einander ihre Wünsche zuzumuten. Denn die Glut ihrer sexuellen Sehnsüchte lebt im Geheimen fast immer weiter, und der Sauerstoff, welcher sie anfacht, entsteht auf vielfältige Weise: zum Beispiel in der ausserehelichen Verliebtheit, dem Romeo- und Julia-Syndrom des Unmöglichen. Wenn ein solches Erlebnis als Vorbote von Wandel statt als Tragödie verstanden wird und das Paar eigene Liebesinseln findet, können sexuelle Begegnungen «mit offenen Augen» zur Wiederbelebung der Leidenschaft führen. Im Jahre 2002 hat die im vergangenen Jahr verstorbene systemische Paartherapeutin Rosmarie Welter-Enderlin allwöchentlich Sonntags in der Neuen Zürcher Zeitung eine Kolumne mit dem schönen Titel "Paarlauf" veröffentlicht, in der sie kleine Beobachtungen und Geschichten aus ihrer paartherapeutischen Praxis für ein größeres Publikum zugänglich machte. Rudolf Welter hat aus diesen Beiträgen eine kleine Broschüre zum Andenken an Rosmarie Welter-Enderlin gestaltet. Mit seiner freundlichen Erlaubnis können die LeserInnen des systemmagazin an diesen Sonntagen die Texte auch online lesen.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, May 29. 2011

Weder Ja noch nein

«Ich habe schon lange gespürt, dass die Situation zwischen uns irgendwie gestört ist», sagt Antoinette, 35, im ersten Gespräch, und Beat, 34, erklärt, dass auch er in den letzten Wochen «wie gemerkt hat», dass nun eine Grundsatzdiskussion anstehe. Darum seien sie in die Paartherapie gekommen. Die Relativierung des eigenen Standpunktes durch das Wie und das Irgendwie wurde uns damals im Gymnasium von einer wunderbaren Deutschlehrerin energisch ausgetrieben. Kleist zum Beispiel, erklärte sie, habe sich nicht irgendwie, sondern bewusst und mit klarer Begründung – «mir war auf dieser Erde nicht zu helfen» – umgebracht. Inzwischen hat sich die Tendenz, den eigenen Standpunkt zu relativieren und auf gar keinen Fall eindeutig Ja oder Nein zu sagen, durch die flächendeckende Psychologisierung des Alltags besonders im Gespräch von Liebenden eingenistet. Was denn heisst hier «irgendwie gespürt», habe ich die Stimme meiner Lehrerin im Ohr, sagen Sie doch einfach, was Sie meinen. Soll ich das Paar damit herausfordern? Oder muss ich davon ausgehen, dass die Relativierung der Befindlichkeit von Antoinette und Beat die beiden als Angehörige einer Gruppe auszeichnet, die besonders sorgfältig mit der postmodernen Subjektivität von Denken und Fühlen umgeht? Kann es sein, dass das Paar in einem Umfeld lebt, in dem die vorsichtige Darstellung persönlicher Gefühle Handfesteres wie ein klares Ja oder ein Nein oder gar direktes Wünschen und selbstsicheres Fordern abgelöst hat? Haben die beiden vielleicht zu oft erlebt, wie beengend eindeutige Normen sein können und wie wenig sie zu einer Liebe passen, die täglich neu zu erfinden ist? Dennoch frage ich schon im ersten Gespräch, was das Irgendwie für Antoinette und Beat heisst, denn ich will verstehen, was für konkrete Anliegen sich im Nebel ihrer Uneindeutigkeit verbergen. Paartherapie ist niemals nur angewandte Psychologie, sondern immer auch angewandte Soziologie. Das macht mich sensibel für den Einfluss des Zeitgeistes und grosszügig gegenüber seinen sprachlichen Symbolen. Moderne Menschen hören den Jargon der Relativität schliesslich überall, selbst in der S-Bahn, wo doch lautstark in wie und irgendwie kommuniziert wird, besonders, wenn unangenehme Mitteilungen zu polstern sind: Eigentlich bin ich wie irgendwie sauer auf dich... Die Kunst, weder Ja noch Nein zu sagen und dafür sich selber und das Leben in jedem Augenblick neu zu erfinden, ist wunderbar. Bloss eignet sie sich besser für virtuelle als für reale Welten. Im Jahre 2002 hat die im vergangenen Jahr verstorbene systemische Paartherapeutin Rosmarie Welter-Enderlin allwöchentlich Sonntags in der Neuen Zürcher Zeitung eine Kolumne mit dem schönen Titel "Paarlauf" veröffentlicht, in der sie kleine Beobachtungen und Geschichten aus ihrer paartherapeutischen Praxis für ein größeres Publikum zugänglich machte. Rudolf Welter hat aus diesen Beiträgen eine kleine Broschüre zum Andenken an Rosmarie Welter-Enderlin gestaltet. Mit seiner freundlichen Erlaubnis können die LeserInnen des systemmagazin an diesen Sonntagen die Texte auch online lesen.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 12:29

Sunday, May 22. 2011

Die Freunde der Liebe

Auf die Frage, weshalb Paare trotz Wind und Wetter jahrzehntelang gut und angeregt miteinander leben können, fällt mir unsere Begegnung mit Angela und Cyril in Schottland ein. Wir trafen Cyril auf dem Friedhof, wo er seit einem Jahr begraben ist, in einem Park voll blühender Osterglocken und Rhododendren unter alten Bäumen. Cyrils Grab ist ein Stück Wiese mit einer kleinen Tafel vor bemauertem altem Mauerwerk. Darin zeigt uns Angela, seine Frau seit 35 Jahren und nun seine Witwe, ein Nest mit Rotkehlchen. Tröstlich, dieses Symbol von Weiterleben, meint Angela, während wir uns an den Händen halten. Angela und Cyril gehörten zu unseren liebsten Freunden, als wir 1968 und danach im Mittleren Westen der USA studierten. Unsere noch kleinen Kinder, je ein Mädchen und ein Junge im selben Alter, liebten und fetzten sich und spielten mit Wonne. Wir waren füreinander Wahlverwandte und Familienersatz. Die Männer arbeiteten zusammen an der Uni, und gemeinsam mit einer grossen Freundesgruppe feierten wir Geburtstage und sinnliche Tanzfeste – so sinnlich, dass es herrlich funkte zwischen Frauen und Männern. Das machte Leben und Lieben für uns so bewegt und leidenschaftlich, dass wir leichten Herzens und ohne Liebesverrat als Paare zusammenblieben. Bis zum heutigen Tag habe ich Mühe zu verstehen, warum diese Art von *amiti love amoureuse* im Rahmen verbindlicher Zweierbeziehungen so oft zum Drama wird. Dann kam die Zeit unserer Rückkehr in die Schweiz, herzerbrechende Abschiede, Besuche hin und her über den Atlantik; der Nährboden unserer Freundschaft trocknete nie aus. Vor einigen Jahren haben Angela und Cyril die Lebensform des Living Apart Together gewählt: Angela bekam ein Angebot als Künstlerin in ihrer Heimat, Cyril wollte seine Professur in Amerika zu Ende führen. Täglich telefonierten die beiden oder verschickten E-Mails, besuchten sich und ihre erwachsenen Kinder oft und machten miteinander Reisen in Europa. Ganz verstanden haben auch die nächsten Freunde ihr Arrangement nicht. Wir kamen uns mit unserer eigenen Routine des alltäglichen Zusammenlebens etwas spiessig vor und suchten nach versteckten Konflikten bei dem unkonventionellen Paar. Dann kam die Nachricht von Cyrils schwerer Erkrankung. Angela und die Kinder blieben Tag und Nacht an seinem Krankenbett. Die Blicke in den Abgrund von Abschied und Tod haben die Liebe dieses Paares so vertieft, dass sie auch auf uns zurückstrahlt. Eine Liebe, genährt von ihrer persönlichen Freundschaft und eingebettet in Freundschaften, die über Cyrils Tod hinaus bleiben. Im Jahre 2002 hat die im vergangenen Jahr verstorbene systemische Paartherapeutin Rosmarie Welter-Enderlin allwöchentlich Sonntags in der Neuen Zürcher Zeitung eine Kolumne mit dem schönen Titel "Paarlauf" veröffentlicht, in der sie kleine Beobachtungen und Geschichten aus ihrer paartherapeutischen Praxis für ein größeres Publikum zugänglich machte. Rudolf Welter hat aus diesen Beiträgen eine kleine Broschüre zum Andenken an Rosmarie Welter-Enderlin gestaltet. Mit seiner freundlichen Erlaubnis können die LeserInnen des systemmagazin an diesen Sonntagen die Texte auch online lesen.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, May 15. 2011

Lieben nach Maß

«Mir fällt auf, dass sie von Max als meinem Mann reden», sagt Elisa A. im ersten Beratungsgespräch, und Max B. ergänzt, dass sie nicht verheiratet seien und auch nicht zu mir kämen, um von Heirat zu reden. Aha, denke ich, da befürchten zwei, dass ich ihnen als gestandene Therapeutin bürgerlich-konservative Ideen überstülpen könnte. Max und Elisa sind beide Mitte 40, nach kurzen Ehen geschieden und wohnen seit 4 Jahren zusammen, ohne Kinder. In ihren Berufen erleben sie Anerkennung. Sie sind bewundernswert tüchtig, wobei Elisa als Verkaufschefin eines Konzerns wesentlich mehr verdient als Max, der Sportlehrer. Kein Problem, meinen beide. Überhaupt seien sie doch unglaublich privilegiert, wenn sie sich verglichen mit anderen. Warum sind sie denn bei mir? «Wir schlafen nicht mehr miteinander, seit wir zusammen wohnen», sagt Max, und Elisa nickt. «Dafür streiten wir unablässig über dumme Kleinigkeiten.» In den folgenden Sitzungen fällt mir die ungeheure Anstrengung der beiden auf, ihr Zusammenleben zu einem ästhetischen Erlebnis zu machen, ähnlich wie sie offenbar ihre Wohnung nach Designer-Massstäben eingerichtet haben. Jeder erläutert mir sorgfältig den anderen. «Elisa ist vielleicht sexuell erkaltet, weil ich sie an ihren abweisenden Vater erinnere», analysiert Max. Und Elisa meint, dass Max sich einmal mit seiner ungelösten Bindung zu seiner verstorbenen Mutter befassen müsste. Das Reden der beiden über «unsere Beziehung» in den abstrakten Höhen psychologischer Deutungen irritiert mich. Meinem Vorschlag, ihren Leistungsdruck in der Sexualität zu verringern durch sinnliche Begegnungen – Kochen für Freunde? Kino? Spielen? Tanzen? – wird freundlicher Widerstand entgegengesetzt. Die Phase der Jugend ist bei den beiden vorbei, sie haben ein psychisch und ökonomisch stabiles Plateau erreicht. Und was nun? Liebe als Passion möchten sie schon, aber dazu fehlt die Spannung. Ein Modell für diese Lebensphase haben sie, wie viele in ähnlicher Lage, nicht, und zu grundsätzlichen Entscheidungen reicht der Druck nicht aus. Im sechsten Gespräch schlage ich vor, dass sie die frische Luft eines Trennungs-Szenarios ins Haus lassen. Oh Wunder: Jetzt werden sie lebendig, traurig, wütend! Die beiden trennen sich tatsächlich nach diesem Gespräch. Elisa und Max leiden entsetzlich an der sechsmonatigen Trennung, fallen aber schliesslich auf die eigenen Füße. Manchmal braucht es eine Trennung, damit Liebende ja oder nein sagen können zueinander. – Kürzlich kamen die beiden mit einem Blumenstrauss zu mir: Sie werden diesen Frühling heiraten. Im Jahre 2002 hat die im vergangenen Jahr verstorbene systemische Paartherapeutin Rosmarie Welter-Enderlin allwöchentlich Sonntags in der Neuen Zürcher Zeitung eine Kolumne mit dem schönen Titel "Paarlauf" veröffentlicht, in der sie kleine Beobachtungen und Geschichten aus ihrer paartherapeutischen Praxis für ein größeres Publikum zugänglich machte. Rudolf Welter hat aus diesen Beiträgen eine kleine Broschüre zum Andenken an Rosmarie Welter-Enderlin gestaltet. Mit seiner freundlichen Erlaubnis können die LeserInnen des systemmagazin an diesen Sonntagen die Texte auch online lesen.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, May 8. 2011

Liebe im Diminutiv

Im Jahre 2002 hat die im vergangenen Jahr verstorbene systemische Paartherapeutin Rosmarie Welter-Enderlin allwöchentlich Sonntags in der Neuen Zürcher Zeitung eine Kolumne mit dem schönen Titel "Paarlauf" veröffentlicht, in der sie kleine Beobachtungen und Geschichten aus ihrer paartherapeutischen Praxis für ein größeres Publikum zugänglich machte. Rudolf Welter hat aus diesen Beiträgen eine kleine Broschüre zum Andenken an Rosmarie Welter-Enderlin gestaltet. Mit seiner freundlichen Erlaubnis können die LeserInnen des systemmagazin heute und an den kommenden Sonntagen die Texte auch online lesen: Liebe im Diminutiv Paartherapie hat Konjunktur und ist ein beliebtes Sujet für Karikaturen, die den Eheberater (seltsamerweise immer ein Er) gelangweilt hinter seinem Pult zeigen, während gegenüber ein Mann elend im Stuhl hängt und eine übergewichtige Frau wütend auf ihn einredet. Konjunktur haben in meiner Praxis auch Fragen von Journalisten, die sich halbprofessionell mit Liebe befassen. Etwa solche: «Wie viele glückliche Pärchen kennen Sie eigentlich?», fragt mich einer und verzieht den Mund, während ich mir im Geist seine Freundin vorstelle, die die Koffer gepackt hat und dem Pärchenmythos entsprungen ist. Der arme Mann! Und redet immer noch im Diminutiv von der Liebe. Weil ich beruflich mit Therapie und Beratung zugange bin, erfüllen mich solche Fragen und Klischees mit zwiespältigen Gefühlen: Die Psychologisierung des Alltags und die emotionale Erhitzung unserer persönlichen Welten finde ich zum Ersticken. Herzklopfen vor Rührung bekomme ich hingegen, da die Menschen so viel halten von der Hoffnung, aus ihren Wirklichkeiten Möglichkeiten zu schaffen. Und Herzklopfen vor Neugier auf ihre Geschichten zu meinen Fragen, was die Dinge aus ihnen gemacht haben, wie sie jetzt aus ihren Geschichten Zukunft machen. Ab und zu geschieht mir jedoch schon in der ersten Stunde, was ich das Lisi-Syndrom nenne: Ärger über die Unersättlichkeit meiner Klienten, ähnlich wie ich ihn bei Lisi, unserer Katze, habe, wenn sie mich in die Zehen beisst und sich unter meine Füße stellt und jammert, bis ich ihren Teller fülle. Menschliche Unersättlichkeit, verbunden mit dem fürchterlich hohen Anspruch an die Liebe, hat selten mit charakterlichen Defiziten, umso mehr aber mit dem zu tun, was wir als gesellschaftlich erzeugten Individualismus und Narzissmus bezeichnen: die Freiheit, unseres eigenen Glückes Schmied zu sein – und als ihre Kehrseite den Zwang, jeden Tag unser Leben neu zu entwerfen. Wer es nicht schafft, glücklich zu sein, ist gemäss dieser Ideologie selber schuld und darf von niemandem erwarten, Futter in seinen Teller zu bekommen. Die wenigsten von uns sind in einer Kultur aufgewachsen, die uns Übungsfelder für Probedenken und Probehandeln vermittelt hat. Paartherapie heisst darum, dass ich die Bedingungen schaffe, welche Frau und Mann (oder Mann&Mann und Frau&Frau) ein Zwiegespräch mit den Füßen auf ihren eigenen Böden ermöglichen, die Bedingungen, die zu einer Begegnung zwischen zwei Menschen führen. Im Dreieck mit mir als Begleiterin.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Thursday, December 23. 2010

systemmagazin Adventskalender: Der liebe Gott und die Übergangshäuser

"Mitte der 80er Jahre, während meiner Zeit im Kinderschutz-Zentrum Köln, arbeitete ich gemeinsam mit einer Kollegin mit einer der sogenannten Multiproblemfamilien, die man auch Multi-Institutionen-Familien nennen kann, weil — in vielen Fällen über Generationen hinweg — alle möglichen Einrichtungen und sozialen Dienste zum festen Inventar der Familienumwelt gehören. Dies war auch bei Familie Schmitz der Fall. Neben dem Kontakt zum Allgemeinen Sozialen Dienst pflegte die Familie, die meiner Erinnerung nach acht Kinder hatte, auch kontinuierliche Beziehungen zum Sozialamt und Wohnungsamt, zur Frühförderung, zu Sonderschulen und Hausaufgabenbetreuung, zu Schuldnerberatung und Jugendgerichtshilfe, Sozialpsychiatrischem Dienst und Rheinischer Landeslinik und und..."Zum heutigen Adventskalender...

Posted by Tom Levoid in Beiträge at 00:00

Wednesday, December 22. 2010

systemmagazin Adventskalender: Schweigen ist auch Kontakt

Andreas Wahlster, Lehrtherapeut (SG) und in freier Praxis in Ladenburg als Systemischer Einzel-, Paar- und Familientherapeut und Supervisor tätig, ist der heutige Autor des Adventskalenders. Er erzählt von einem noch recht aktuellen Erstgespräch mit einer Familie, bei dem die 19-jährige Tochter die Gesprächsstrategie des Therapeuten durch ihr Schweigen ins Wanken brachte. Zum heutigen Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Tuesday, December 21. 2010

systemmagazin Adventskalender: Szenisches Verstehen

Hinter dieser eher trockenen Überschrift, die sich den heute leider weitgehend vergessenen psychoanalytischen Autoren Alfred Lorenzer und Hermann Argelander verdankt, verbirgt sich eine sehr anrührende Geschichte, die Lothar Eder heute zum Adventskalender beisteuert: "Es fällt mir da ein Patient ein, ein schon älterer, trauriger Mann, ursprünglich aus dem ehemaligen Jugoslawien kommend. Er kam wegen Ängsten zu mir, die ihn seit Jahren mitten in der Nacht überfielen und ihm die Luft nahmen, und wegen seiner langwährenden Niedergeschlagenheit. Der Beginn dieser Therapie, das Ganze ist schon ein paar Jahre her, war markant und einprägsam. Ich hatte dem Patienten einen Erstgesprächstermin gegeben, wie üblich versehen mit dem Hinweis, er möge doch bitte genau um die vereinbarte Zeit kommen und klingeln. So kam der Zeitpunkt des Termins, es war Winter, später Nachmittag und draußen war es bereits dunkel. Aber der Patient kam nicht. Ich begann mich zu ärgern. Dann kam der nächste Termin, es klingelte, eine Patientin kam herauf zu mir in den ersten Stock, und hinter ihr eben der ältere Mann, der die Stunde davor dran gewesen wäre. Ja, warum er denn nicht zur vereinbarten Zeit gekommen sei, fragte ich ihn. Er habe im Hof darauf gewartet, dass ich ihn hole, antwortete er." Zur vollständigen Geschichte...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Monday, December 20. 2010

systemmagazin Adventskalender: Das halbe Herz

Lisa Reelsen ist Lehrerin aus Leidenschaft mit einer Zusatzausbildung als Systemische Beraterin beim WISL in Wiesloch. In ihrem Beitrag zum Adventskalender erzählt sie von einer Schülerin, mit der es im Laufe der Zeit einen speziellen Kontakt gab: "Karina war 15 Jahre alt, wiederholte gerade die 8.Klasse und hatte zu Beginn des Schuljahres noch keinen intensiven Kontakt zu den neuen Mitschülerinnen herstellen können. Sie zeigte sich eher introvertiert, etwas burschikos, doch irgendwie ganz gewitzt. Im Gespräch mit ihr erfuhr ich, dass sie mit ihrer Mutter und ihrer älteren Schwester in einer etwas beengten Wohnsituation lebte und die Mutter ganztags arbeitete. Zu ihrer Schwester hatte sie eigentlich ein ganz gutes Verhältnis, doch diese hatte sich mit deutlich angestiegenem Interesse für Jungen zunehmend von ihr distanziert, worunter Karina etwas zu leiden schien, da ihr die Schwester bis dahin eine enge Vertraute gewesen war. Karina kam nun montags immer zeitiger, manchmal war sie sogar schon früher als ich vor Ort. Wir erzählten uns so dies und jenes, manchmal sah ich mich allerdings auch um meine Zeit für mich gebracht. Doch irgendwann ließ ich meinen Lesestoff zu Hause und fand die mittlerweile regelmäßigen Gespräche ganz nett." Zum heutigen Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, December 19. 2010

systemmagazin Adventskalender: Über Familienorientierung und Bewältigung von Behinderung

Die unermüdliche Cornelia Tsirigotis hat ihren Wirkungskreis soeben von Aachen nach Frankfurt verlegt, wo sie Leiterin eines Förder- und Beratungszentrums für hörgeschädigte Kinder geworden ist (Herzliche Grüße und Wünsche für einen guten Start nach Hessen:-)). Trotzdem hat sie es geschafft, eine Geschichte für den Adventskalender beizusteuern: "Was oder wie ich einmal von KlientInnen gelernt habe – eine Fragestellung, zu der mir viel weniger ein einzelnes herausragendes Beispiel einfällt als vielmehr eine prompte spontane Antwort: Alles, was ich über Eltern oder Kinder gelernt habe, habe ich von KlientInnen gelernt! Zumindest habe ich diesen Eindruck von mir, das meiste, was mir in meiner Arbeit wichtig ist, von KlientInnen gelernt zu haben. Das mag daran liegen, dass meine jahreslanges Aufgabengebiet „Arbeit mit Eltern hörbehinderter Kinder im Kontext von Förderschule und interdisziplinärer Zusammenarbeit mit Kliniken“ kein Studienfach oder Ausbildungsberuf ist, so dass ich immer das Gefühl hatte, nichts zu wissen – eine gute Voraussetzung, wie ich später in der systemischen Ausbildung lernte."Zum heutigen Adventskalendertürchen...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Saturday, December 18. 2010

systemmagazin Adventskalender: Gesund oder krank – für wen?

Lange vor seiner Zeit als einer der Leading Men systemischer Therapie hat Kurt Ludewig in der Kinder- und Jugendpsychiatrie an der Universitätsklinik in Hamburg mit einem Jugendlichen gearbeitet, dessen "Patientenkarriere" ihn nachhaltig beeindruckt hat und dem diese Adventskalendergeschichte gewidmet ist: "Dieser zu den erstaunlichsten aus meiner beruflichen Laufbahn gehörende Verlauf relativierte dauerhaft mein Verständnis von sog. psychischer Krankheit und Genesung, zudem erweiterte er maßgeblich mein Verständnis von therapeutischer Beziehung. Vermutlich trug er auch wesentlich dazu bei, mich für die mich später erreichenden systemischen Gedanken empfänglich zu machen." Zum heutigen Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Friday, December 17. 2010

systemmagazin Adventskalender: Auf dem Grab von drei Menschen lässt sich nicht tanzen

systemmagazin-Leserin Sabine Timme aus Hannover schildert in ihrer kleinen Geschichte für den heutigen Adventskalender die Begegnung mit einer Klientin, von der sie lernte, dass schnell nicht immer gleich gut ist und Zustände produktiver Ratlosigkeit ein Ausgangspunkt für gute Zusammenarbeit sein kann. Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:01

Thursday, December 16. 2010

systemmagazin Adventskalender: "Boh wie schön!"

Wiltrud Brächter setzt sich seit langen Jahren (aktuell als Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeutin, früher als Mitarbeiterin eines Frauenhauses und einer Frauenberatungsstelle) therapeutisch mit Betroffenen von Gewalt in Familie und Partnerschaft auseinander. Im heutigen Adventskalendertürchen erzählt sie eine Geschichte von einer Klientin, bei der ein vermeintlicher faux pas erst die Türen öffnete: "Als Kind vor der Gewalt ihrer Eltern geflüchtet, hatte sie zunächst auf der Straße gelebt, war in die Zwangsprostitution geraten, hatte in einer Drückerkolonnie gearbeitet und anschließend eine Zeitlang mit ihrem Freund in einem Zelt am Waldrand gewohnt. An dieser Stelle ging meine Urlaubsromantik mit mir durch – für mich gehört es zu den schönsten Dingen, bei Kanutouren unterwegs in der Natur zu übernachten. Völlig unbedacht sagte ich: „Boh, wie schön!“. Irritiert sah mich Frau F. an. Ich versuchte, zurückzurudern und meine Bemerkung zu relativieren. Gerade wollte ich erklären, dass es ja einen Unterschied macht, ob man freiwillig und bei schönem Wetter im Freien übernachtet oder ob man keine Alternative dazu hat – da unterbrach mich Frau F. mit den Worten: „Es war auch schön!“ Zum heutigen Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:03

Wednesday, December 15. 2010

systemmagazin Adventskalender: Nein, Du sollst nicht fragen!

Hinter dem heutigen Adventskalendertürchen verbirgt sich eine Geschichte von systemmagazin-Leser Sascha Kuhlmann, Sozialpädagoge, Familien- und Erziehungsberater und Supervisor und Coach aus Düren, der von seiner Arbeit mit einer Gruppe für Trennungs- und Scheidungskinder berichtet: "Das Mädchen, von dem ich gelernt habe, heißt Lisa, sie war 11 Jahre und nahm gemeinsam mit sechs weiteren Kindern an dieser Gruppe teil. Es gab zwölf wöchentliche Termine, daneben einen Elternabend und am Ende ein Auswertungsgespräch mit den Eltern und dem zuständigen Berater, der parallel die Elternberatung übernommen hat. Schnell wurde klar, dass jedes Kind im Rahmen der Trennungsgeschichte seiner Eltern wie üblich sein Päckchen zu tragen hatte. Bei Lisa sah dieses Päckchen so aus, dass sie seit zwei Jahren keinen Kontakt mehr zum Vater hatte. Dieser war vor zweieinhalb Jahren in eine andere Stadt gezogen und nach einem halben Jahr hatte er den Kontakt für Lisa ohne ersichtlichen Grund abgebrochen." Zum heutigen Adventskalender...PS: Ein paar Geschichten für den Kalender werden noch gebraucht, bitte melden! (Soviel zum Thema: Nein, Du sollst nicht fragen)

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Tuesday, December 14. 2010

systemmagazin Adventskalender: Freundlich angelächelt

Dass ein gewichtiger Teil des therapeutischen Erfolges sich eher schulenunspezifischen Wirkfaktoren verdankt, hat sich mittlerweile herumgesprochen, allerdings ist das auch nicht so leicht zu akzeptieren, wenn man recht stolz auf seine therapeutische Ausbildung in einer bestimmten Psychotherapie-Schule ist. Peter Kaimer hat das mit einer schönen Geschichte illustriert, die sein Beitrag zum diesjährigen Adventskalender darstellt. Also: Bitte recht freundlich! Zum heutigen Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:01

Monday, December 13. 2010

systemmagazin Adventskalender: Kultur?

Katrin Richter, die schon zu Anfang ein Kalendertürchen für uns aufgemacht hat, steuert heute einen zweiten kurzen Beitrag bei, der auf schöne Weise zeigt, dass sich ein Zugang zu Klienten über die Kulturgrenzen hinweg manchmal ganz anders hergestellt als man geahnt hat. Dabei können womöglich auch Dinge wie "gegrilltes Hirn", "geröstete Ameisen ohne Salz" oder eingelegte Weinblätter eine Rolle spielen...Zum heutigen Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:05

Sunday, December 12. 2010

systemmagazin Adventskalender: Die Verstärkung

Peter Fuchs ist einer der prominentesten Systemtheoretiker hierzulande, der in der Praxis (u.a. als Erzieher) seit langem immer wieder mit behinderten Menschen zu tun gehabt hat. Für den Adventskalender erzählt er heute von einer Begebenheit, die dazu führte, dass seine "diffuse Voreingenommenheit für Behinderte geradezu schlagartig umkippte in eine Normalität des Ernstnehmens, durch die der pathetische Unterton jenes Engagements dauerhaft unmöglich wurde." Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:05

Saturday, December 11. 2010

systemmagazin Adventskalender:11 Dimensionen

Heute steuert Dominik M. Rosenauer, Psychotherapeut aus Wien und derzeit Vorsitzender der ÖAS, einen kleinen Text zum Adventskalender bei. Auf seiner Internetseite schreibt er: "bereits am beginn meines studiums war für mich klar, dass ich mit menschen arbeiten möchte und entsprechend früh (1998) habe ich begonnen, in kliniken und institutionen erfahrung zu sammeln. ich bin überzeugt, dass die klientInnen in dieser zeit zu meinen wichtigsten lehrerInnen gehörten." Einen davon stellt er hier vor...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Friday, December 10. 2010

systemmagazin: „Entgegen meiner Erwartungen...“

Das heutige Adventskalendertürchen stammt von systemmagazin-Leserin Doreen Lupprian, die von einer Erfahrung aus einem ganz anderen Kontext berichtet: "Als Sozialpädagogin arbeite ich mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen im Bereich der Jugendberufshilfe. So entstand auch der Kontakt zu einer Teilnehmerin, die später zu einem und zwar „meinem Fall“ werden sollte. Sie wurde von einem Mitarbeiter des örtlichen SGB II-Trägers aufgrund ihrer „desorientiert beruflichen Situation“ unserem Träger zugewiesen. Zu dieser Zeit befand ich mich „in den ersten Zügen“ einer systemischen Weiterbildung. Die Arbeit mit der jungen Frau gestaltete sich nach Auftrag des Amtes „wie gehabt“, mit dem Fokus auf Optimierung ihrer Bewerbungsunterlagen, Trainieren der Kommunikationsfähigkeiten und mit dem Ziel sie zu vermitteln. Egal wohin. Hauptsache raus aus dem Leistungsbezug und rein in eine andere Statistik. Wir arbeiteten so gut wie es eben die damalige Arbeitsmarktlage hergab und sie schickte pflichtbewusst immer die geforderte Anzahl von Bewerbungen an Firmen, welche sich jedoch mit ihren Einladungen zu vorstellenden Gesprächen vornehm zurückhielten. Wir waren uns - auch ohne Worte - darüber im klaren, dass es so nicht funktionierte. Irgendetwas funktionierte nicht. Die Zeit verging und innerhalb der Weiterbildung erfuhr ich von einer Hand voll systemischer Methoden. „Alles schön und gut“ - dachte ich mir. Theoretisch. Aber was ist mit der Praxis? Ich konnte all die reizvollen Ansätze in meinem Arbeitsalltag, mal ausgenommen der grundsätzlich respektvollen Haltung gegenüber eines Menschen, nicht anwenden. Innerlich war ich voller Tatendrang, doch endlich auch mal die Wirkung zu erleben, zu sehen, dass es funktioniert. Genogrammarbeit, zirkuläre Fragetechniken, Reframing waren nur einige Stichworte, die in meinem Kopf herum geisterten. Doch dann sollte ich meine - beziehungsweise - wir sollten unsere Chance bekommen."Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:05

Thursday, December 9, 2010

systemmagazin Adventskalender: Einfach sein

Von Klienten zu lernen heißt immer auch, ihnen wirklich zu begegnen und die eigenen professionellen Filter und Einstellungen kritisch zu betrachten. Sabine Klar aus Wien tut das mit einer besonderen Eindringlichkeit und Radikalität. Über die Schwierigkeiten, die das mit sich bringt, aber auch von der damit verbundenen Erleichterung handelt ihr Text für den heutigen Adventskalender: "Als ich einmal mit zwei wilden Kindern angeblich kluge und wichtige Dinge bereden sollte, kam ich mir auf meinem Sessel hockend, besonders peinlich vor und deshalb setzte ich mich wirklich auf den Boden, kroch mit ihnen herum, berührte sie, wenn mir danach war und wartete bis sie mir auf ihre Art etwas „sagten“. Mit den etwas erstaunten Eltern dieser Kinder redete ich „von unten herauf“, das fühlte sich für mich sicherer und echter an und brachte sie angesichts meiner Unbeweglichkeiten zum Lachen. Sie konnten sich anschließend mehr akzeptieren und ihre Kinder fragloser gern haben. Viele meiner KlientInnen haben mir in der letzten Zeit beigebracht, dass ich nicht wissender, klüger, gebildeter, geschickter, gesünder, weiser sein muss als ich halt bin, denn schließlich geht es in dem therapeutischen Geschehen ja gar nicht um mich."

Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:07

Wednesday, December 8. 2010

systemmagazin Adventskalender: Ich bin die glücklichste Frau der Welt! Oder: Das wirklich Wichtige findet außerhalb der Supervision statt

Ruppert Heidenreich beschreibt im heutigen Adventskalender eine Erfahrung, die den meisten von uns nicht fremd sein dürfte: "Ich war junger Supervisor, hatte gerade meine Ausbildung beendet und war seit etwa drei Jahren als Supervisor tätig. Durch meine Erfahrungen als Supervisor hatte ich bereits gelernt, dass jeder Prozess anders war und dass die klassischen Lösungswege, wie wir sie in der Ausbildung erprobt hatten, nicht immer so reibungslos funktionierten. Trotzdem hatte ich den Anspruch, dass am Ende einer Supervision eine brauchbare und tragfähige Lösung stehen sollte. Und ich war immer wieder maßlos enttäuscht, wenn die Supervisandin oder der Supervisand zwar mehrere Lösungen gefunden hatte, aber keine verwirklichen wollte. Ich hatte dann das Gefühl, gescheitert zu sein, nicht professionell genug gearbeitet oder etwas übersehen zu haben: „Habe ich die Supervisandin oder den Supervisanden nicht genügend unterstützt oder gar daran gehindert, die wirklich beste Lösung zu entwickeln?“. Dass man von Klienten auch lernen kann, Vertrauen in ihre eigenen Lösungen zu entwickeln, zeigt seine Geschichte. Zum Adventskalender..."

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:05

Tuesday, December 7. 2010

systemmagazin Adventskalender: Von Cassandra lernen

Auftragsklärung ist in der systemischen Therapie so etwas wie die Wandlung in der katholischen Liturgie. Hat man den Auftrag klar, macht das einen Unterschied, der einen Unterschied macht, und hinterher ist es anders als vorher. Allerdings ist es manches Mal ausgesprochen schwierig, einen Auftrag zu formulieren, ja womöglich sogar einem Prozess im Wege stehen, in dessen Verlauf es erst darum geht, sich darüber Gewissheit zu verschaffen, was überhaupt "der Fall ist". Und kann und will man das aushalten? Wenn man also selbst nicht richtig versteht um was es geht, es aber doch um etwas so wichtiges zu gehen scheint, dass man eine Fortsetzung vereinbart? Dörte Foertsch berichtet von einer Arbeit mit einer Klientin, in der es um die Frage ging, ob man sich in Hinblick auf eine lebensverändernde Frage eine Gewissheit verschaffen oder lieber darauf verzichten sollte - verbunden mit der eigenen Ungewissheit, ob man die Klientin verstehen könne oder nicht: "Die Frage, ob ich sie verstehen könne und die Möglichkeit, dass ich sie eventuell enttäuschen müsse, war dabei ständig im Raum. Das Nichtwissen über die Möglichkeit, hilfreich zu sein und etwas verstehen zu können, war Bestandteil der Gespräche geworden, entgegen aller Ideen, doch erstmal den Auftrag zu klären und ein Anliegen der Klientin herausfinden zu sollen. Im Nachhinein bedacht war dies vielleicht die Voraussetzung für das eigentliche Thema." Das Offenhalten dieser Frage führte dazu, dass die Klientin eine Lösung für sich (er) fand, von der auch die Therapeutin etwas lernte. Zum heutigen Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:05

Monday, December 6. 2010

systemmagazin Adventskalender: Eine letzte Frage

Um Therapie erfolgreich machen zu können, braucht es auf Seiten der TherapeutInnen funktionierende Selbstwirksamkeitsannahmen. Die Zuschreibung von Therapieerfolg auf eigenes professionelles Handeln ist eine Quelle immer wiederkehrender Freude und Zufriedenheit. So wie es Erfolgskonstruktionen auf Seiten der TherapeutInnen gibt, haben natürlich auch KlientInnen ihre eigenen Vorstellungen, was hilfreich gewesen ist. Bei Fragen nach den Gründen für eine erfolgreiche Veränderung kann also auch mit überraschenden Antworten seitens der Klienten gerechnet werden (was nicht unbedingt heißen muss, dass diese Konstruktionen von vorneherein überlegen sein müssen). Rudolf Klein hat jedenfalls für das heutige Adventskalender-Türchen aus einer erfolgreichen Therapie zu berichten, bei der es hinsichtlich der Erfolgsfaktoren doch etwas von der Klientin zu lernen gab. Zum heutigen Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:05

Sunday, December 5. 2010

systemmagazin Adventskalender: Lichtung

Mit einem etwas pessimistischen Unterton beginnt Wolfgang Loth den Text zu seinem Adventskalendertürchen: „Früher“ (once upon a time...) war Advent einmal die „dunkle Zeit“, die Zeit der Erwartung, des Wartens auf Licht und Erleuchtung, womöglich Erlösung. Kalender, um das noch zu sagen, machen erst dann Sinn, wenn sie sich auf eine festgelegte Zeitspanne berufen können. Kalender zählen ab. Ein Kalender zum Advent nun könnte also hoffen lassen, dass am Ende etwas Erhellendes herausgekommen sein wird, ein Beispiel für outputorientierte Erwartung, sozusagen." Auch heute könnte es sich, so Wolfgang Loth, womöglich wieder um eine dunkle Zeit handeln. Aber eine Geschichte gibt es dennoch...Zum heutigen Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Saturday, December 4. 2010

systemmagazin adventskalender: Eine Kleinigkeit

Zu einem Termin zu spät kommen ist immer mehr als unangenehm, zumal man selbst eine wichtige Rolle bei diesem Termin zu spielen hat. Aber auch hier sind Überraschungen möglich. Stephan Baerwolff aus Hamburg, Diplom-Psychologe und Psychologischer Psychotherapeut, der seit 1980 in einer kommunalen Erziehungsberatungsstelle in Hamburg tätig und seit langem auch Lehrtherapeut des ISS in Hamburg ist, steuert eine Geschichte zum systemmagazin-Adventskalender bei, in der sein zu spät kommen sich überraschend als vertrauensbildende Maßnahme herausgestellt hat - auch das etwas, was man von Klienten lernen kann. Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Friday, December 3. 2010

systemmagazin Adventskalender: Sie!!!

"Was ich in meiner Ausbildung immer gelernt hatte war, Vorsicht und nochmals Vorsicht. Ich hatte gelernt, wie bewusst mir mein Handeln sein sollte und welche Wagnisse wie wirken. Höre auf dich, lass dich ein, jeder Mensch ist anders. Gefühle sind eben etwas, was der Patient zwar mitbringt, womit er aber nicht umgehen kann, woran er vielleicht gelitten hat und was er lernen will zu verstehen oder zu ändern. Wertschätzung, Wertschätzung! Halleluja. Nun hatte ich vor vielen Jahren einen Patienten auf den dies, wie ich meinte, besonders zutraf..." So beginnt der heutige Beitrag für den systemmagazin-Adventskalender von Katrin Richter aus Laboe. Zum vollständigen Text...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Thursday, December 2. 2010

systemmagazin adventskalender: BMW-Korken und Küchenstuhlgespräche

Heute finden Sie im systemmagazin-Adventskalender einen Beitrag von Hartwig Hansen, der als Lernerfahrung im Umgang mit Klienten gut in Erinnerung hat, wie man auch in Fettnäpfchen treten kann: "Beratung ist ein hochsensibles Geschäft. Klar. Und die Sache mit dem Ankoppeln und alle mit ins Boot holen – auch klar. Dabei schön authentisch bleiben und vielleicht auch mal eine Prise Humor zur Auflockerung – kommt meistens gut an. Mit ein bisschen Übung klappt das ja auch schon ganz passabel über die Jahre. Vielleicht auch gerade deshalb sind mir die Fettnäpfchen-Situationen, in denen ich beim Ankoppeln und Nachfragen haarscharf danebenlag, besonders im Langzeitgedächtnis geblieben."Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Wednesday, December 1. 2010

systemmagazin Adventskalender: Eine Sprache jenseits von Sprache finden

Adventskalender zum fünften! Wie schon im vergangenen Jahr hat auch dieser Adventskalender einen ungewissem Ausgang...Wie auch die letzten Male habe ich Kolleginnen und Kollegen, Leserinnen und Leser eingeladen, eine persönliche Geschichte zum Adventskalender beizusteuern. In diesem Jahr geht es um die Frage, was wir von Klienten lernen und lernen konnten. Trotz vieler spontaner e-Mails von vieler Leserinnen und Leser, die sich über dieses Thema gefreut haben, ist der Kalender - wie schon im vergangenen Jahr - erst zur Hälfte gefüllt. Aber auch im vergangenen Jahr hat es ja wunderbar funktioniert. Immerhin wird bei entsprechend vielen Einsendungen der Kalender auch über den 24.12. hinaus laufen, es wird also kein Beitrag unberücksichtigt bleiben. Ich freue mich, wenn Sie, liebe Leserinnen und Leser, die beiden letzten Wochen des Kalenders noch auffüllen:-)! Und wenn nicht, dann haben wir halt einen abgebrochenen Adventskalender Heute starten wir mit Haja Molter und Karin Nöcker aus Köln mit einem Beitrag über die "Sprache jenseits von Sprache".Zu ihrem Beitrag...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, February 7. 2010

Die Interkulturelle Entwicklung des Systemischen Feldes

Tom Hegemann hat für die Zeitschrift für systemische Therapie und Beratung 2009 Eia Asen zur interkulturelle Entwicklung des Systemischen Feldes befragt. "In diesem Interview beschreibt Eia Asen die von ihm beobachteten Unterschiede zum Umgang mit interkulturellen Fragestellungen in den Systemischen Feldern in Großbritannien und Deutschland. Aus Deutschland stammend ist er als Praktiker, Lehrer und Autor seit 35 Jahren bestens mit dem systemischen Feld in Großbritannien vertraut. International bekannt wurde er mit dem Konzept der von ihm und seinem Team entwickelten Multifamilientherapie, das er auch in Deutschland vielfach vorgestellt hat. Eia Asen und sein Zentrum haben immer einen spezifischen Fokus auf die interkulturelle Ausrichtung der therapeutischen Arbeit gelegt. Daher ist er wie kein anderer geeignet, Vergleiche zwischen diesen beiden Ländern zu ziehen." Das Interview ist mit freundlicher Erlaubnis des verlagess modernes lernen jetzt auch im systemmagazin zu lesen. Zum vollständigen Text...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 12:13

Sunday, January 24. 2010

Kluge & Luhmann: Liebe als Passion

Es ist doch schön, sich immer wieder von youtube überraschen lassen zu können (wobei eben keine Gewähr besteht, ob die Videos auf Dauer zu betrachten sind). Jedenfalls findet sich auf diesen Videos ein interessantes Gespräch zwischen dem Gesprächskünstler (u.a.) Alexander Kluge und Niklas Luhmann über dessen Buch "Liebe als Passion", irgendwie merkwürdig (im zweiten Teil)mit einer Sendung über das Thema "Ökologie" zusammengeschnitten, die mit Kluge auch nix zu tun hat. Wie auch immer, zuschauen macht Spaß!

Posted by Tom Levoid in Beiträge, Personen at 00:00

Monday, December 28. 2009

Adventskalender komplett

Ich möchte an dieser Stelle allen Autorinnen und Autoren danken, die zum diesjährigen Adventskalender ihre Erinnerungen an die Maueröffnung vor 20 Jahren beigetragen haben! Sie finden das Gesamtverzeichnis ihrer Texte ab sofort im Menü unter Beiträge/Mauerfall 1989 hier...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 14:31

Friday, December 25. 2009

Frohe Weihnachten!

An dieser Stelle möchte ich mich ganz herzlich bei allen Autorinnen und Autoren bedanken, die mit ihren Geschichten zum diesjährigen Adventskalender beigetragen haben! In der Hoffnung, dass Ihnen der vierte Advents-Kalender im systemmagazin genauso viel Spaß gemacht wie mir, grüße ich Sie herzlich und wünsche Ihnen allen schöne Feiertage. Tom Levold

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Thursday, December 24. 2009

Adventskalender: Fern sehen und doch so nah!

Obwohl politisch bestens informiert, war ich auf die Öffnung der Mauer schlicht und einfach nicht vorbereitet: "Auf dem Bildschirm war eine Menschenmasse zu sehen, die sich vor und auf einer Mauer tummelte, die Ähnlichkeiten mit der Berliner Mauer hatte, offensichtlich euphorisiert, mit Sektflaschen in der Hand, aber eindeutig nicht mein Video-Band. Nach mehrmaligem Hin- und Herschalten erfasste mich eine Ahnung, dass es sich hier nicht um eine Inszenierung handelte, sondern um aktuelle Nachrichten. Ähnlich ungläubig habe ich 12 Jahre später am 11.9. auf die Bildschirme in der Kölner U-Bahn gestarrt und erst zuhause glauben wollen, dass das, was ich da sah, Realität und nicht Fiktion war. Meine plötzlichen, für mich völlig überraschenden Tränen und mein Unvermögen, mit dem Seminar wie geplant zu starten, verdanktem sich einem Gefühl von Überwältigung, dem Gefühl, schockiert zu sein von einem Ereignis, das der Kognition sozusagen längst als fällig vor Augen stand, vom Affekt aber bislang als ausgeschlossen angesehen wurde. Dass die Wirklichkeit meiner Phantasie so weit vorauszuweichen imstande war bzw. dass ich mit meinen Erwartungen der Realität so weit hinterhergehinkt war, beschämte mich. Immerhin war die aufgeladene Atmosphäre in der DDR, in Ungarn und in der CSSR seit Wochen beherrschendes Thema in den Medien gewesen."Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:54

Wednesday, December 23. 2009

Adventskalender: Von innerer Mauer und schlechtem Gewissen

Nun wird der Adventskalender doch noch voll! Cornelia Tsigotis aus Aachen sorgt trotz schwerer Erkältung für das Türchen zum 23.12., obwohl Aachen ganz ganz weit weg von Berlin war: "Ich gebe zu, für die Größe des geschichtlichen Moments sind meine Erinnerungen an den Abend des 9. November etwas dürftig. Viel spannender fand ich die Frage, mit der Tom zum Adventskalender einlud: Wann fiel die innere Mauer? Woraus besteht die eigentlich? Ich, ich habe doch keine innere Mauer?!?! Meine innere Mauer bestand eher aus „nichts“, oder aus „wenig“: wenig damit zu tun, immer wenig Menschen in der DDR gekannt, keine Verwandten gehabt, nur ganz entfernte, die mich mal als ich 12 Jahre alt war, für einen Nacht gegen ihre Tochter eintauschen wollten, damit die in Westberlin ihre Großmutter sehen konnte. Ich hatte Schiss und war froh, einen Kopf größer zu sein als Sigrid und darüber, dass mein Passbild keinerlei Ähnlichkeit bot, so dass der Plan fallen gelassen wurde." Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Tuesday, December 22. 2009

Adventskalender: Wie ich mal beim Formulieren half!

Was kaum jemand weiß: der Kofürst von Andorra, Nicolas Sarkozy, ist nicht nur einer der bedeutendsten Männer der Weltgeschichte, sondern hat auch maßgeblichen Anteil an der Öffnung der Mauer und der deutschen Wiedervereinigung. systemmagazin freut sich, nach langem Zureden von Carla Bruni einen Exklusiv-Beitrag des berühmtesten Mauerspechtes der Welt präsentieren zu können: "Mon Dieu! Jeder Mensch in Allemagne weiß ja nun, dass ich als Erster am 9.11.1989 begonnen habe, mit einer Spitzhacke die Mauer zu zerlegen, und zwar von der Ostseite Berlins, wie zahlreiche Fotos belegen. Als zukünftigem Präsidenten eines Volkes, das 200 Jahre zuvor das ancien régime auf den Abfallhaufen der Geschichte geworfen hat, hat mich damals schon gewundert, dass die Deutschen nicht von selbst auf diese Idee gekommen ist. Wahrscheinlich haben alle auf eine Abrissgenehmigung gewartet. Allons enfants! So lag es an mir, ein wenig Entwicklungshilfe zu leisten. Und wie Sie sehen, hat meine Initiative solchen Erfolg gehabt, dass mittlerweile von der Mauer gar nichts mehr zu sehen ist. Das ist aber nur die eine Hälfte der Geschichte." Sie wollen die andere Hälfte auch wissen? Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge, Fun at 00:00

Monday, December 21. 2009

Adventskalender: Vom Glück lässt sich leichter erzählen

Cornelia Hennecke hat die Maueröffnung am 9.11.1989 in Ostberlin erlebt: "Ich gehörte nicht zu denen, deren Weg dann in dieser Nacht nach Westberlin führte. Das passierte erst am 11. November 1989 und ich erinnere mich an eine Fülle unterschiedlichster Erlebnisse: nach den ersten Schritten in den Westen stand z.B. auf der Westberliner Seite der Bornholmer Brücke ein Truck, von dem (tonnenweise) Kaffeepäckchen und Bananen in die Massen geschmissen wurden. Das fand ich so beschämend, dass ich eigentlich am liebsten gleich wieder umgekehrt wäre. Als wir dann viel später das Brandenburger Tor von der für uns unbekannt Seite vor uns sahen, berührte mich dann doch die Idee sehr, eine wie auch immer – zumindest für uns Deutsche - bedeutsame Zeit mitzuerleben. Zwischen diesen beiden markierten Empfindungen gab es von nun an bis heute sehr unterschiedlich erlebte und empfundene Erfahrungen mit deutsch-deutscher Geschichte." Gemischte Erfahrungen also (was sonst), von denen sie für den systemmagazin-Adventskalender in ihrem schönen Beitrag aber nur die Glücklichen preisgibt. Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, December 20. 2009

Adventskalender: Das große Beben

Wolfgang Traumüller war im Herbst 1989 auf einer Chorreise in Kalifornien und erlebte dort das Loma-Prieta-Erdbeben hautnah mit. Einige Zeit später bekam er das deutsche Beben über die Medien mit. Für den systemmagazin-Adventskalender hat er darüber einen eindrucksvollen Beitrag geschrieben: "Eines Abends, als wir auf CNN in die Nachrichten schauten, begriff ich zuerst gar nicht, um was es ging. Strömende, nein hastende Menschenmengen, Autos, Aufregung, Zäune, die fielen, Leute, die auf Betonmauern saßen, hinauf und hinüber kletterten, hämmerten, meißelten, darauf tanzten, Teile bunt anmalten, sie umwarfen... Verrückte, ausgelassene und aufgelöste Stimmung. Bis ich im Kopf begriff, daß das zu Hause war, was meine Augen da sahen, dauerte es eine Weile. Politische Reden und Versprechungen der Großen und Dicken. Männer zumeist. Menschliche Reaktionen bei den Kleinen, Grauen und Frauen. Tränen von Ergriffenheit und Freude über eines der offenbar schönsten aller Enden, vom Schmerz der Erinnerung, Umarmungen, innerer und äußerer Bewegung, Rennen und Laufen. Und für mehr, als es vielleicht zugeben, auch von Entsetzen. Wie denn nun weiter?! Am fassungslosesten die Grenzwächter der NVA. Für viele war nun Schicht im Schacht. Mehr als eine Brücke und Häuser waren hier zusammen gebrochen. Eher so etwas wie eine Welt. - Auch wir schrien uns entgeistert und ungläubig an, ob es das war, was wir da sahen? Es war wohl so. Und es dauerte, bis auch wir uns etwas erholt hatten von dem, was da in endlosen Variationen unter mächtigen Wortsalven der Kommentatoren über den Bildschirm ging, und von dem vielen und hochprozentigen Bourbon, der uns beim Verdauen half. Ich mag eigentlich gar keinen Whiskey. Aber Begreifen braucht Zeit. Eher hilflos fingerte der Geist an den Eindrücken herum, bis das alles für uns wirklicher wurde". Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:12

Saturday, December 19. 2009

Adventskalender: Sushi in San Francisco, La Palma und ein weiblicher Friseur aus Ost-Berlin

Wie offenbar viele der diesjährigen Adventskalender-Autoren war auch Lothar Eder am 9.11.1989 im Ausland, nämlich urlaubshalber auf La Palma und weit weit weg von der Mauer: "Der 9. November 1989 ließ für uns vom Mauerfall nichts ahnen und Mobiltelefone gab es damals noch nicht. Am 10. November erschien vormittags die aus Berlin stammende Besitzerin der Anlage mit einem Karton voller Piccolofläschchen, die sie an alle Bewohner mit der frohen Botschaft "die Mauer ist offen" verteilte. Ungläubig hörten wir die Worte und ließen uns alles mehrmals erzählen, was unsere Vermieterin selbst nur als schmale Nachricht über ein Telefonat mit Deutschland und von einigen kurzen Berichten aus dem spanischen Fernsehen wußte."Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Friday, December 18. 2009

Adventskalender 2009: Der Rabe, der Löwe und die Mauer

Arist von Schlippe befand sich in einem Selbsterfahrungsseminar mit Peter Heini, in dem er über den Einsatz von kleinen Objektskulpturen neuen Zugang zu wichtigen Objekten seiner Geschichte bekommen hatte, während in Berlin die große deutsch-deutsche Skulptur LÖcher bekam. (Und speziell für Dich liebe Cornelia: Es fehlen noch drei - und gute Besserung Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Thursday, December 17, 2009

Adventskalender: Mauerfall in Estoril

Annette Kreuz lebt und arbeitet seit 1978 in Valencia (Spanien) als Psychologin und systemische Therapeutin, hat aber in Dortmund ihre Wurzeln. Hierzulande ist sie für ihre Tätigkeiten als EFTA-Vorstandmitglied wie auch als Generalsekretärin der EFTA bekannt geworden. Die Maueröffnung hat sie in Spanien mitbekommen, während einer Schulpflegschaftsversammlung - ihre kurze und prägnante Schilderung dieser Erinnerung lesen Sie hier...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Wednesday, December 16. 2009

Adventskalender: Mitten drin und doch verschlafen

"Während wir so 'nach drüben' schauten, fragte mich Rosemary, was ich denke, wie lange diese unsägliche Grenze denn noch stehen bleibt? Ich antwortete, dass ich letzte Woche noch gesagt hätte: so ca. 50 Jahre, aber nachdem ihnen die Einreise nach Ostberlin verweigert wurde, könnte ich auch sagen: noch 100 Jahre. Oder auch gar nicht mehr lange. Alles scheint möglich. - Wir verbrachten dann noch einen schönen Tag gemeinsam und ich hörte viel später von den Kollegen in Ost-Berlin, wie sie umsonst gewartet hatten. Der 9. November war ein langer Arbeitstag, an dem ich sehr spät das BIF verließ und zu Hause nur noch ins Bett fiel. Da ich oft durch den Grunewald nach Hause fuhr und die Innenstadt nicht streifte, sah ich auch nichts Ungewöhnliches unterwegs. Ich sah auch keine Nachrichten mehr." So schildert Ulrike-Luise Eckhardt, Mitbegründerin des BIF in Berlin, ihren neunten November, den sie mit Rosemary Whiffen vom Tavistock Institute in Berlin verbrachte. Überrascht wurde sie dann am 10.11. früh durch die Nachrichten - und dann ging's los. Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Tuesday, December 15. 2009

Adventskalender: Winterwanderlandschaft

Mit der Öffnung der Mauer setzte eine große ambulante Wanderungsbewegung Richtung Westen ein, aber es gab auch ein paar Mutige, die bereit waren, in die andere Richtung zu gehen, so auch Edelgard Struß, die am Sonntag nach dem 9.11.1989 mit drei Männern aus Frankfurt am Main in die Rhön zum Wandern fuhr und dann durch ein unvermutetes Gartentor in der Grenzanlage auf den speziellen Grenzstreifen der DDR stieß, was zum Wandern einlud, aber gleichzeitig die Frage aufwarf, ob man wohl auch wieder heil zurückkommen würde - man weiß ja nie...Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, December 13. 2009

Adventskalender: Vom Mauerfall und Mauersteinen, Appelwoi und Argentinien, Vanilleeis und Vermischtem oder schlicht „Hommage an Martín“

Ganz weit weg von Deutschland war Lisa Reelsen aus Esslingen, Ausbilderin von Lehreranwärter/innen und Systemische Beraterin SG mit Ausbildung am Wieslocher Institut für Systemische Lösungen, im Jahre 1989 - nämlich in Argentinien, wo sie im Rahmen eines "Sonderprogramms für arbeitslose Lehrer in Lateinamerika" einige Zeit an einer kleinen Schule mit deutscher Abteilung beschäftigt war. Aber auch hierhin drang die Nachricht über die Maueröffnung in Berlin, über einen Schüler, der schon öfter mit phantastischen Entschuldigungen für seine Verspätung Furore gemacht hatte. Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Saturday, December 12. 2009

Adventskalender: 1989 - ein dreifach klärendes Jahr

Für Kurt Ludewig war 1989 ein Jahr, in dem sich nicht nur Privates ordnete, sondern auch sein Verhältnis zu Deutschland und zu Chile gleichermaßen, dessen Klärung ihm als Doppelstaatsbürger in gewisser Weise schon 1942 aufgegeben worden ist. Der Mauerfall hat zu dieser Klärung beigetragen: "In Chile hatte der Frühling begonnen, in Deutschland der Herbst. Wie an jedem anderen Tag stellte ich mich abends auf einen geruhsamen Fernsehabend neben meinem schnarchenden alten Vater ein; es waren meine letzten Urlaubstage vor der Rückkehr nach Deutschland. Beim darüber Erzählen muss ich mich unwillkürlich an den guten Steve de Shazer und an seine Wunderfrage erinnern: Angenommen, über Nacht geschieht ein Wunder und das Problem verschwindet, woran merkt man das am nächsten Tag? Anders formuliert: Angenommen, über Nacht fällt die Mauer und die DDR, eigentlich der ganze Ostblock fängt an zu bröckeln, woran merkt man das am nächsten Tag?"Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Friday, December 11. 2009

Adventskalender: Aus dem Dunkeln

Vratislav Strnad ist Systemischer Therapeut der ersten Stunde in der Tschechoslowakei gewesen und hat großen Anteil am Aufbau der systemischen Szene in seinem Land in den 90er Jahren gehabt. Schon vor dem Mauerfall hatte er Kontakte nach Berlin und hat die Zeit um die Maueröffnung aus einer ganz besonderen Perspektive erlebt: "Niemand von uns ahnte damals, dass in so kurzer Zeit alles anders sein wird. 1988, als ich das erste Mal in Berlin war, hatte ich – ebenfalls kurz vor meiner Rückreise in den „Osten“ den Film von Milos Forman „Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins“ gesehen, der nach der Vorlage von Milan Kundera gedreht wurde. Die sehr bewegte Atmosphäre im Saal hatte mich sehr berührt, weil ich mich auf einmal ganz intensiv (nicht nur in der Folgezeit, sondern bis heute überdauernd) als jemanden erleben konnte, der „nicht mehr im Dunkel leben muss“, wenn er so innig mit den Leuten (damals aus Westberlin) verbunden war. Auch wenn ich noch jahrelang im Dunkel leben müsste..."Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Thursday, December 10. 2009

Adventskalender: 09. November 1989 oder wie ich einmal Rita Süßmuth vertrat

Den 9.11.1989 verbrachte Michael Wirsching in Gießen, wohin er nach seiner Heidelberger Zeit bei Helm Stierlin gewechselt war: "Zu jener Zeit hatte ich mit Horst Eberhard Richter die Jahrestagung des Deutschen Kollegiums für Psychosomatische Medizin in Gießen auszurichten mit dem Thema „Neues Denken in der Psychosomatik“, eine deutliche Anspielung auf die zu dieser Zeit heiß diskutierte russische Perestroika. Viele DDR-Kollegen waren eingeladen, durften jedoch, mit wenigen Ausnahmen, nicht kommen. Für den 10. November war Rita Süßmuth, die damalige Bundestagspräsidentin, mit einem öffentlichen Vortrag angekündigt, um über Familie und Gesellschaft zu sprechen. Dann überschlugen sich die Ereignisse."Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Wednesday, December 9, 2009

Adventskalender: 18 Monate später

Nicht immer erschließen sich bedeutsame Ereignisse sofort. Vor allem dann nicht, wenn man weiter weg wohnt. Rudolf Klein aus Merzig im Saarland war weit genug weg: "Ich schämte mich, weil ich an diesem Abend vor 20 Jahren alleine zu hause saß, im Fernsehen die Veränderungen sah und lediglich eine Art von Verwunderung, eher ein Gefühl leichten Bedauerns spürte. Ich war damals verwirrt. Keine Spur von Freude oder Erleichterung. Ich sah die Freudentränen der Menschen, hörte den Jubel und all das, was alle anderen auch sehen konnten - und es berührte mich kaum. Auch in der Zeit danach erschienen mir dieses Nationalgefühl und das Absingen der Nationalhymne befremdlich." Was sich änderte, als er eine Einladung zur einem Workshop in Polen bekam und plötzlich auch eine Erfahrung in und mit Ostdeutschland machen konnte.Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:17

Tuesday, December 8. 2009

Adventskalender: Die Wende 1989 oder Ende einer Dienstfahrt

Mit der Maueröffnung hatte an diesem Abend wohl niemand gerechnet - man wurde an allen möglichen Orten von ihr überrascht. Ruppert Heidenreich, ehemaliger Beamter im Schulwesen und systemischer Supervisor in Aachen, erlebte die zunehmend aufwühlenden Berliner Szenen am Autoradio, zum Ende einer Dienstfahrt durch das dunkle Nordrhein-Westfalen: "Wieder eine neue Meldung auf irgendeinem Radiosender: das DDR-Fernsehen bestätigt zwar die Ausreisemöglichkeiten für DDR-Bürger, aber es müssen Anträge gestellt und genehmigt werden. Also doch alles nur ein Sturm im Wasserglas? Da verändert sich doch nichts! Meine Stimmung kippt aus der Euphorie in eine verhaltene Depression. Alles vergeblich? Wieder nur, wie in den vergangenen Tagen, Nachrichten ohne Wert?" Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levoid in Beiträge at 00:00

Monday, December 7. 2009

Adventskalender: Desserkreationen ohne Helm Stierlin

Barbara Schmidt-Keller, Lehrtherapeutin bei der Saarländischen Gesellschaft für Systemische Therapie und am Wieslocher Institut für systemische Lösungen, hatte am 9.11.1989 die angenehme Pflicht, Helm Stierlin, der als Hauptreferent eines Symposiums in Homburg zu Gast war, nach dem bewältigten Arbeitstag zu einem angemessenen Sterne-Essen auszuführen. Es kam dann doch ganz anders als erwartet. Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, December 6. 2009

Adventskalender: Mauerfall und Reichspogromnacht

Der Tag der Maueröffnung ist heute ein Gedenktag, allerdings ist der 9.11. schon lange ein Datum, das in der deutschen Geschichte eine Rolle spielt, und an dem historische Ereignisse gedacht wird - so auch 1989 von Christoph Schmidt-Lellek: "Diese Tage habe ich in prägnanter Erinnerung, weil ich mich mit einer ganz anderen unüberwindlich erscheinenden „Mauer“ befasst habe, nämlich der zwischen Juden und Deutschen. Es war die zweite Wuppertaler Tagung zum Holocaust, veranstaltet von der Universität Wuppertal in Zusammenarbeit mit dem israelischen Psychologen Dan Bar-On, Professor an der Universität Beer-Sheva. Daran teilgenommen haben u.a. etliche Mitglieder einer Dialoggruppe zwischen Kindern von Holocaust-Opfern und Kindern von Nazi-Tätern, die Bar-On ins Leben gerufen hat. In dieser außerordentlich dichten und spannungsreichen Atmosphäre war die Erinnerung an die genau 51 Jahre zurückliegende „Reichspogromnacht“ als Beginn der handfesten Judenverfolgung und -vernichtung sehr präsent." Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Saturday, December 5, 2009

Adventskalender: Sichtvermerke

"Mein Pass wurde am 22. November 1989 ungültig, wenn er nicht verlängert würde. Ich hätte aber schon im Sommer 1989 einen neuen Reisepass beantragen müssen, die Seiten für die Sichtvermerke/Visas waren erneut bis auf die letzte Seite voller rechteckiger Stempel in schwarz-grün, rotblau, grünblau, braun, gelbblau oder schlicht schwarz, mit Namen wie Staaken, Marienborn, Drewitz, Horst, Schwanheide, Frankfurt/Oder, Wartha, Görlitz und DDR 087, 188, 069 Transit oder wie auch immer voll und so also aufgebraucht. Auch der 9. November 1989 war ein Tag, an dem ich es erfolgreich vermieden hatte, einen neuen Reisepass zu beantragen. Wenn man gegen die Übellaune dieser großmütigen DDR-Grenzbeamten andiskutierte, weiblicher Charme half nur wenig, bekam man ja immerhin für die Transitstrecke lose Blätter in den Reisepass gelegt, auf denen die Stempel sogar etwas farbenfroher als auf den grünen BRD-Seiten wirkten. Welchem Rhythmus die Farben und Nummerierungen folgten, ist eines der vielen Rätsel, die die damalige DDR mit in ihr Grab genommen hat." So beginnt Dörte Foertsch ihre Reflexion der Berliner Zeit vor und nach dem Mauerfall, der auch für sie und ihre Arbeit als Lehrtherapeutin in Berlin nachhaltig verändert hat. Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:04

Friday, December 4. 2009

Adventskalender: Vorfall (Eine Art Zitat des Tages)

"Eigentlich wollte ich mich diesmal nicht beteiligen am Adventskalender. Was hätte ich zum Thema zu sagen als Bewohner einer einmal Bonner Republik, was könnte ich anderes beisteuern als bestenfalls sympathisierende Anekdoten? Natürlich weiß ich noch, wo ich war, als ich vom „Mauerfall“ erfuhr, von eröffneter Entgrenzung: ich wollte gerade von der Arbeit nach Hause fahren als ich im Autoradio davon hörte. Ich bin zurückgelaufen zu den KollegInnen in der Stelle und habe das Übliche gerufen - na was wohl... Und natürlich habe ich eher sentimental miterlebt, was dann zu sehen war auf dem Fernsehbildschirm. Und das innere Rauschen beiseite geschoben, wie das wohl wird nach dem Rausch", schreibt Wolfgang Loth - und hat dann ein Zitat aus einem Interview mit Herbert Wehner ausgegraben, in dem er sich Gedanken gemacht hat, was womöglich nach einer Wiedervereinigung an Bewahrenswertem in beiden deutschen Landesteilen bewahrt werden könne. Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levoid in Beiträge at 00:00

Thursday, December 3. 2009

Adventskalender: Mauerfall? Zwanzig Jahre in 45 Minuten

Nach der Maueröffnung hat Clemens Metzmacher, Dipl.-Psychologe und Ethnologe, der als Systemischer Therapeut und Berater heute in Bremen lebt und arbeitet, seinen Zivildienst in Ostdeutschland abgeleistet und ist der Bedeutung des deutsch-deutschen Themas auch für seine eigene Biografie auf die Spur gekommen - bis hin zur eigenen Familiengründung: "Mittlerweile lebe ich mit meiner „ost-sozialisierten“ Frau im Nordwesten Deutschlands. Auch sie hat eine „deutsch-deutsche Familiengeschichte“, die durch Flucht und Ausreiseantrag geprägt ist. Und gemeinsam erleben wir immer wieder, dass diese Geschichte und Geschichten einen Unterschied machen, dass wir in unterschiedlichen Kulturen groß geworden sind. Dass wir gelegentlich unterschiedliche Werte und Traumata mitbekommen haben. Und dass es immer wieder wichtig ist – wenn auch bisweilen mühsam - sich über diese Hintergründe auszutauschen, denn beide Seiten sind für uns beide äußerst relevant." Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Wednesday, December 2. 2009

Adventskalender - Direkt von der Arbeit...

... zur Berliner Mauer. Das war nicht Nicolas Sarkozy, sondern Hartwig Hansen, den am Abend des 9.11.1989 die Abenteuerlust packte und der seinen Freund überredete, am gleichen Abend noch nach Berlin zu fliegen: "Auf dem Stadtring zeigen wir ungläubig auf den ersten Trabbi: „Guck’ mal, das gibt’s doch nicht!“ Es ist wahr – die Mauer ist auf. Und da ist sogar ein DDR-Taxi ... 23:30 Uhr. Das Cafe „Perestroika“ am Kudamm wirbt für sein Frühstück „Gorbi & Raissa“, aber wir wollen kein Frühstück, wir wollen zur Mauer. Wir halten den Daumen raus. Auf der großen Nachrichtenwand Ecke Joachimsthaler Straße wird Helmut Kohl vorm Schöneberger Rathaus ausgepiffen. Vorm Europa-Center tanzt man auf der Straße."Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Tuesday, December 1. 2009

systemmagazin Adventskalender: 20 Jahre Mauerfall (letzter Aufruf an alle)

Zum vierten Mal präsentiert das systemmagazin einen Adventskalender, doch diesmal mit ungewissem Ausgang...Wie auch die letzten Male habe ich Kolleginnen und Kollegen, Leserinnen und Leser eingeladen, eine persönliche Geschichte zum Adventskalender beizusteuern, dieses Mal mit der Frage, wie wir den Fall der Mauer vor 20 Jahren erlebt haben, wie uns dieses Ereignis beeinflusst hat, was es uns an Erlebnissen, Begegnungen und Möglichkeiten eröffnet hat. Offenbar haben sich die Eingeladenen durch dieses Thema nicht so leicht ansprechen lassen wie in den vergangenen Jahren, da der Kalender erst zur Hälfte gefüllt ist. Vielleicht sind alle durch die Jubi-Nummer in den Medien schon übersättigt, vielleicht gab es aber auch Sorgen, ob und wie man angemessen darüber schreiben könne... Jedenfalls kann man eines sagen: die bislang eingegangenen Beiträge sind sehr persönlich und dürften auch Ihnen Mut machen, in Ihren Erinnerungen zu stöbern. Ich würde mich freuen, wenn Sie, liebe Leserinnen und Leser, die beiden letzten Wochen des Kalenders noch auffüllen (alles muss man heutzutage selbst tun)! Und wenn nicht, dann haben wir halt einen abgebrochenen Adventskalender Den Anfang macht heute Katrin Richter aus Laboe, die damals auf der Ostseite auf dem noch nicht ganz so schicken Prenzlauer Berg ganz nah am Mauerfall dran war, aber den historischen Moment dann doch verschlafen hat.Zu ihrem Beitrag...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Friday, February 20. 2009

RTL, Ehe-TÜV und Badewannen

"So, jetzt ist es so weit. Jetzt schreibe ich das mal auf, was für bemerkenswerte Anrufe ich mitunter entgegennehme – nein, nicht die von der Lottogesellschaft mit garantierter Gewinnchance beim Kauf eines Jahresloses zu 298,- Euro, und auch nicht die mit dem altruistischen Hinweis auf den günstigsten Handytarif („Wie hoch ist denn Ihre monatliche Telefonrechnung?“). Nein, und auch nicht die, die per Computerstimme einen ganz dringenden Rückruf zur Abholung eines Gewinns einfordern. Ich meine zum Beispiel folgenden von heute Nachmittag: „Guten Tag, ich heiße Erwin Lottemann und arbeite für die Fernsehproduktionsfirma media super. Wir sind auf der Suche nach der Vermittlung eines Paares, das seine sexuellen Probleme gerne mit Hilfe eines Paarberaters klären bzw. bearbeiten möchte. Haben Sie einen Moment Zeit?“ Ich frage: „Für welchen Sender wäre das denn?“ Die Antwort von Herrn Lottemann ist erfrischend direkt, andere drucksen da länger herum. Er sagt: „Für RTL.““ So beginnt die neue Glosse von Hartwig Hansen für das systemmagazin, und viele PaartherapeutInnen, die im Internet und im Buchladen zu finden sind, können sich an ähnliche Anfragen erinnern. Mitmachen muss man deshalb noch lange nicht. Und Hartwig Hansen macht Mut, nein zu sagen. Zum vollständigen Text...

Posted by Tom Levold in Beiträge, Fun at 00:00

Thursday, January 22. 2009

Eine Hoffnung, eine Chance für Versöhnung

Ferdusi spricht. O Welt! Wie schamlos und boshaft bist du! Du nährst und erziehest und tödtest zugleich. (Buch der Betrachtungen, J.W. von Goethe in „West-östlicher Divan“) Am Tag der ersten Bodenoffensive der israelischen Soldaten in Gaza durfte ich in Berlin ein Konzert des west-eastern divan orchestra mit dem Gründer und Dirigenten Daniel Barenboim hören und miterleben. Dieses Orchester ist einzigartig, es besteht aus jungen Musikern aus Israel, Palästina und den benachbarten arabischen Ländern. Israel und Palästina, eine nicht abreißende Abfolge von Kriegen, Besatzung, Gewalt und Terror. Dieses Orchester ist ein lebendiges und nicht zu überhörendes Beispiel dafür, wie wichtig kulturelle Begegnung und Austausch in Konflikt- und Krisensituationen werden. Der Name dieses Orchesters bezieht sich auf Johann Wolfgang von Goethe, der mit dem Islam erstmals in Berührung kam, als ein deutscher Soldat von einem Feldzug in Spanien einen Koran mit in die Heimat brachte, was Goethe noch im Alter von 60 Jahren veranlasste, arabisch zu lernen. Dabei entdeckte er den großen persischen Dichter Hafes, durch den er zu eigenen Gedichten inspiriert wurde, die als Sammlung „West-östlicher Divan“ 1819 erschienen. Das Orchester entstand aus der Idee heraus, israelische und arabische Musiker zusammenzubringen, um eine Brücke zwischen Kulturen zu schaffen, die gegenwärtig dabei sind, Feindschaften anstatt Freundschaften hervorzubringen. Die Geschichte des Orchesters begann in Weimar, der geistigen Heimat von Goethes und Schillers, Bach und Liszt, aber auch dem Standort von Buchenwald, dem Weimar nicht entkommen kann. Daniel Barenboim, geboren in Buenos Aires, und Edward Said, palästinensischer Literaturwissenschaftler, gründeten 1999 dieses Orchester und machten den Musikern durch ihre Zusammenarbeit immer wieder klar, dass Trennung und Segregation, ganz gleich ob zwischen Personen oder Völkern, nie dazu beiträgt, die Probleme, die sie entzweien, aus der Welt schaffen. Musik kann nicht ohne Leidenschaft und Emotionen entstehen, und wunderbarerweise sitzen Israelis und Palästinenser Seite an Seite vor einem Notenständer - mit dem gleichen Instrument in der Hand, mit derselben Bogenführung, demselben Klang und derselben Lautstärke, um einen einheitlichen Ausdruck zu Gehör zu bringen. Sie haben eine gemeinsame Sprache in der Musik gefunden, die den Vertretern der jeweiligen politischen Richtungen fehlt. Gerade die Tatsache, dass ein Staat wie Israel und eine politische Bewegung wie die Hamas keine gemeinsame Sprache im Sinne einer gegenseitigen Ankoppelung finden können, erschwert ja bislang die Möglichkeit von Verständigung. Eine Gründungsidee des Orchesters: Wenn Musiker in der Musik einen Dialog erschaffen, der davon lebt, sich und den anderen zu hören, finden sie ihn auch in ihren Worten miteinander wieder. Der Dialog zwischen Gefühl und Verstand kann allzu dogmatische religiöse Einstellungen aufweichen, dieses Orchester ist ein Beispiel dafür. Die Musiker setzen einen Kontrapunkt gegen die Monotonie religiösen Fanatismus und existenzieller Bedrohtheit. Das Orchester wird von der Barenboim- Said Stiftung unterstützt, die in Sevilla gegründet wurde. Andalusien ist ein gelungenes Beispiel für jahrhundertelange Koexistenz unterschiedlicher Kulturen. Die palästinensischen Musiker verdanken ihre Reisemöglichkeiten spanischen Pässen! Eine Welt öffnet sich über alle Grenzen hinaus, wenn ich diesem Konzert zuhöre. Ich erlebe dies in der Oper unter den Linden, aus Sicherheitsgründen abgesagt werden mussten Konzerte in arabischen Ländern, eins davon in Kairo. Das Sonderkonzert unter den Linden ist von meinem Wohnort im ehemaligen SO36 in Berlin Kreuzberg und eigentlich noch lebendigem SO nun in zehn Minuten zu erreichen - vor 1989 wären drei Tage nötig gewesen, um ein Visum zu beantragen, um durch die vor der Haustür gebaute Mauer zu gelangen. Als die Musiker die Bühne betreten, versuche ich mir vorzustellen, mit wem sie heute telefoniert haben, um danach zu fragen, wie es den Familien und Freunden wohl geht. Neben mir sitzt zur einen Seite meine jüdische Freundin, die mit ihrer Mutter in Haifa telefoniert hat und schon lange weiß, dass mein Großvater General bei der deutschen Wehrmacht war. Zur anderen Seite sitzt mein Freund, der nicht weit von hier auf der anderen Seite der Mauer lebte, und mit dem ich unsere nun gemeinsamen patch-work Kinder in ihr eigenes Leben begleitet habe. Sie spielen Ludwig van Beethovens 5. Sinfonie, eine Aufforderung, die gemeinsamen Akkorde und Kontrapunkte präzise zu spielen, und Brahms Vierte, eine choralische und auf religiösen Melodien aufgebaute Sinfonie. Im Programmheft ist ein Blatt mit einer Erklärung der Musiker: „Wir Mitglieder des west-eastern divan Orchestra sind überzeugt davon, dass es keine militärische Lösung für den israelisch-palästinensischen Konflikt gibt. Das Orchester ist ein Alternativmodell und keine Utopie. Jedem Orchestermitglied ist es erlaubt, seinen Blickwinkel zu ändern und ein tieferes Verständnis für den anderen zu entwickeln. Wir fordern den Verzicht auf jegliche Gewalt“. Das Konzert wird für mich als gelungenes Beispiel für den Umgang mit einem Konflikt in Erinnerung bleiben, der viel zu oft als unlösbar konstruiert wird, geschürt durch die auch sprachliche Oberflächlichkeit, wenn immer von den Israelis und den Palästinensern gesprochen wird. Dieses Orchester ist ein Beispiel für gelungene Friedensaktivität.

Posted by in Beiträge at 21:31

Wednesday, December 24. 2008

Liebeserklärung an meinen Analytiker

Anfang der 80er Jahre habe ich eine Psychoanalyse absolviert, die mein Leben nachhaltig verändert haben dürfte. Ob eine lösungsorientierte Kurztherapie den gleichen Effekt gehabt hätte, kann ich auch heute noch nicht glauben. Insofern ist das Adventskalender-Türchen vom 24.12. ein guter Anlass für eine Liebeserklärung an meinen Analytiker und mittlerweile verstorbenen Freund Endre Mohos. Darüber hinaus aber soll es aber auch den Blick darauf lenken, dass das Gelingen von Psychotherapien ungeachtet aller theoretischen und konzeptuellen Präferenzen ganz wesentlich von der Qualität der therapeutischen Beziehung und der gelingenden affektiven Rahmung durch die TherapeutInnen abhängt. Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:22

Tuesday, December 23. 2008

Ein doppelt zeitloses Erlebnis

Vom 29.9. bis zum 3.10.1980 fand in Erlangen, dem damaligen Hauptquartier der DAF (unter der Ägide des DAF-Vorsitzenden Karl Gerlicher, Leiter der Erlanger Erziehungsberatungsstelle, und von Jochen Harnatt, unermüdlicher Organisator und Karls rechte Hand), die zweite Jahrestagung der DAF statt, der ich gerade beigetreten war. Für mich absolutes Neuland und eine aufregende Gelegenheit, eine ganze Reihe von Personen kennenzulernen, die ich bis dahin nur aus der Lektüre des Kontext und der Familiendynamik kannte. Und wie es damals so ging, lernte man in atemraubender Geschwindigkeit schnell alle möglichen Leute aus nächster Nähe kennen. Was mich dabei allerdings überraschte, war die Tatsache, dass ich nicht nur alle möglichen Leute, sondern auch mich noch einmal ganz anders kennenlernen sollte. Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Monday, December 22. 2008

systemmagazin Adventskalender: Von den Grenzen und der Familienloyalität

Lothar Eder, der heute ein Kalendertürchen zum systemmagazin-Adventskalender gebastelt hat, denkt oft an einen Patienten zurück, den er während seiner Tätigkeit in einer Suchtklinik kennengelernt hat, und der ihm einiges über die Macht der Familienloyalität gelehrt hat: "Zu der geplanten Verlängerung der Therapie (es gab ja noch so viel aufzuarbeiten!), welcher der Patient zustimmte und in der er von seinen Gruppenmitgliedern bestärkt wurde, schien das Angehörigenseminar gerade recht zu kommen. Manchmal jedoch macht man bekanntlich die Rechnung ohne den Wirt, in diesem Fall ohne die Wirtin. Die Frau, einen Kopf größer als ihr Mann (oder rekonstruiere ich sie mir nur so in meiner Erinnerung?) erschien, und sie rührte während der zwei Tage des Seminar Zement an." Wie Lothar Eder selbst anmerkt, nicht unbedingt eine schöne Adventsgeschichte, aber wichtige Begegnungen müssen ja nicht, wie wir in diesem Advent feststellen konnten, unbedingt schön sein, nur wahrhaftig ...Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, December 21. 2008

Eine segensreiche Enttäuschung...

... erlebte Stephan Baerwolff, Lehrtherapeut und Lehrender Supervisor am Hamburger Institut für systemische Studien, im Jahre 1985 - ausgerechnet mit einem bewunderten Meister in der systemischen Szene und Stammgast im Hamburger Institut. "Vielleicht kann der Star des neuen Denkens Licht in mein erkenntnistheoretisches Dunkel bringen", dachte ich mir und machte mich auf den Weg. Gewöhnt an die studentische Lockerheit der familientherapeutischen Szene war ich zunächst sehr erstaunt, dass sich hier alle Anwesenden siezten und auch sonst eher förmlich-distanziert begegneten. Mit noch größerem Befremden nahm ich aber (...) Vortrag wahr, dessen Inhalt ich wegen meiner geringen Vorkenntnisse nur ansatzweise folgen konnte. Immerhin war mir klar, dass mein Eindruck eines strengen und keinen Zweifel duldenden Referenten nicht recht zu den referierten Annahmen der biologischen Erkenntnistheorie passte, die doch gerade einen privilegierten Zugang zu der Wirklichkeit infrage stellte." Warum diese Erfahrung doch noch hilfreich war, lesen Sie hinter dem heutigen Adventskalendertürchen! Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Saturday, December 20, 2008

Drei Fragen

Rudolf Klein, Lehrtherapeut und Lehrender Supervisor der Saarländischen Gesellschaft für systemische Therapie und des Wieslocher Instituts für Systemische Lösungen, hat Anfang der 80er Jahre seine Weiterbildung in "systematischer Familientherapie" begonnen und gleich zu Anfang jemand kennengelernt, mit dem er auch heute noch verbunden ist: "Ich meldete mich also für eine Ausbildung in „systematischer Familientherapie“ an, bekam einen Platz und fuhr hin. Weder kannte ich den Leiter, noch irgendjemanden in der Gruppe. Das erste Treffen fand in der Fachklinik Falkenhof in Bensheim statt. Ich kam dort an, stieg aus meinem Auto aus und begegnete einem mir unbekanntem Mann, den ich auf Anfang Vierzig schätzte. Vermutlich ein Teilnehmer wie ich. Dieser begrüßte mich, als ob er mich schon lange kennen würde, sprach freundlich, stellte sich aber nicht vor. Auf dem Weg zum Seminarraum stieß eine jüngere Frau dazu, unterhielt sich mit diesem Menschen. Auch zu ihr war er ausgesprochen freundlich, wobei ich annahm, dass sich die beiden kannten." Im heutigen Adventskalendertürchen erfahren Sie, wer der freundliche Mensch ist (wenn Sie es nicht schon erraten haben). Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Friday, December 19. 2008

systemmagazin Adventskalender: Ein „systemisches Festessen“...

An die Bochumer Mensa kann ich mich noch gut erinnern, wenngleich das noch so ungefähr die Zeit war, in der Björn Enno Hermans geboren wurde. Während ich aber in den 70er Jahren bei den Sozialwissenschaftlern nicht nur wüste Eintöpfe serviert bekam, sondern mich auch mit allerlei (oft selbstangerührten) Delikatessen beschäftigen konnte, bekam Hermans bei den Psychologen vor allem "monokausales und fast ausschließlich verhaltensorientiertes 'Mensaessen'" vorgesetzt. Nach einem kulinarischen Zwischengang in Nijmegen dann "wild entschlossen der Wechsel nach Osnabrück: Ich hatte gehört und überprüft, dass es doch tatsächlich eine Universität geben sollte, an der im klinischen und diagnostischen Fach sowohl Lehrangebote aus dem Bereich der Psychoanalyse/Tiefenpsychologie, der Gesprächspsychotherapie, der Verhaltenstherapie und der Systemischen Therapie existieren sollten – was für ein opulentes Buffet mit so vielen Wahlmöglichkeiten...!". Und wer kochte und servierte? Jürgen Kriz und Arist von Schlippe, für die das heutige Kalendertürchen reserviert ist. Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Thursday, December 18. 2008

Lernen II. Ordnung

Kennen Sie Frau N.? Sie war Dozentin in Methodik der Sozialarbeit an der Fachhochschule, an der Heidi Neumann-Wirsig, systemische Supervisorin und Coach aus Mannheim, in den Jahren nach 1972 studierte. "Was machte diese Lehrerin so wichtig für mich? Zum Einen war sie überaus wissbegierig und neugierig, allem Neuen gegenüber aufgeschlossen. Sobald sie irgendwo einen neuen theoretischen Ansatz oder eine Weiterentwicklung entdeckte, verblüffte sie uns damit. Zum Anderen kam sie aus der Praxis und hatte systemisches Arbeiten mit Klientenfamilien ausprobiert. Sie war gleichzeitig Theoretikerin und Praktikerin. Sie half uns, die Theorie zu verstehen und sie in praktische Sozialarbeit umzusetzen. Und ich erinnere mich besonders deutlich, dass sie nicht dozierte, sondern Fragen stellte, auf die wir Antworten suchten." So singt heute Heidi Neumann-Wirsig im systemmagazin-Adventskalender ein Lied auf ihre Lehrerin - und wir hoffen, dass Frau N. dieses Türchen auch aufmacht. Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Wednesday, December 17. 2008

Ein guter Geist

steckt heute hinter dem Adventskalendertürchen - und wird ausnahmsweise mal nicht genannt. "Für mich liegt die Kraft des diesjährigen Adventskalendertürchens vielleicht weniger im Hervorheben von Namen- und dass mir keine(r) heimlich gucken muss: Bin ich genannt? Bin ich jemand wichtig gewesen? Hinter meine Kalendertür heute blinzeln alle hervor, die diesem Geist begegnet sind, ihn verkörpern, leben und sich ihm verpflichtet fühlen", schreibt Cornelia Tsirigotis in ihrem Kalenderbeitrag, der es einigen ermöglichen kann, sich gemeint zu fühlen. Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Tuesday, December 16. 2008

Begegnung mit einem Guru ... und die Folgen

Kurt Ludewig hat natürlich, wie man sich denken kann, eine Unmenge inspirierender Begegnungen mit allen möglichen interessanten Menschen auf seinem langen beruflichen Wege erfahren können. Dennoch verdanken wir seinen unermüdlichen Einsatz und seine zahlreichen Beiträge zur Entwicklung der Systemischen Therapie in Deutschland - wie heute erstmals im systemmagazin-Adventskalender enthüllt wird - zwei ganz anderen Faktoren. Der erste war der amerikanische Vietnamkrieg und der zweite: ein leibhaftiger Guru bzw. ein Mitreisender, der dem jugendlichen Kurt Ludewig wie ein leibhaftiger Guru erschien und - sicherlich ohne es zu ahnen - eine langandauernde Wirkung gehabt hat: "Er schaute mich mit seinem tiefschürfenden Blick an und schien mich bis ins Innerste meiner Seele zu durchschauen. Unbeeindruckt von meiner desolaten Lage sagte er mir dann etwas, was den weiteren Verlauf meines Lebens wesentlich beeinflussen sollte. Es sei mir anzusehen, dass ich einer derer sei, die..." ... Wenn das keine schöne Geschichte ist Sie können Sie ganz lesen, denn hier geht es zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Monday, December 15. 2008

rezidivierende Psychiatrie-Anpassungsstörung

Heute gibt es ein kleines, aber nachdenkenswertes Adventskalender-Türchen zu öffnen. Rolf Thissen, Chefarzt der Fachklinik für Psychiatrie und Psychotherapie St. Nikolaus-Hospital in Wallerfangen/Saar, Mitgründer der Saarländischen Gesellschaft für Systemische Therapie und früheres Vorstandsmitglied der Systemischen Gesellschaft, erinnert sich an einen Vortrag von Hermann Mecklenburg, dem früheren Chefarzt des psychiatrischen Krankenhauses in Gummersbach, den dieser vor ungefähr 20 Jahren im Landeskrankenhaus Merzig gehalten hat. Für Menschen mit einer "rezidivierenden Psychiatrie-Anpassungsstörung", wie Rolf Thissen sich selbst charakterisiert, eine wichtige Erfahrung. Warum? Lesen Sie selbst.Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, December 14. 2008

Wer aber führte hier Regie?

fragte sich Bernd Schmid, als er 1979 die Gelegenheit hatte, fünf Tage in einem der berühmten Seminare von Milton Erickson zu verbringen. "Ich war sehr lernbegierig, doch Erickson gab mir keine Gelegenheit, mit ihm direkt zu arbeiten. Um mich in Position zu bringen, setzte ich mich auf den „Klienten-Stuhl“ für Demonstrationen. Nach langen Stories war dann Demonstrieren angesagt und meine Erregung stieg. Erickson beugt sich zu mir und frage, ob es mir etwas ausmachen würde, mit einer bestimmten Frau zu tauschen. Ich müsse verstehen, dass er nicht mehr oft Gelegenheit dazu hätte." Wie es weiter ging, lesen sie in Bernd Schmid's heutigem Beitrag zum systemmagazin Adventskalender.Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Saturday, December 13. 2008

Ein Lehrender mit Kopf und Bauch

Volkswirtschaftslehre, Wilhelm Reich und Bioenergetik, das ist eine spezielle Mischung, die nicht zuallererst an systemische Theorie und Praxis denken lässt. Bernd Senf, Professor für Volkswirtschaftslehre an der Berliner Fachhochschule für Wirtschaft, hat Heiko Kleve, als Systemtheoretiker in der Wissenschaft der Sozialen Arbeit mittlerweile bestens bekannt, Anfang der 1990er Jahre, also zu Beginn seines Sozialarbeits-Studium mitgerissen: "ich (...) lernte durch die Art und Weise, wie Bernd Senf Reich vermittelte, die Welt systemischer zu sehen, d.h. in bio-psycho-sozialen Zusammenhängen zu denken, die mir äußerst brauchbar und anregend erschienen. Erst in Senfs Vorlesungen wurde mir klar, was es heißen kann, mit Gregory Bateson gesprochen: mit Hilfe von Mustern zu denken, die verbinden". Aus diesem Grund hat Heiko Kleve sein Adventskalender-Türchen Bernd Senf gewidmet. Lesen Sie selbst. Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Friday, December 12. 2008

Ein Brief an Harry Goolishian

Nicht jeder hat den Mut, so einfach und spontan einen persönlichen Kontakt mit jemandem herzustellen, dessen Arbeit man in einem Workshop bewundert hat - und nicht jeder hat den Mut, so offen auf eine solche Anfrage zu reagieren. Der Besuch von Corina Ahlers bei Harry Goolishian in Houston gehört zu diesen besonderen Begegnungen, die entsprechend auch heute noch ihre Kraft entfalten. Corina Ahlers hat für den systemmagazin-Adventskalender von diesem Treffen bei Harry Goolishian erzählt: "Dass er kreativ und sehr chaotisch ist, stelle ich im Laufe der Zeit fest. Wir fahren zu ihm nach Hause, aus dem Auto purzelt ein leerer Wäschekorb, darin liegen lose ca. zehn Kreditkarten. Das ist momentan seine Aktentasche, mehr braucht er nicht, sagt er. Ich beziehe das Gästezimmer des kleinen Bungalows an der Bucht von Galveston, von hier strömt der Golfstrom direkt bis zu meiner Heimatinsel Tenerife auf der andere Seite des atlantischen Ozeans. Komischerweise verbindet uns das sofort. Ab nun habe ich zehn Tage lang die Gelegenheit, mit diesem Menschen zusammen zu sein." Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Thursday, December 11. 2008

systemmagazin Adventskalender: Die Kunst, jemanden einfach in die Arme zu nehmen

Als ich Dörte Foertsch fragte, ob sie mir etwas in den Adventskalender schreiben würde, schrieb sie mir: "Zu dem Thema des diesjährigen Adventskalenders sind mir zuallererst Klienten und nicht so sehr Kollegen eingefallen. Ich lerne viel und Unerwartetes von ihnen, spontane Ideen und kreative Alltagsbewältigung, auf die ich nicht kommen würde. Über eine solche Begegnung nun diese Geschichte für den Adventskalender." Und diese Geschichte ist wirklich lohnend, weil sie nicht nur anrührt, sondern auch Mut macht, nämlich "systemisch-chaotisch-unkonventionell und kreativ zu bleiben und sich von (der) Institution Psychiatrie nicht allzu mächtig beeindrucken zu lassen". Zum Adventskalender geht es hier...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Wednesday, December 10, 2008

systemmagazin Adventskalender: Ein überzeugter Spätduzer!

Heute bringt Susanne Altmeyer im systemmagazin-Adventskalender ein Ständchen auf Friedebert Kröger aus, den sie aus ihrer Ausbildung her von Videodemonstrationen kannte und bewunderte und nun, 1995, leibhaftig als zukünftigen Kollegen an der psychosomatischen Universitätsklinik in Aachen auf einem Kongress begegnete. Schön zu lesen, wie sie ihn, einen "überzeugten Spätduzer" auf ihre entwaffnende Art zum Frühduzen überzeugen konnte. Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Tuesday, December 9. 2008

systemmagazin Adventskalender: "Was mich damals enttäuschte, hatte doch seinen Sinn"

Andreas Manteufel hatte 1994 auf einem ohnehin sehr bemerkenswerten Familientherapie-Kongress in Prag (mit einer - wie ich mich erinnere - außerordentlich prominent besetzten ReferentInnen-Riege und einer nur ungefähr gleich stark besetzten Teilnehmergruppe) seine erste Begegnung mit Steve de Shazer, und zwar eine, die man durchaus als ambivalent bezeichnen kann (was de Shazer-Kenner nicht überraschen dürfte): "Wie er zu seiner Methode gefunden habe, ob er über die Hintergründe des Vorgehens etwas sagen könnte. 'I wrote books', raunzte er zurück, darin könne man alles nachlesen." Nachhaltigen Eindruck hat diese Begegnung dennoch hinterlassen. Lesen Sie heute im systemmagazin Adventskalender, warum.Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Monday, December 8. 2008

systemmagazin Adventskalender: Hand in Hand unterwegs im Leben des Patienten

"Da saß er also vorne im Audimax des Aachener Klinikums, mit einer 70er-Jahre-Randy-Newman-Brille. Schnürsenkelkrawatte mit silbernen Enden und Türkisbrosche. Hemd mit Indianermuster. Jackett. Jeans mit Hosenträgern und Bügelfalten. Braune Jodhpurstiefel. Amazing!" So, und jetzt dürfen Sie mal raten, wer Edelgard Struß, Coach und Supervisorin aus Köln mit der besonders edlen Feder, 1993 so beeindruckt hat. Na? Genau: Frank Farrelly, der "Provokative Therapeut", wer sonst. "Ich habe von Frank Farrelly gelernt, dass es möglich und ausgesprochen zielführend sein kann, Handicaps, Marotten und offensichtliche Eigenheiten von Patientinnen und Patienten respektvoll und offen anzusprechen. In der Erinnerung habe ich folgendes Bild: die beiden, der Patient und Frank Farrelly, Hand in Hand unterwegs im Leben des Patienten – auf ein Ziel hin, das nur sie beide kennen. Und nach einer Weile geht der Patient zuversichtlich alleine weiter, die Hände in den Hosentaschen und in gutem Tempo." Gehen Sie mit und lesen Sie im heutigen Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, December 7. 2008

systemmagazin Adventskalender: So aber nicht!

Auch eindrucksvolle Begegnungen sind nicht immer leicht zu verkraften. Wolfgang Loth erzählt heute im systemmagazin-Adventskalender, wie er vor 17 Jahren eine "nachhaltige", d.h. ebenso verstörende wie befruchtende Erfahrung machte: "1991 war das, ich war abgefüllt mit 'allem' an systemischer oder systemtheoretischer Literatur, was mir bis dahin in die Finger gefallen war, strotzte auf eine Art vor Systempurismus, dass ich kaum noch gehen konnte". Und wer war der Verstörer? Heute wird das Geheimnis gelüftet. Er hat auch schon zum aktuellen Adventskalender beigetragen. Lesen Sie selbst...Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:18

Saturday, December 6. 2008

systemmagazin Adventskalender: Werde Du!

Arist von Schlippe erinnert sich heute, an Nikolaus (ganz nebenbei: Happy Birthday Kurt!), im systemmagazin Adventskalender an die Begegnungen mit zwei Persönlichkeiten, die ihm geholfen haben, nicht mehr zu versuchen, seinen Vorbildern zu ähneln, sondern seine eigenen Möglichkeiten und Potentiale zu entwickeln: Alfred Dürkop und Virginia Satir. Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Friday, December 5. 2008

Ein Stück Bescheidenheit und Demut

"Je älter ich geworden bin, je mehr ich in die 'übliche Sozialisation' geraten bin (Schule, Ausbildung, Beziehung, Kinder = Familie, berufliche 'Karriere', soziale Absicherung etc.), desto stärker machten sich Zweifel breit - Zweifel, ob ich mich wirklich so sehr von meiner Herkunftsfamilie, von meinen Eltern unterschied, wie ich es mir meist und immer wieder gewünscht und erhofft hatte." So einen Satz dürfte vielen von uns vertraut sein. Im heutigen Adventskalenderbeitrag setzt sich Jürgen Hargens mit den Konstruktionen und (Re-)Konstruktionen auseinander, die er im Laufe der Zeit von seinen Eltern (und sich) entwickelt hat: "Einige Geschichten sind einfach ‚hoffnungsvoller‘ als andere"! Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Thursday, December 4. 2008

systemmagazin Adventskalender: Die verlorene Kunst des Heilens

Heute erzählt Rosmarie Welter-Enderlin von einer sehr aktuellen persönlichen Begegnung, die zwar nicht ihren Lebensweg geprägt hat, aber doch erheblich zu ihrem gegenwärtigen Wohlbefinden beiträgt, nämlich mit ihrem Physiotherapeuten: "Ich lerne viel von Herrn Müller, seine frei schwebende Aufmerksamkeit zum Beispiel, wie Herr Freud sie beschrieben hat, und Physiotherapie ‚mit menschlichem Antlitz‘. In einer Zeit, da unser Feld als grauslich technizistisch beschreibbar ist, finde ich das menschliche Antlitz in der Physiotherapie wunderbar!" zum systemmagazin Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Wednesday, December 3. 2008

systemmagazin Adventskalender: Chaos im Uhrwerkuniversum

Guido Strunk erinnert sich heute im Adventskalender an seinen Vater, den Uhrmachermeister, der ihm die ersten Lektionen in Sachen Komplexität erteilt hat, verbunden mit der Vorstellung, dass auch die Komplexität einem Plan, eben einem komplexen Plan folgt. Diese Vorstellung wurde dann von der Erkenntnis der Selbstorganisation dynamischer Systeme erweitert, aber lesen Sie selbst.zum systemmagazin Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Tuesday, December 2. 2008

Adventskalender - Luc Ciompi: Change We need

Den zweiten Eintrag im systemmagazin-Adventskalender steuert Luc Ciompi bei, der eine schöne Geschichte von einem Menschen erzählt, die Mut machen soll und kann: "Wieso werden solche hoffnungsgebende, jeder gleichmacherischen statistischen Prognostik zuwiderlaufende Fälle immer wieder systematisch ausgeblendet? Wieso werden sie nicht gezielter gesammelt und beforscht? An uns systemisch-ganzheitlich orientierten Therapeuten ist es, dies zu ändern („change we need!“ – ich schreibe diese Zeilen gerade 3 Tagen vor der amerikanischen Präsidentenwahl – let's hope!). Nun da sich die amerikanische Hoffnung schon erfüllt hat, hoffen wir, dass sich auch in dieser Hinsicht bei uns ein wenig Change ergibt.Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Monday, December 1. 2008

systemmagazin adventskalender: Persönliche Begegnungen

Nachdem in den beiden vergangenen Jahren der systemmagazin-Adventskalender als "special" mit Geschichten von systemischen TherapeutInnen, SupervisorInnen und BeraterInnen auf große Resonanz gestoßen ist, gibt es auch in diesem Jahr wieder einen "Atzventz"-Kalender (wie der Rheinländer sagt). Auch dieses Mal geht es um ganz persönliche Eindrücke und Erinnerungen. Im Zentrum steht die Begegnung mit einem Menschen, die einen auf dem Weg zur Systemischen Therapie, Beratung, Coaching etc. beeindruckt, beeinflusst oder berührt hat, oder die es einfach Wert ist, nicht vergessen zu werden. An welche Begegnungen mit KollegInnen, LehrerInnen, FreundInnen denkt man besonders gerne zurück? Welche war besonders wichtig, an- oder aufregend, lustig oder anrührend? Welchen Stellenwert hat diese Geschichte noch heute? Wie sich zeigt, geht es bei vielen gar nicht so sehr um die Begegnung mit den MatadorInnen des Feldes, sondern oft um ganz andere Menschen. Die einzelnen Beiträge machen jedenfalls Freude und geben Anlass zur Besinnung. Lassen Sie sich überraschen und freuen Sie sich auf die Beiträge von Luc Ciompi, Rosmarie Welter-Enderlin, Jürgen Hargens, Arist von Schlippe, Wolfgang Loth, Kurt Ludewig, Bernd Schmid und vielen anderen. Übrigens: Wenn Sie sich angeregt fühlen, auch eine eigene Geschichte zum Kalender beizusteuern, freue ich mich auf Ihre Zusendung. Noch gibt es Tage zu besetzen, aber auch wenn der 24.12. erreicht ist, ist das für einen echten Atzventz-Kalender überhaupt kein Grund aufzuhören. Den Anfang macht heute Hartwig Hansen, der als Viertgeborener von einem Familienselbsterfahrungsseminar mit Martin Kirschenbaum über Geschwisterpositionen zu berichten weiß. Eine schöne Lektüre wünscht Ihnen: Tom Levold
Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Friday, March 21. 2008

Hartwig Hansen: Wie viel Weihnachten steckt mittlerweile in Ostern?

Sie haben recht. Ich finde auch: das ist eine bescheuerte Frage! Ich hörte sie gestern im Autoradio auf dem Weg zur Arbeit. Es folgte die Ankündigung des Moderators mit sonorer Stimme: „Das klären wir in ein paar Minuten.“ (Wie bescheuert ich auch diesen zweiten Satz finde, klären wir in ein paar Minuten.) Nach der Werbepause mit „Alltours-Frühbucherrabatt“ und „Auf alles 20%! Außer Tiernahrung“ wurde dann referiert, dass nicht nur die Süßigkeitenindustrie bemüht sei, das Osterfest zu einem ähnlichen Umsatzkracher wie Weihnachten zu machen, mit speziellen Hasen- und Eierkreationen und der suggestiven Frage: Warum nicht auch mal das neueste Handy ins Moosnest legen? Ein pfiffiger Versandhandel böte einen zusammensteckbaren, wieder verwendbaren „Osterbaum“ inklusive 20 formschönen Farbeiern an – für lächerliche 198,- Euro, und es läge voll im Trend, dass es jetzt neben dem angestaubten Adventskalender einen Osterhasenkalender mit 30 Türchen gäbe. Von Osterliedern für die Kleinen und glänzenden Osterkerzen ganz zu schweigen. Das alles ist schon albern genug, aber ich will zurückkommen auf die Einstiegsfrage und damit zum eigentlichen Kern meiner Besorgnis. Sie lautete: Wie viel Weihnachten steckt mittlerweile in Ostern?

Und obwohl ich die Werbepause stoisch abwartete, bekomme ich keine präzise Antwort darauf: Keine Prozentangabe, keine Skala von eins bis zehn, keine Gegenüberstellung: Weihnachten 12, Ostern 6 Punkte. Kein „Wie viel“ denn nun wirklich ... Nix – nur Larifari und zuckersüßes Drumrumreden.

Dieses „Wie viel“-Gefrage meine ich. Es grassiert heute allerorten, als ob sämtliche Journalistenschule keine Mikro- oder Schreiblizenz mehr rausgeben würden, wenn nicht die Absolventen vorher dieses „Wie viel“ inhalieren und verinnerlicht haben.

Keine Kerner-, keine Beckmann-Sendung, kein Radiovormittag ohne dieses „Wie und Wie viel“-Gefrage: „Wie groß ist der Unmut der SPD-Parteibasis über Beck und Ypsilanti?“ – „Wie gering sind die Chancen auf eine Einigung im Bahntarif-Konflikt?“ – „Wie betroffen bist du jetzt, dass du beim Superstar-Casting rausgeflogen bist?“

Was für ein Fake, was für ein Schwindel, was für eine fortgesetzte Verarschung des Publikums! Auf solche Fragen kann man gar nicht antworten, weil die Maßeinheit fehlt, die Skala zum Vergleich – Emotionen und Chancen können gar nicht ge- oder bemessen werden.

Das ist also schon mal ein grober Unfug – heutzutage aus unerfindlichen Gründen weit verbreitet.

Doch, ein Grund fällt mir ein: Das ist die Pseudoemotionalisierung in den bzw. durch die Medien, die Voyeurismus und Werbebotschaften miteinander koppeln: „Wie verrückt ist Britney Spears wirklich?“ – Kaufen Sie Ihre letzte CD! – „Wie unverschämt sind deutsche Top-Manager Marke Postwinkel?“ Entscheiden Sie sich für festverzinsliche Immobilienfonds! „Wie sehr leidet Ottfried Fischer an seinem Parkinson?“ Mit den neuen Diät-Tabletten garantiert zum Erfolg!

Und dann: „Das klären wir in ein paar Minuten.“ Von wegen – wieso „klären“? Unter klären verstehe ich etwas anderes, so was wie Missverständnisse ausräumen, Einigkeit herstellen, Konflikte lösen ...

Diese Pseudo-Ankündigung soll Neugierde wecken, damit man am Lautsprecher bleibt, die Werbeminuten absitzt, und spricht das Urbedürfnis nach „Antwort“ an, das im Zeitalter der offen bleibenden Fragen nicht tot zu kriegen ist.

Je mehr Undurchsichtigkeiten und Fremdbestimmtes, desto größer der Wunsch nach „Antwort“, „Klärung“ und „Gemeintsein“.

Abgesehen von der leeren Versprechung „Das klären wir gleich“ passiert parallel etwas Auffälliges mit den Zeiteinheiten und den entsprechenden Begriffen.

War in grauer Vorzeit die Zeitangabe „Bitte zur Tagesschau nicht stören“ die feste Größe im Fernsehen, radikalisierten sich in einer immer schneller werdenden Zeit auch die Zeitangaben: Selten heißt es noch lapidar: „Nach der Werbung ...“, häufiger schon eher entschuldigend „Nach einer ganz kurzen Unterbrechung ...“ Oder: „Wir sind gleich wieder für Sie da ...“ in letzter Zeit aber immer auffälliger nur die knappe und zugleich unpräzise Ansage: „Gleich!“

Den Vogel der Täuschung schießt dann der Sender Pro 7 ab, wo die Moderatorin zu einer Lüge gezwungen wird, wenn sie nach ihrer Ankündigung suggeriert: „Jetzt!“

„Jetzt“ kommt aber nicht der avisierte Beitrag, auch nicht im nächsten Moment, sondern – man ahnte es schon – doch wieder der neue Toyota im Crashtest oder die Care free-Binde im Schwimmbad.

Worte bedeuten einfach nicht mehr das, was sie ursprünglich meinten. Sie werden gebeugt – unter das Diktat der Werbepsychologie. Die subtilen Folgen dieses Sinn- und Substanzverlustes in der öffentlichen Sprache wären allemal ein paar Untersuchungen und Forschungsgelder wert.

Was zum Beispiel verstehen Sie unter einem Sparabo? Einen Plan für vermögenswirksame Leistungen? Abo-Sparen für Erstklässler? Nee, das ist Geldabzocke bei Handykids im Tarngewand. „Spar Dich satt“, wirbt ein neuzeitlicher Pizzabringedienst. Alle reden vom Sparen, dabei meint es wie eh und je: Geld ausgeben.

Die Worte meinen einfach nicht mehr, was sie einmal gemeint haben.

Und darum noch mal zurück auf „Anfang“, zum Ursprung des Wortes, zur Wurzel meines Gedankenausflugs:
Wie viel Weihnachten steckt denn nun in Ostern?
Es tut mir leid, ich habe keine Ahnung, ich werde mir aber trotzdem keinen „Osterbaum“ für 198,- Euro bestellen.
Fröhliche Feiertage!

Posted by Tom Levold in Beiträge, Fun at 00:00

Thursday, March 13. 2008

Untätigkeit von berufswegen

"In den letzten Jahren habe ich mehrmals Zeit in einem kleinen Hotel auf einer kroatischen Insel verbracht. Inzwischen kenne ich die Kellner, die in der Sommersaison zwischen Terrasse, Anrichte und Küche hin und her laufen, Gäste bedienen und wartende Gäste bitten, später wiederzukommen. Auch die gemächliche und erwartungsvolle Freundlichkeit des Hotelpersonals zu Saisonbeginn habe ich schon genossen, als ich einmal zwei Wochen vor Ostern dort war. Alle Welt bereitete sich auf die Feiertage vor. Mein Mann und ich hatten ein schönes Appartement unter dem Dach, an dem Drähte angebracht waren gegen die Tauben, die uns im Sommer zuvor mit ihrem fiesem Gurren auf die Nerven gegangen waren. Dieses Mal bin ich im Winter hierher gekommen, um in Ruhe an einem Text zu arbeiten. Außer mir gibt es nur noch einen einzigen weiteren Gast im Hotel. Komme ich morgens zum Frühstück, steht Ante, der besonders nette und umsichtige Kellner, am Ende seiner Schicht hinter der Theke. Er begrüßt mich mit müdem Gesicht und fährt fort, mit Gläsern und Flaschen zu hantieren. Unaufhörlich läuft das Radio mit kroatischen Heimatmelodien und sensationellen Werbeansagen, die eine ähnliche Wirkung auf mich haben wie das Gurren der Tauben im letzten Sommer. Kaum habe ich mich morgens zum Frühstück hingesezt, trieft der Heimatsound aus dem Radio zuerst in mein Unbewusstes und schwemmt dann leichten Ärger in mein Bewusstsein. Ich könnte Ante bitten, das Radio auszustellen. Mit mildem, verständnislosem Blick würde er meiner Bitte nachkommen. Wenn ich ihn jedoch mit seinem im Unterschied zum Sommer bleichen und leeren Gesicht geistesabwesend mit den Gläsern hantieren und auf die Hafenbucht vor dem Hotel blicken sehe, kann ich ihn nicht darum bitten, weil ich annehme, dass das Radioprogramm ihn vom Abgrund einer Winterdepression fernhält." So schön fängt ein Beitrag von Edelgard Struß an, den sie für das systemmagazin verfasst hat und das in der Systemischen Bibliothek zu finden ist. Ihr Thema ist die Langeweile, die sich als Spannungszustand in Arbeitsprozessen herauskristallisiert, in denen man nichts zu tun hat, aber jederzeit darauf eingestellt sein muss, dass sich dieser Zustand sehr schnell ändern kann. Die "erzwungene Muße" stellt hohe Anforderungen nicht nur an das Personal, sondern auch an die Führung von Mitarbeitern: "Den Vorgesetzten der Un-Tätigen und den Führungskräfte in der Organisation bleibt nichts anderes übrig, als die Untätigkeit von Mitarbeitenden in Kauf zu nehmen und zu ertragen. Sie können darüber hinaus produktiv damit umgehen, sich aktiv mit den Folgen für das Arbeitsverhalten des Personals auseinandersetzen und für Strukturen sorgen, die einen vernünftigen Umgang mit der Untätigkeit für alle Beteiligten möglich machen. Das bedeutet zunächst, Untätigkeit als notwendigen Bestandteil von Arbeit anzuerkennen und den Versuchen der Mitarbeitenden, mit den Folgen der Un-Tätigkeit umzugehen, grundsätzlich Respekt entgegenzubringen. Das ist nicht immer einfach, weil zum einen unser kulturell tief verankertes aktivistisches Arbeitsverständnis es nahe legt, auf Untätigkeit unwillkürlich abwertend zu reagieren. Zum anderen kommt es beim Ausgleich der Spannung zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig an Arbeit unvermeidlich zu berufs-, team- und personentypischen Entgleisungen und Grenzverletzungen. Sie verlangen den Vorgesetzten einerseits ein gewisses Maß an Duldsamkeit und Diplomatie ab. Andererseits müssen sie aber auch immer wieder Ordnung herstellen, Ansprüche klären und gemeinsam mit den Mitarbeitenden den eigentlichen Zweck und die Ziele der Arbeit reflektieren. Beides kann anstrengend sein und wird nicht immer ohne Konflikte ablaufen." Zum vollständigen Text...

Posted by Tom Levold in Beiträge, Bibliothek at 00:00

Saturday, January 19. 2008

Psychosoziale Prävention: Wie schafft man Vertrauen und Hilfe? Durch Kontrolle?

heute ist das systemmagazin Forum für einen aktuellen Diskussionsbeitrag von Michael Schlicksbier-Hepp aus Wilhelmshaven, der sich als Kinder- und Jugendpsychiater kritisch mit dem aktuellen Kinderschutz-Diskurs auseinandersetzt. Die Leserinnen und Leser sind zu Kommentaren und Erwidern ausdrücklich eingeladen! Es ist ein gutes Jahr her - Anlass war der unselige "Fall Kevin" in Bremen, als ich Folgendes als Antwort auf das große Rumoren in der Politik mit der populistischen Forderung schrieb, dem Verbrechen an Kindern und der Vernachlässigung von Schutzbefohlenen mit noch mehr Kontrolle beizukommen:

"Ich misstraue aus Erfahrung auch den gut gemeinten Verordnungen zur Kontrolle und zum Zwang auf dem sozialen und medizinischen Sektor und glaube, dass solcher Art Problemlösungen viele neue Probleme aufwerfen. Zwang und Kontrolle sind letzte Mittel, die ausgerechnet bei den skandalösen Tragödien trotz vorheriger Hinweise grotesk versagen. Man sollte daher sehr viel mehr Geld und Ressourcen in Förderung und sozialmedizinische und -psychologische Angebote ohne Zwang mit niedrigen Zugangsschwellen stecken und die allgemein zunehmende Kinderarmut zum Thema eines gesellschaftlichen Umdenkens machen, in dem wir alle unsere Verantwortung an diesen Zuständen erkennen, statt empört aber doch skandalüsternd mit Schuldvorwürfen auf exemplarisches Versagen hinzuweisen, um gleichzeitig von unserer Mitverantwortung abzulenken."

Unmittelbar nach spektakulären Meldungen über Kindesmißbrauch, -vernachlässigung oder gar -tötung meldet sich die Politik in den Medien zu Wort, als könnte sie damit das Heft des Handelns wieder in die Hand bekommen. Sie meinen es ja gut, könnte man denken und vielleicht wissen sie es nicht besser mit ihren atavistischen Politikerreflexen: Doch Kanzlerin Angela Merkel und Co. haben sich gerade auf ihrem CDU-Parteitag bereits vor über einem Jahr schon deutlich für die populistische Billiglösung ausgesprochen, die gleichzeitig die Unwirksamste sein dürfte, damit alles beim Alten bleibt: Kontrolle bei verpflichtenden (Impfinformations-)Vorsorgeuntersuchungen, aber kein zusätzliches Geld in die Töpfe sozialer Wohlfahrt für Jugendhilfemaßnahmen, Förderung pädagogisch sinnvoller Freizeitangebote, Bildung und freiwillige, niederschwellige psychosoziale Beratungsangebote, die bei Inanspruchnahme nicht mit dem unangenehmen Gefühl für die Betroffenen verbunden sind, sie seien "nicht normal" oder "asozial"... Nun haben weitere spektakuläre Einzelfälle Gelegenheit gegeben, Parteien und Verbände nochmals "Handlungsbedarf" anmahnen zu lassen: Der Gesetzgeber müsse nun handeln.

Es hat sich wenig getan, seit dem der kleine Kevin zu Tode kam. Doch: Die Kinderarmut ist weiter gestiegen. Nun sind wieder einige Babyleichen gefunden worden und als spektakulärster Fall fünf Klein- und Schulkinder in einem schleswig-holsteinischen Dorf Darry von einer angeblich an wahnhafter Schizophrenie erkrankten Mutter betäubt und dann erstickt worden. Kurz zuvor starb in Schwerin die fünfjährige Lea-Sophie in der Kinderklinik an Unterernährung und Flüssigkeitsverlust aufgrund von Vernachlässigung, obwohl das Jugendamt auf die Familie aufmerksam geworden war. Erneut ertönt ein Schrei nach Kontrolle, verpflichtenden Vorsorgeuntersuchungen und händeringend wird nach Schuldigen gesucht, während Kanzlerin Merkel eine "Kultur des Hinsehens" fordert.

Bekannte Töne, erkennbarer Unsinn, wenn man einmal genauer hinsieht, denn auch nach dieser Forderung werden alleingelassene, ausgesetzte Kinder gefunden, manchmal zu spät! Kein Zweifel, diese Fälle sind schrecklich! Doch auch in dem spektakulären Fall des fünffachen Mordes einer als schuldunfähig bezeichneten Mutter war das Jugendamt bereits vor Ort, die psychosoziale Notlage der Mutter hätte also vermutlich erkannt werden können, einer der Kindsväter war noch am Tag zuvor im Haus. Was ist schief gelaufen? Oder bei der verhungerten Lea-Sophie, in deren Familie das Jugendamt bereits tätig wurde? Ich kann es aus meiner Erfahrung nur allgemein formulieren, denn die Skandalfälle kenne ich nicht persönlich. Es sind immer wieder ähnliche Probleme. Hilfesuchende und psychisch Kranke machen immer wieder die Erfahrung, dass es nicht leicht ist, von Behörden Hilfen zu erlangen. Die Bürokratie verteilt das knapper werdende Geld oft langsam und widerwillig und die Bittsteller fühlen sich oft nicht mit Wertschätzung behandelt und ernst genommen, auch wenn das nicht in der Absicht der einzelnen Sozialarbeiter liegt. Und manchmal gelingt es den "Problemfamilien" recht leicht, ihre Schwachstellen vor Ärzten und Sozialarbeitern zu verstecken, wenn die vertrauensvolle Zusammenarbeit nicht in Gang kommt.

Das Ergebnis ist, dass für viele Bedürftige die Schwelle, sich Hilfe vom Amt zu holen, zu hoch ist. Manche haben auch regelrecht Angst. Und dann versteckt man sich und seine Probleme. Psychisch Kranken, die mit Unterstützung sicher Vieles für ihre Kinder leisten könnten und es zumeist auch ohne Unterstützung schon tun, scheuen manchmal den Weg zum Psychiater, zum sozialpsychiatrischen Dienst oder dem Jugendamt, weil sie fürchten, dass man ihnen noch vor der Installation einer Hilfe zur Erziehung die Kinder wegnehmen könnte. Gerade dieser Fall der Fünffachtötung könnte wieder einmal dazu führen, Eltern mit psychischen Belastungen unter Generalverdacht zu stellen, sie könnten ihren Kindern etwas antun, was tatsächlich recht selten vorkommt.

Wenn die Behörden und ihre Mitarbeiter die Hauptenergie und die entsprechenden Ressourcen in Kontrolle stecken,

werden die gestreckten Mittel für die psychosoziale Unterstützung von Bedürftigen mit Kindern noch weniger reichen, um effektive Hilfen anzubieten. Ich höre immer wieder von Klienten, dass Jugendamtsmitarbeiter mit Hinweis auf knappe Finanzen beantragte und für sinnvoll erachtete Hilfen nicht installieren wollen oder eine lange Wartezeit von einem halben Jahr oder mehr in Aussicht stellen. Die Sozialarbeiter, die solches durchblicken lassen, meinen es nicht böse. Sie suchen sozusagen nach einer Entschuldigung, dass ihnen die Hände gebunden seien und verweisen "nach oben", wo über die knappen Gelder entschieden werde. Aus solchen Äußerungen spricht Hilflosigkeit, die jedoch die betroffenen Hilfesuchenden im Regen stehen lässt.

Viele soziale und erzieherische Notlagen eskalieren dann nicht selten gewalttätig und werden "psychiatrisiert", weil gewalttätige Kinder und Jugendliche für psychisch krank gehalten werden, was meistens barer Unsinn ist bzw. weil sie weder von der Polizei festgehalten werden können, noch die desolaten Verhältnisse zuhause ohne die Hilfe des Jugendamtes angegangen werden können. Kommt es zu Misshandlungen an den Kindern, sind diese wiederum auch psychisch in Mitleidenschaft gezogen. Oft muss dann der Kinder- und Jugendpsychiater in einem Clearing die Behörde involvieren - oft reichlich spät. Solche Vorkommnisse sind ein "schlagender Hinweis" auf die Notwendigkeit enger, systemischer Zusammenarbeit zwischen Jugendämtern, Jugendhilfeeinrichtungen und Kinder- und Jugendpsychiatrien.

Wenn das "Kind schon in den Brunnen gefallen" ist, hilft bei erzieherisch heillos überforderten Eltern - oft auch Alleinerziehende - manchmal vorübergehend nur eine Inobhutnahme in eine stationäre Jugendhilfeeinrichtung oder Bereitschaftspflegefamilie, um durch eine vorübergehende Distanz zur Deeskalierung von Konflikten Zeit und Raum für kreative Lösungen unter Einbezug des bisherigen Betreuungs- und Familiensystems zu schaffen. Die zuständigen Mitarbeiter der Jugendämter werden eine solche Platzierung eines Kindes oder Jugendlichen in der Regeln nicht leichtfertig vornehmen, denn neben der Unruhe in der Familie werden durch die an sich meist teuerste Maßnahme die ursprünglichen Probleme noch nicht gelöst. Daher werden insbesondere nächtlich oder an Wochenenden oft die Notdienste der Jugendpsychiatrie zu einem Klärungsgespräch mit involviert, was oft auch Sinn macht. Zunächst einmal versteht sich von selbst, dass diese eingreifendste aller Maßnahmen vorübergehend ist und von einer intensiven Abklärungs- und Betreuungsarbeit begleitet wird, deren Zielrichtung mehr Hilfe nach dem angeforderten Bedarf und nicht mehr Kontrolle ist.

Um so erstaunlicher ist, wenn die Arbeit der Jugendhilfe, die nach dem Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG) zur präventiven Sicherung des Kindeswohls seit 1990 zunächst die Aufgabe hat, Kinder, Jugendliche und Familien adäquat zu unterstützen und Kontrollmaßnahmen nur zur Sicherstellung dieser Unterstützung z.B. bei versagender Unterstützung oder Kooperation vorzunehmen, manchmal nicht von den Familien oder anderen Helfern, sondern im eigenen Amt von den für die Leistungsverteilung in den entsprechenden Gremien bis zur kommunalen Verwaltungsspitze Verantwortlichen torpediert wird, wie z.B. in der Stadt Halle "per Dienstanweisung" am 3.9.2007 geschehen, was aber bei den vielen kleinen Verrücktheiten aus falsch verstandener Sparsamkeit, die bis zur Sachbearbeiterebene gehen kann, vermutlich nur eine besondere Spitze des Eisbergs eines uninformatierten Verwaltungssinns ist. Zum Glück vernetzen sich betroffene freie Träger von Jugendhilfemaßnahmen und Klienten neuerdings in Selbsthilfe-

und Diskussionsforen, so z.B. auch in Halle in der "LOTSE - Beschwerde und Vermittlungsstelle".

Der renommierte, systemisch arbeitende Sozialwissenschaftler Prof. Johannes Herwig-Lempp von der Hochschule Merseburg, Fachbereich Soziale Arbeit, Medien, Kultur, dem ich diese Hinweise verdanke, berichtet auf seiner Homepage über diese hanebüchene und völlig unüberlegte Maßnahme der Stadtverwaltung in Halle, mit der durch sofortige Entlassung von 314 in Obhut genommenen Kindern und Jugendlichen in ihre Familien auf einen Schlag alle Unterbringungskosten ohne Rücksicht auf eine vorherige sorgfältige Untersuchung der Stabilität des Milieus eingespart werden sollten. Die Fachmitarbeiter des allgemeinen Sozialdienstes und Pflegekinderdienstes des Jugendamtes und die Betroffenen fassten sich an den Kopf, was da von oben aus rein populistischen und Kostengründen ausgebrütet wurde. Vorausschauende Sozialarbeit ist unter solchen Zielkriterien nicht zu machen. Verantwortlich für diese Kurzschlussreaktion, die auch in der Presse im Oktober und November hohe Wellen schlug, waren die Oberbürgermeisterin und der Leiter des Jugendamtes. Über die Einschätzung der Sozialarbeiter machten sich die beiden vorher kein Bild. Diese artikulierte sich später in zum Teil anonymen Briefen, die dokumentiert sind.

Ein ähnlich beschämendes Bild wie in Halle bietet schon seit geraumer Zeit der rot-rote Senat der bankrotten Bundeshauptstadt Berlin. Zwar lag die Berliner Bankenkrise 2002, die für den absoluten Tiefstand der Stadtfinanzen mitursächlich ist, nicht im Verantwortungsbereich der SPD bzw. der PDS und heutigen Linken, aber ein Sanierungskonzept zu beschließen, das 2005 mit über einem Drittel gekürzter Gelder die Haupteinsparung im Jugendhilfesektor und des weiteren im Sozialhilfesektor, den Brennpunktbereichen dieser Stadt neben dem Wohnungssektor, vorsieht, ist ein Einfall eines Senats gewesen, der angeblich von seiner politischen Ausrichtung für soziale Gerechtigkeit stehen möchte. Und die sich unter anderem daran ausrichtende neue/alte Kapitalismuskritik richtet sich somit nicht nur gegen die konservativen Parteien im Lande. Die Professorin für Sozialpädagogik, Frau Ulrike Urban-Stahl, erkennt in ihrem ZEIT-Interview ganz klar einen Zusammenhang zwischen solchen Sparvorgaben und einer zunehmenden Ohnmacht der Jugendhilfe, tatsächlich helfen zu können.

Die "Kultur des Hinsehens" (Merkel) sollte sich die Kanzlerin mit ihrer Sparpolitikerrige in der Tat verordnen und zwar von ganz oben bis in die Gemeindeparlamente. Sie sollte die zunehmende Kinderarmut (hier und hier beobachten, das Absacken der kinderreichen Familien und der Alleinerziehenden unter die Armutsgrenze. Dieses Armutzeugnis

verdanken wir unter anderem "Hartz IV" und den vielen knapp bezuschussten Miniarbeitsplätzen, die unsere Arbeitslosenstatistik schönen aber gleichbedeutend mit Armut und Abwesenheit von Erziehungspersonen im Haushalt mit Kindern sind. Die psychosoziale Prävention sollte wie ein behütetes und nach allen Möglichkeiten gefördertes Aufwachsen der Kinder und Jugendlichen in diesem Land unser aller Anliegen sein und mit genügend Steuermitteln sicher gestellt werden.

Die Jugend ist unsere Zukunft. Langfristig muss die Zusammenarbeit der um Kinder und Jugendliche bemühten Einrichtungen möglichst mit einer gemeinsamen großzügigen Finanzierung institutionalisiert werden. Was spricht dagegen, vom Krankheitsbegriff (Diagnosen) weg zur interdisziplinären psychosozialen und medizinischen Prävention und Hilfestellung als Gemeinschaftsanliegen zu kommen und diese von null bis 25 Jahren als staatlich gewährleistete frei Heilsfürsorge kombiniert mit Jugendwohlfahrt zu etablieren? Geiz? (In diesem Zusammenhang sei noch mal auf eine ganz wichtige Fortbildung im April 2008 hin gewiesen, die als großes interdisziplinäres Symposium zur Zukunft des Gesundheitswesens geplant ist.

Es kann nicht darum gehen, Gelder für Kontrollen auszugeben, um sicher zu stellen, dass die immer spärlicheren Unterstützungsleistungen nicht von wenigen missbräuchlich angehoben werden. Die Sozialarbeiter haben anderes und besseres gelernt und werden mit knappen Mitteln und viel zu wenig Stellen ebenfalls "verheizt", wenn sie die sozialen Missstände ungerechter Ressourcenverteilung korrigieren sollen. Hilfen müssen angeboten werden und angemessen sein. Sie zu nehmen, darf nicht beschämen. Von einer solchen Sozialpolitik sind wir weiter entfernt, als zuvor, denn die Jugendhilfe bekommt auch von den lokalen politischen Entscheidungsträgern immer weniger Mittel zur Verfügung gestellt.

Die toten Kinder klagen uns alle, die Wähler und die Politiker an, nicht nur irgendwelche vermeintlich direkt Verantwortlichen, die es vermutlich auch gibt. Aber das entlastet uns nicht. Es geht nicht um populistische Sprüche und Kontrolle. Die spektakulärsten Tragödien spielten sich unter den Augen der Kontrolleure ab. Um den Hilfebedarf zu ermitteln und das Vertrauen der Klienten zu gewinnen, benötigt man viel Engagement, Zeit, Geld und einen Verzicht auf Besserwisserei, autoritäres Gehabe und auf bürokratische Hürden. Dann besteht die Chance, dass sich manche auch noch rechtzeitig für einen anderen Ausweg öffnen, als stumpfsinnige Wut oder brutale Verzweiflung. Doch selbst damit würde man vermutlich nicht jedes Unglück verhindern können.

Michael Schlicksbier-Hepp, Wilhelmshaven.

ANMERKUNG:

Weitere Veröffentlichungen im Forum „Die Außer der Reihe-Reihe“. VERANSTALTUNGSHINWEIS
MEDIZIN, PSYCHOLOGIE, THERAPIE, PSYCHOSOZIALE PRÄVENTION: Wenn Gesundheit als Ware auf dem Markt gehandelt wird, hat dies Auswirkungen. Welche Wirkungen und Chancen, aber auch Risiken und Nebenwirkungen das für die helfenden Beziehungen hat, diskutieren am 18. und 19.4.2008 im Kulturzentrum PFL Oldenburg (Oldb.) Wissenschaftler, Therapeuten, Anbieter und Nutzer des Gesundheitswesens. Es ist Ziel der Veranstalter, konkrete Visionen mit allen Anwesenden zu entwickeln. Infos im Internet unter der Veranstalterhomepage.

Posted by Tom Levold in Beiträge, Debatte at 00:00

Monday, December 24. 2007

systemmagazin Adventskalender: kongressen

Tagungen und Kongresse zu besuchen, ist eine anspruchsvolle Betätigung, aber noch kein Verb. Das dazugehörige Verb heißt logischerweise "kongressen" und wurde von systemmagazin-Leserin Katrin Richter erfunden, die als Diplom-Psychologin und systemische Paar- und Familientherapeutin in Laboe bei Kiel lebt und arbeitet - und offenkundig ausgesprochen gerne kongressst. Sie ist der Einladung gefolgt (herzlichen Dank!), einen Beitrag zum diesjährigen Adventskalender zu verfassen, allerdings nicht der Vorgabe, mindestens 3.000 Zeichen zu schreiben. Stattdessen hat sie sich bemüht, unter 50 Worten zu bleiben - es wurden dann aber doch ein paar mehr. Zur Bescherung. Lesen Sie selbst...Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, December 23. 2007

systemmagazin Adventskalender: Mein erster Kongress - in ausgetretenen Schuhen

Was ist der Besuch eines Kongresses gegen das Veranstellen eines solchen? Nun, zumindest in Kategorien der Anstrengung und Aufgeregtheit wohl ein Vielfaches. Rosmarie Welter-Enderlin hat während ihrer Zeit am Institut für Ehe und Familie in Zürich und vor allem als Leiterin des Meilener Ausbildungsinstitutes mit ihrem Team in regelmäßigen Abständen internationale Tagungen organisiert, die mit ihren innovativen Themenkonzeptionen einen ganz festen Platz ganz im systemischen Diskurs der letzten drei Jahrzehnte innehaben. Heute erinnert sich Rosmarie an ihren ersten Kongress, der ganz in eigener Regie unter dem Stichwort "Familienwelten" 1990 in Zürich stattfand. Unter anderem geht es, soviel sei an dieser Stelle verraten, um eine "Krankenschwester", die den KongressteilnehmerInnen eine ganz besondere Behandlung zuteil werden ließ. Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Saturday, December 22. 2007

systemmagazin Adventskalender: Halma auf der DGA

Cornelia Tsigotis, Systemische Therapeutin und Lehrerin für Hörberhinderte in Aachen, die für "Tagungen und Extrawürste" eigentlich keine Zeit hat, schildert heute doch noch Tagungserlebnisse, die sie als Audiologin in der Systemischen Szene und Systemikerin in der audiologischen Szene gemacht hat. Bindeglied ist Mr. H. bzw. Mr. Hörschaden, der ihre Arbeit seit langem begleitet und auch als Ohr mit zwei Beinen in ihrem Beitrag zu besichtigen ist. Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Friday, December 21. 2007

systemmagazin Adventskalender: Emmy Werner wackelt auf dem Stuhl

Emmy Werner ist eine Pionierin der Resilienzforschung und ihre langjährige Forschungsarbeit wurde auf dem Zürcher Resilienzkongress, der 2005 von Rosmarie Welter-Enderlin und ihrem Meilener Team veranstaltet wurde, hierzulande weithin bekannt gemacht. Andrea Lanfranchi, systemmagazin-Autor und auf dem Kongress zuständig für die technische Unterstützung von Emmy Werner, hatte einige Sorge, ob sie nicht während ihrer Präsentation vom zur Verfügung gestellten Hocker fallen würde. Dies war nicht nur nicht der Fall, vielmehr besuchte Emmy Werner auch den Workshop von Andrea, was ihn wiederum ein wenig ins Wackeln brachte. Mit Humor und Respekt konnten diese wackeligen Situationen aufgelöst werden. Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:17

Thursday, December 20, 2007

systemmagazin Adventskalender: Kurt Ludewig im Doppelpack

Heute gibt es das Kalendertürchen Ferienanfangsbedingt ein bisschen später. Dafür gibt es heute Kurt Ludewig im Doppelpack. In seiner Kongressgeschichte erinnert er sich an das Jahr 1984, als er zu einer Tagung nach Calgary reiste, zu der Karl Tomm eingeladen hatte. Dort lernte er Humberto Maturana und Heinz von Foerster kennen, der ja bekanntermaßen nicht nur zaubern konnte, sondern auch in der Lage war, in einem völlig überfüllten Restaurant noch einen Tisch zu besorgen. Zum Adventskalender... Darüberhinaus hat Kurt Ludewig im aktuellen Heft des Psychotherapy Networker einen Artikel der Psychotherapieforscher Scott Miller, Mark Hubble & Barry Duncan gefunden, den er nachfolgend zur Lektüre wärmstens empfiehlt und der auch online gelesen werden kann. Lesen Sie bitte hier weiter: Kurt Ludewig: Was macht „supershrinks“ oder über die Verbesserung des wichtigsten Faktors erfolgreicher Psychotherapien: der/die Therapeut/in. Ein Aufsatz von Scott Miller, Mark Hubble & Barry Duncan: „Supershrinks. What is the secret of their success?“ Psychotherapy Networker, Nov.-Dic. 2007. Aus eher sentimental als fachlichen Gründen habe ich es trotz Berentung bisher nicht fertig gebracht, mein Abonnement beim US-amerikanischen Fachmagazin „Psychotherapy Networker“ (früher: Family Therapy Networker) aufzugeben. Durch diese Zeitschrift bin ich hier und da auf Entwicklungen aufmerksam geworden, die erst viel später in der eigentlichen Fachliteratur der bewährten Journals berücksichtigt wurden. Das hat mich zuweilen veranlasst, in die spezialisierte Fachliteratur gezielter zu schauen oder die entsprechenden Bücher zu bestellen. Nun hat mich ein Aufsatz aus dem Heft von November-Dezember 2007 wieder einmal begeistert, und ich möchte diese Freude mit anderen teilen. Deshalb die folgenden Zeilen. Sie sollen im Einverständnis mit Tom Levold auf den Link zur Web-Version des Aufsatzes hinweisen. In Kürze gesagt, der Aufsatz betreibt eine weitere Demontage der konventionellen, phänomeninadäquaten, weil den Naturwissenschaften entlehnten, main-stream Psychotherapieforschung. Die mittlerweile auch in Deutschland bekannten Forscher aus dem Institute for the Study of the Therapeutic Change Scott Miller, Mark Hubble und Barry Duncan haben bereits dazu beigetragen, einige der bis dahin unhinterfragten Selbstverständlichkeiten der Psychotherapieforschung als weitgehend steril und nichts sagend zu enthüllen (vgl. The Heart and Soul of Change, 1999; deutsch: So wirkt Psychotherapie, 2001). In dem populärwissenschaftlich verfassten Aufsatz des Networkers gehen sie auf leicht verständliche, fast joviale Weise der Frage nach, was denn tatsächlich in der Psychotherapie wirkt und erfolgreiche von erfolglosen Therapien unterscheiden lässt. Ihr Ziel reicht über die bereits bekannte Tatsache hinaus, dass „who provides the therapy is a much more important determinant of success than what treatment approach is provided“. Anstelle der üblichen Fahndung nach wirksamen Interventionen explorieren sie den Unterschied zwischen sog. „supershrinks“ und „pseudoshinks“ (Amerikanismus: Superpsychotherapeut/-Seelenklempler und Pseudopsychotherapeut). Sie berichten, dass sie auf diesem Wege mit der Arbeit des schwedischen Psychologen K. Anders Ericsson konfrontiert wurden. Dieser „expert of experts“ hatte Jahrzehnte lang die Herausragenden unter Sportlern, Wissenschaftlern, Künstlern, Piloten usw. mit dem Ziel untersucht, was sie von anderen Menschen unterscheidet (vgl. Cambridge Handbook of Expertise and Expert Performance). Eines seiner verblüffenden Erkenntnisse war es, dass überragende Fertigkeiten nicht in erster Linie auf genetische Faktoren zurückzuführen sind. Der Schlüssel zur überragenden Leistung lag vielmehr in dem, was Ericsson „deliberate practice“ (vorsätzliches bzw. gezieltes Üben) genannt hat. Damit meint er nicht die Menge an Zeit, die mit Üben verbracht wird, sondern vielmehr „the amount of time specifically devoted to reaching for objectives just beyond one's level of proficiency“. Einfach gesagt, ausgezeichnete Leistungen gehen auf das Bemühen zurück, über die eigenen Leistungen hinaus zu reichen. Um dies aber erreichen zu können, ist es nach Ericsson entscheidend, Achtsamkeit (awareness) für Feedbacks zu entwickeln. Die Alternative nämlich, sich mit dem eigenen Urteil über seine Leistungen abzufinden, schließe die Möglichkeit für Verbesserung weitgehend aus. Mit Blick auf diese Erkenntnisse unterzogen Miller und Kollegen ihre Studien über zahlreiche Therapeuten einer erneuten Analyse. Dabei erfuhren sie unter anderem, dass die am wenigsten effektiven Therapeuten sich als mit den effektivsten vergleichbar dachten. Gepaart mit dem Glauben, dass Erfolg in Therapien auf spezifische Methoden oder Techniken zurückgeht, achten erfahrene Therapeuten mit zunehmender Meisterschaft immer weniger auf sich selbst und vertrauen statt dessen eher auf ihre Kenntnisse. Die Menge an Erfahrung sei aber allein kein Garant für bessere Leistungen. Nimmt man darauf bezogen die enorme Vermehrung der Methoden und Techniken der Psychotherapie in den letzten 30 Jahren in Betracht, stellen die Autoren fest, dass no measurable improvement in the effectiveness of psychotherapy has occurred. Die Psychotherapie sei in ihrer nachgewiesenen Wirksamkeit seitdem konstant geblieben. Gegenüber dieser Stagnation stellen Miller und Kollegen fest, dass es Möglichkeiten gibt, die Ergebnisse von Therapien durch Verbesserung der Leistungsfähigkeit von Therapeuten zu steigern. Dafür haben sie drei Komponenten als zentral ausgemacht: 1) Bestimmung der eigenen Baseline für Effektivität, 2) gezieltes Üben (deliberate practice) und 3) Feedback erfragen. Diese drei Faktoren würden gemeinsam wirken, um einen "cycle of excellence" zu ermöglichen. Sollte sich diese Einschätzung als hilfreich erweisen, wäre damit

ein weiterer Schritt in Richtung auf die arg notwendige Erkenntnis gegeben worden, dass eine Psychotherapieforschung, die sich im Wesentlichen für methodologische Wirksamkeit interessiert, nicht nur phänomenologisch falsch konzipiert, sondern darüber hinaus insofern schädlich ist, als sie die Blickrichtung auf sekundäre Aspekte lenkt und so die Fortentwicklung der Psychotherapie behindert (vgl. u.a. Wissenschaftlicher Beirat Psychotherapie in Deutschland). Wer Lust auf die praktische Anwendung dieses Ansatzes bekommen hat, findet einiges darüber im nächsten Aufsatz des gleichen Hefts: Barry Duncan, Scott Miller & Mark Hubble „How being Bad can make you Better. Developing a Culture of Feedback in your Practice“.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 08:26

Wednesday, December 19, 2007

systemmagazin Adventskalender

Wenn man Eltern hatte, die bei Reisen immer nur auf das Essen und Schlafen achteten und man dann selbst bemerkt, dass Essen und Schlafen (neben anderen Faktoren) nicht unerheblich die eigenen Erinnerungen an Reisen - und Kongresse - prägen, kann das zu denken geben. Lothar Eder beschreibt heute in seinem - wie immer - ergötzlichen Kongressbericht für den systemmagazin Adventskalender, wie er bei schlechtestem Wetter im Frühjahr 1993 am Lago d'Orta im Kampf mit schwer verdaulichem italienischem Weißbrot und einer noch unverträglicheren italienischen Matratze erstmals dem Phänomen Hellinger begegnet und schließlich von Stephen Lankton unbeabsichtigt mit einer riesigen metallenen Schraube und Mutter von seinen Beschwerden erlöst wird, ohne dass ein Psychoanalytiker zu Rate gezogen werden musste. Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:04

Tuesday, December 18. 2007

systemmagazin Adventskalender: Intensiv und respektvoll

Heute berichtet Eugene Epstein aus Wilhelmshaven von seiner ersten Begegnung mit Harry Goolishian, die 1982 in New York in einem Workshop auf der „American Orthopsychiatry Association Annual Conference“ stattfand. Eugene war nicht sofort hingerissen, sondern diese Begegnung hatte auch Auswirkungen auf seinen weiteren professionellen Werdegang: "Auf jeden Fall war ich von Harry so gefesselt, dass ich einige Jahre später, als Harlene Anderson mich einlud, einige Zeit am Galveston Family Institute zu verbringen, meine Taschen packte und sofort hinfuhr, um dort zunächst als Fellow, dann als Lehrtherapeut zu bleiben, bis kurz vor Harrys Tod."Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Monday, December 17. 2007

systemmagazin Adventskalender: Reisen bildet

Vor wenigen Tagen konnte an dieser Stelle noch Jürgen Hargens zum 60. Geburtstag gratuliert werden. Dass er in der Vergangenheit ein fleißiger Tagungsbesucher war, kann man ihm nicht gerade nachsagen. Aber auch er hat in seinen Erinnerungen gekramt und einen Beitrag für den systemmagazin-Adventskalender verfasst. Anfang der 80er Jahre wurde er von Paul Dell zu einer Konferenz mit Humberto Maturana in Virginia Beach eingeladen. Jürgen Hargens ergriff flugs die Gelegenheit zu seinem ersten USA-Aufenthalt, der sehr zu seiner internationalen Vernetzung und deren Niederschlag in der Zeitschrift für systemische Therapie beitrug. Allerdings lernte er hier nicht nur interessante Menschen kennen, sondern auch Eigenarten der US-amerikanischen Kultur: "... die USA sind eine mir fremde Kultur. Am Tag nach der Veranstaltung war ich bei Paul zuhause, wo auch Humberto wohnte. Paul wollte mit uns an den Strand und fragte ‚Are you ready?‘, was ich bejahte. Humberto sah mich lächelnd an und meinte: ‚You are not ready‘, um mir zu erklären, dass ich, wie er vermutete, meine Badehose nicht drunter hätte, denn es sei verboten, sich am Strand umzuziehen. Für einen Norddeutschen eine ungewöhnliche Vorschrift." Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, December 16. 2007

systemmagazin Adventskalender: Brutalstmögliche Selbstaufklärung

Der heutige Kalenderbeitrag greift ganz tief ins hinterste Regal und erzählt von der zweiten Jahrestagung der Deutschen Arbeitsgemeinschaft für Familientherapie, die 1980 in Erlangen stattfand, zum Thema "Familientherapie und Politik". Der systemische Ansatz war noch im Embryonalstadium und hatte hier ohnehin noch nicht so richtig Platz - in der Rivalität der familientherapeutischen Hochburgen Gießen und Heidelberg hatte die Gießener Fraktion noch die Oberhand. Für Tom Levold spielte das damals noch nicht so die große Rolle, er war vielmehr mit einem unvergesslichen Selbsterfahrungserlebnis beschäftigt. Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Saturday, December 15. 2007

systemmagazin Adventskalender: Utilisierung und Perspektivenwechsel

Manfred Vogt vom Norddeutschen Institut für Kurzzeittherapie NIK erinnert sich in kurzen Anekdoten an Steve de Shazer und John Weakland auf der Brief Therapy Conference 1989 in San Francisco und an Jürgen Kriz auf der SG-Tagung in Mainz 2007 - die sich ihm als Beispiele für Utilisierung und gelungenem Perspektivenwechsel eingeprägt haben. Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Friday, December 14. 2007

systemmagazin Adventskalender: Professor oder Praktikant

Stellen Sie sich mal vor, Sie beginnen ein Praktikum beim Jugendamt just an dem Tag, an dem Ihr Anstellungsträger eine kleine Tagung ausrichtet. Sie kommen herein und werden gleich für den Professor gehalten, der das Hauptreferat hält. Oder andersherum, Sie sind Professor für Soziale Arbeit, kommen zur Tagung, auf der Sie das Hauptreferat zu halten eingeladen sind und werden als der neue Praktikant begrüßt. Was ist unangenehmer? Und für wen? Heiko Kleve ist das letztere passiert und berichtet heute im Adventskalender darüber. Die Moral von der Geschichte: "Wenn du die Sinnhaftigkeit von Verhalten verstehen willst, erweitere deinen Blick!" Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Thursday, December 13. 2007

systemmagazin Adventskalender: Varela, Luhmann, von Foerster und andere

Heute gilt es nicht nur von einer schönen Begegnung mit Heinz von Foerster zu berichten, sondern auch von einer damit im weiteren Sinne verbundenen mysteriösen Begebenheit. Rudolf Klein und Barbara Schmidt-Keller erinnern sich an das legendäre Forum der IGST mit Niklas Luhmann, Heinz von Foerster und Francesco Varela aus dem Jahre 1986, dessen Dokumentation im Suhrkamp-Bändchen "Lebende Systeme" verewigt worden ist. Die - alle bereits verstorbenen - Matadores hielten nicht nur Workshops ab, sondern wurden auch auf einem Podium von systemischen PraktikerInnen befragt. Interessant ist, dass sich Rudolf Klein und Barbara Schmidt-Keller sehr gut an Tom Levold als einen der Podiumsdiskutanten erinnern konnten. Noch interessanter aber ist dabei, dass dieser zwar tatsächlich dazu eingeladen worden war, seine Teilnahme aber kurzfristig wegen einer Erkrankung absagen musste und der verpassten Gelegenheit zur Diskussion heftig nachtrauerte. Nichtsdestoweniger lässt sich sagen, dass diese Vergangenheitskonstruktion insofern absolut plausibel ist, als das Gewünschte und Geplante mit dem leider nicht Erfolgte, aber dennoch Erinnernten gut zusammenfällt. Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Wednesday, December 12, 2007

systemmagazin Adventskalender: Lebkuchen und Druckmaschinen

Heidelberg? In systemischen Kreisen ein eingeführter Kongress- und Tagungsort. Nun ja, nicht für jeden. Bevor Edelgard Struß, systemische Supervisorin und Coach aus Köln, sich 2004 erstmals aufmachte, um eine systemische (Supervisions-)Tagung in Heidelberg zu besuchen, stellte sie sich nach eigenem Bekunden Heidelberg als eine Melange aus Lebkuchenhäuschen, Lebkuchenuniversität und Lebkuchenschloss einerseits sowie Ingenieurbüros und Druckmaschinenhallen andererseits vor. Nichts von alledem war wahr, stattdessen war sie so fasziniert vom Tagungsort der systemischen Supervisionstage 2004, die im Veranstaltungszentrum der Heidelberger Druckmaschinen AG stattfand, dass sie sich aus dem Tagungsprogramm auskoppelte und andere Eindrücke auf sich wirken ließ. Lesen Sie ihren amüsanten Bericht imAdventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Tuesday, December 11. 2007

systemmagazin Adventskalender: Macht doch was Ihr wollt

Ulrich Schlingensiepen aus Stuttgart erinnert sich an die Supervisionstagung der Systemischen Gesellschaft, die im September 2003 in Berlin vom Supervisionsausschuss veranstaltet wurde und an der auch der verstorbene Heinz Kersting noch maßgeblich beteiligt war. Von ihm wurde Ulrich Schlingensiepen zu einem Workshop eingeladen mit der Vorgabe "Mach was Du willst", den er dann mit Ilona Lorenzen auch angeboten hat: "Es war ein absoluter Bruch mit dem klassischen Kongress-Design. Vorträge, Redner, Experten, Beiträge von Teilnehmern, die sich für ein bestimmtes Thema interessieren und Workshops besuchen, von denen sie annahmen, Wissen zu akkumulieren, unterhalten zu werden. Das alles wollten wir nicht. Unsere Idee war, mit diesem Beratungsdesign einen Resonanzkörper zu konstruieren, der gleichermaßen die Möglichkeit bot, Selbstreflexionsprozesse zu initiieren und Impulse zu entfachen." Genaueres lesen Sie im heutigen Adventskalender [Zum Adventskalender...](#)

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Monday, December 10, 2007

systemmagazin Adventskalender: In Ulm, um Ulm und über Ulm

Susanne Altmeyer ist auf der diesjährigen Tagung der DGSF zur Schatzmeisterin gewählt worden. Vor der Wahl bestieg sie, beistandssuchend das Ulmer Münster, ein Tagungserlebnis der besonderen Art: "Auf dem Weg nach unten denke ich darüber nach, was diese Aktion mit meiner bevorstehenden Kandidatur für den DGSF-Vorstand zu tun hat. Ist es ein Zeichen von Arroganz und narzisstischer Selbstüberhöhung, vor einer solchen Wahl auf einen sooo hohen Turm zu steigen, und hat Über-Ulm etwas mit meinem Über-Ich zu tun? Werde ich mich im Vorstand so fühlen wie auf dem Turm: überfordert, blind und isoliert, angewiesen auf positive Umdeutungen suboptimaler Umstände?". Für die Handhabung des Vorstandsamtes wünscht systemmagazin eine gute Hand. Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, December 9. 2007

systemmagazin Adventskalender: Konstruktivismus – selbst erlebt!

Corina Ahlers berichtet heute von einer gruppendynamischen Tagung des Österreichischen Arbeitskreises für Gruppendynamik und Gruppentherapie (ÖAGG) in Alpbach, bei der, der damaligen Stimmung entsprechend, wüste gruppendynamische Experimente abgehalten wurden, deren Zeuge sie gemeinsam mit Fritz Simon werden konnte, mit dem sie damals eine Kleingruppe leiten sollte. Sehr schön geht aus ihrer Erzählung hervor, wie durch eine spezielle gruppendynamische Intervention die Konstruktion eines berührend schönen Kindheitserlebnisses evoziert und sogleich durch die kommunikative Offenlegung der Intervention (und ihres weniger schönen Hintersinns) wieder zerstört wurde. "sere systemische Frage war: Wie hätten wir es schaffen können, die schöne Kindheitserzählung so zu würdigen, dass er sich dafür nicht genierte, sondern an ihr gewachsen wäre?"Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Saturday, December 8, 2007

systemmagazin Adventskalender: Der Mensch hinter der Wissenschaft

Heute ist der Wieslocher Organisationsberater und Transaktionsanalytiker Bernd Schmid an der Reihe. Ihm sind Begegnungen mit Francesco Varela und Niklas Luhmann eingefallen, die ihn bei aller theoretischer Abstraktion durch ihre persönliche Warmherzigkeit und Leidenschaftlichkeit beeindruckt hatten, wenngleich ihm auch Zweifel kamen, inwiefern Person und Theorie bei beiden zur Deckung zu bringen gewesen seien: "Letztlich hat es mir klar gemacht, dass für mich der Mensch hinter der Wissenschaft bzw. hinter der Profession für die Glaubwürdigkeit und Passung zu meinen Orientierungen und Wirklichkeiten entscheidend wichtig ist." Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Friday, December 7. 2007

Systemmagazin Adventskalender: Sachen gut zu Ende bringen

Zunächst gilt es an dieser Stelle, einen neuen systemmagazin-Autor vorzustellen, herzlich willkommen! Ruppert Heidenreich, Aachener, systemischer Supervisor, Freund und Nachbar des verstorbenen Heinz Kersting, Ministerialbeamter a.d. im Kultusministerium des Landes NRW, hat schöne Erinnerungen an die Heidelberger Tagung, bei der es - kurz vor seiner Pensionierung - darum ging, wie man Sachen gut zu Ende bringt: "Der Kongress war zu Ende. Auf der Zugfahrt nach Hause habe ich nicht gelesen, keine Musik gehört, nichts geschrieben. Ich habe zum Fenster hinaus gesehen und die Gedanken formierten sich zur Gestaltung meines Abschieds im Ministerium. Als Erstes stellte ich mir vor, dass mein Nachfolger / meine Nachfolgerin meine Arbeit weiter führt und manches vielleicht besser oder erfolgreicher machen kann als ich. Das Gefühl war da: Es gibt im Ministerium ein Leben nach mir. Ich muss gar nicht alles bis zur Pensionierung fertig machen. Und meine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter werden mich dafür lieben." Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Thursday, December 6, 2007

Systemmagazin Adventskalender: Science? Fiction? Oder Was?

Zum Nikolaus gibt es heute einen längeren Text, der - ausnahmsweise - nicht für den Adventskalender geschrieben wurde. Oliver König hat im Mai 1996 die IGST-Tagung in Heidelberg über „ScienceFiction - Fundamentalismus und Beliebigkeit in Wissenschaft und Therapie“ besucht, wo es offensichtlich hoch herging. Diesen Text hat er in der Familiendynamik im ersten Heft 1997 als Tagungsbericht veröffentlicht, und weil er so wunderbar erzählt ist, taucht er als schöne Beigabe zum Adventskalender an dieser Stelle wieder auf. Oliver König schreibt: "Selten habe ich mich auf einem Kongress über so vieles geärgert, selten habe ich dabei aber auch so viel gelernt. Das war es allemal wert. So möchte ich zum Abschluß noch eine Austreibung der Geister, guter wie böser, Teufel wie Engel, vornehmen. Und wie treibt man Geister am besten aus: Natürlich mit einem anderen Geist!", nämlich: Max Weber (und jedenfalls nicht: mit Nikolaus). Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Wednesday, December 5, 2007

Systemmagazin Adventskalender: Frucht weiblicher Indoktrinationen

Hans Lieb schildert heute in einer Kongressgeschichten-Miniatur, wie er als "System-Neuling" mit intensiven Training in Gender-Sensitivität erstmals auf einem Kongress mit systemischer Prominenz in Kontakt kam bzw. eigentlich auch nicht - alles in allem also eine eher ernüchternde Kongresserfahrung. Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Tuesday, December 4, 2007

Systemmagazin Adventskalender: Kongressgeschichten

Luigi Boscolo hat als Mitglied des "Mailänder Teams" um Mara Selvini Palazzoli und später mit Gianfranco Cecchin auf unzähligen Tagungen und in noch unzähligeren Workshops und Seminaren die Vorstellungen vieler Systemischer TherapeutInnen der ersten und zweiten Generation über die Arbeit mit psychiatrisch diagnostizierten Indexpatienten nachhaltig geprägt. Im heutigen Adventskalender berichten Thomas Keller aus Köln und Ulrike Borst von Erlebnissen anlässlich einer Live-Demonstration von Luigi Boscolo, die ihren eigenen professionellen Entwicklungen eine nachhaltige Veränderung beschert haben. Thomas Keller fand Ende der 70er Jahre, wonach er die ganze Zeit gesucht hat, bei Ulrike Borst blieb kein Stein auf dem anderen: "Die folgenden fast zwei Jahrzehnte lang bemühte ich mich – mit Erfolg, wie ich glaube – darum, die scheinbar unvereinbaren Positionen der verhaltenstherapeutischen und der systemischen Variante der Familientherapie unter einen Hut zu bekommen. Für die Verhaltenstherapie als ‚Schule‘ war ich allerdings verloren und machte eine systemische Weiterbildung". Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Monday, December 3. 2007

systemmagazin adventskalender: Kongressgeschichten

Dörte Foertsch vom Berliner Institut für Familientherapie steuert eine kleine Erinnerung an eine Tagung mit Tom Andersen bei, der in Osnabrück vor 300 TeilnehmerInnen eine Life-Konsultation mit einer Familie und ihrem Therapeuten durchführte und dabei einen bleibenden Eindruck hinsichtlich der praktischen Wirksamkeit des Konzeptes des "reflecting Teams" bei der Autorin hinterlassen hat.systemmagazin Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, December 2. 2007

systemmagazin adventskalender: Kongressgeschichten

Nach der Eröffnung des systemmagazin Specials mit Kongressgeschichten am gestrigen Tag kommt heute Wolfgang Loth zu Wort, der sich an eine Veranstaltung mit Steve de Shazer erinnert: "Und jemand wollte mehr wissen, wollte wissen, wie es denn in Steves eigenem Leben funktioniere, was er hier so lösungsorientierend erzähle. Die Antwort kam unmittelbar: ‚Study your own business!‘, bellte er den Fragesteller an, gefolgt von ‚Next question!‘“. Dass Wolfgang Loth dieser Antwort im Nachhinein eine Menge abgewinnen kann, können Sie in seinem Beitrag nachlesen. Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Wednesday, May 23. 2007

Nachruf auf Tom Andersen

Michael Schlicksbier-Hepp, Oberarzt an der Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie und -psychotherapie im Reinhard-Nieter-Krankenhaus Wilhelmshaven hat einen ausführlichen Nachruf auf Tom Andersen verfasst, den er freundlicherweise dem systemmagazin zur Veröffentlichung zur Verfügung gestellt hat: "Ich kannte ihn als beeindruckenden Vortragenden und Lehrer von einigen Workshops, die wir in unserer Klinik veranstaltet haben. Seine besondere Art des konzentrierten Zuhörens strahlte eine warme Präsenz sowohl für seine Klienten wie für seine Mitarbeiter aus. Mit absoluter Aufmerksamkeit hörte er auf das gesprochene Wort und beobachtete er auch die nonverbalen Botschaften, die Haltungen und die Anspannung der Mimik. Er bezog sich im Gespräch mit den Klienten und in der Reflektion des Gespräches mit Kollegen vor den Klienten stets auf das, was gesagt wurde und verzichtete auf die Ausbreitung von Spekulationen, die den Klienten zum Objekt machten. So waren ihm psychiatrische Diagnosen auch sehr suspekt und er warnte vor ihren eingrenzenden und verstümmelnden Auswirkungen. Stattdessen ermutigte er seine Gesprächspartner durch taktvolle, aber auch nahegehende Fragen, die ihnen wichtigen Gefühle, Erlebnisse und Bedürfnisse in Worte zu fassen und mit ihm über ihre Bedeutung dieser Wort zu sprechen."Zum vollständigen Nachruf...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 10:32

Tuesday, April 3. 2007

Paul Watzlawick ist gestorben

Paul Watzlawick ist am 31. März 2007 in Palo Alto, Kalifornien, nach einer schweren und langwierigen Krankheit im Alter von 85 Jahren gestorben. Nach einem Studium der Philosophie und moderner Sprachen an der Universität Venedig machte er von 1950 bis 1954 eine psychotherapeutische Ausbildung am C.G.Jung-Institut in Zürich. Von 1957 bis 1960 nahm er eine Professur für Psychotherapie in El Salvador. Ab 1960 war er Mitglied des Mental Research Instituts (MRI) in Palo Alto, von wo aus er durch viele Veröffentlichungen und zahllose Vorträge weltweit wirkte. Andrea Brandl-Nebehay formuliert im "personenlexikon psychotherapie": "Watzlawicks Verdienst besteht vor allem darin, die sprühenden Ideen der Forschergruppe in Palo Alto (Gregory Bateson, Don Jackson, John Weakland, Jay Haley u.a.) formuliert, mit Beispielen aus der Literatur und Fallbeispielen versehen und so einem weiten Publikum verständlich gemacht zu haben" (497). Diese Stärke offenbart sich nach wie vor in den enormen Verkaufszahlen seiner Bücher. Seine "Anleitung zum Unglücklichsein" ist in der deutschen Fassung bereit in 23 Auflagen erschienen und gehört gegenwärtig zu den meistverkauften Büchern überhaupt. Im systemmagazin sind ausführliche Besprechungen seines Klassikers "Menschliche Kommunikation" (von Hildegard Katschnig und Kurt Ludewig) zu finden. Wendel A. Ray, Professor für Family Systems Theory an der Universität Louisiana und Senior Research Fellow am MRI hat einen von der Familie Paul Watzlawicks autorisierten Nachruf verfasst, der dankenswerterweise von Monika Broecker ins Deutsche übersetzt wurde:

Paul Watzlawick, ein Pionier der Familientherapie, Systemtheorie und konstruktivistischen Philosophie starb am Samstag, den 31. März 2007 in seinem Haus in Palo Alto. Er war 85 Jahre alt. Er starb an Herzversagen, berichtete ein Sprecher am Medizinischen Zentrum der Stanford Universität. Ende 2006 gab Paul Watzlawick nach 46 Jahren hauptsächlich wegen altersbedingter Krankheit sein Büro am Mental Research Institute (MRI) auf und setzte sich zur Ruhe. Auf Wunsch von Dr. Watzlawick wird sein Körper der Wissenschaft zu Verfügung gestellt. Es wird keine Trauerfeier geben. Dr. Watzlawick hat viele einflussreiche und auf der ganzen Welt gelesene Beiträge zu Systemtheorie und Familientherapie geleistet. Der Autor von 22 Büchern, die in mehr als 80 Sprachen übersetzt wurden, darunter: "Menschliche Kommunikation", "Lösungen", "Die erfundene Wirklichkeit" und "Wie wirklich ist die Wirklichkeit" war international bekannt für seine Beiträge zu Kommunikationstheorie und Praxis der Kurzzeittherapie sowie der auf menschliche Interaktion angewandten Kybernetik und konstruktivistischen Theorie. Dr. Watzlawick promovierte 1949 an der Universität von Venedig (Cà Foscari) in Philosophie und Modernen Sprachen. Weiterbildung am C.G. Jung Institut in Wien. Seit November 1960 war er Mitglied am Mental Research Institute (MRI). Zur Zeit seines Todes war er Senior Research Fellow am Mental Research Institute (MRI), Gründungsmitglied des Teams am MRI Kurzzeittherapiezentrum und Professor Emeritus an der Medizinischen Fakultät in den Abteilungen Psychiatrie und Verhaltenswissenschaften der Stanford Universität. Dr. Watzlawick gehört zu den bekanntesten Vertretern auf den Gebieten Kommunikation und konstruktivistische Theorie, Familientherapie und Kurzzeittherapie. Er war Träger vieler Preise und Ehrungen darunter die folgenden: Prix Psych 1971/9 Paris; Distinguished Achievement Award, American Family Therapy Association, 1981; Outstanding Teacher Award, Psychiatric Residency Class 1981, Stanford Univ. Med. Center; the Paracelsus Ring 1987, City of Villach (Austria); Lifetime Achievement Award, Milton H. Erickson Foundation, 1988; Distinguished Professor for Contributions to Family Therapy Award, American Association of Marriage & Family Therapy, 1982; Medal for Meritorious Service, City of Vienna, 1990; Doctor honoris causa, University of Liege (Belgium), 1992; Doctor honoris causa University of Bordeaux III, 1992; Fonorary Medal, Province of Carinthia (Austria), 1993; Author's Award (Nonfiction), Donauland Book Association, Vienna, 1993. Dr. Watzlawick war ein außerordentlich bescheidener, freundlicher und großzügiger Mensch, der von tausenden von Therapeuten und Philosophen auf der ganzen Welt, deren Mentor er war, sehr vermisst werden wird. Er hinterlässt seine Frau Vera, seine Stieftöchter Yvonne und Joanne, seine Schwester Maria Wünsch und seinen Neffen Harald Wünsch in Villach Österreich sowie mehrere Nichten. Dr. Wendel A. Ray Professor für Familien-System-Theorie, Universität Louisiana, Monroe, und Senior Research Fellow Mental Research Institute (MRI) Aus dem Amerikanischen von Monika S. Broecker Werke (Auswahl) • zus. mit Janet H. Beavin, Don D. Jackson: Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien. Huber, Bern 1969, ISBN 3456834578 • zus. mit John H. Weakland, Richard Fisch: Lösungen. Zur Theorie und Praxis menschlichen Wandels. Huber, Bern 1974, ISBN 3-456-80038-X • Wie wirklich ist die Wirklichkeit. Wahn, Täuschung, Verstehen. Piper, München 1976, ISBN 3-492-02182-4 • Die Möglichkeit des Andersseins. Zur Technik der therapeutischen Kommunikation. Bern, Huber 1977, ISBN 3-456-80433-4 (Neuauf. 2002, ISBN : 978-3-456-83895-3) • Gebrauchsanweisung für Amerika. Ein respektloses Reisebrevier. Piper, München 1978, ISBN 3-492-02401-7 • Hrsg.: Die erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben?. Piper, München 1981, ISBN 3-492-02581-1 • Anleitung zum Unglücklichsein. Piper, München 1983 ISBN 3-492-02835-7 • Vom Schlechten des Guten oder Hekates Lösungen. Piper, München 1986, ISBN 3-492-03085-8 • Münchhausens Zopf oder Psychotherapie und "Wirklichkeit".

Huber, Bern 1988, ISBN 3-456-81708-8• Vom Unsinn des Sinns oder vom Sinn des Unsinn. Picus, Wien 1992, ISBN 3-85452-315-7• Wenn du mich wirklich liebtest, würdest du gern Knoblauch essen. Über das Glück und die Konstruktion der Wirklichkeit. Piper, München ; Zürich 2006. ISBN 3-492-04942-7

Posted by Tom Levold in Beiträge at 07:26

Wednesday, March 28. 2007

Pannen-TÜV für laufende Supervisionsprozesse

Haja Molter und Hans Schindler, Lehrtherapeuten und Lehrende Supervisoren des Instituts für Familientherapie Weinheim bzw. des Bremer Instituts für systemische Therapie haben für systemmagazin eine kurze Checkliste zum Thema "Pannen und Fallen in der Teamsupervision" zusammengestellt. Es werden 15 verschiedene Probleme benannt, die im Supervisionsprozess auftauchen können, zu jedem Problem werden stichwortartig Hypothesen in Bezug auf damit verbundene Teamschwierigkeiten skizziert, zudem werden jeweils in knapper Form Fokussierungs- bzw. Interventionsideen unterbreitet. Zum vollständigen Text...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Thursday, March 8. 2007

Respektspersonen

Das Wort Respekt hat bei aller mitschwingenden Ambivalenz ungebrochene Hochkonjunktur, sei es im öffentlichen Leben, in der Jugendszene oder der bei der Mafia. Womöglich handelt es sich hier mittlerweile um ein leeres Konzept, das immer weniger in der Lage ist, in sozialen Zusammenhängen Verbindung zu stiften. Zumindest scheint die personale Attribuierung auf Respektspersonen nicht mehr so einfach möglich zu sein. Hartwig Hansen beklagt jedenfalls in seiner Glosse das Verschwinden von Respektspersonen in der Öffentlichkeit: "Irgendwann und irgendwie hat das aufgehört mit den ‚Respektspersonen‘. Nach meinem Eindruck hielten sich die Medien ehemals noch eher an die gemeinsame Etikette, Politiker und Prominente nicht bloßzustellen. Heute in Zeiten des Auflagen- und Quotenkrieges und der ‚Jedermann-Paparazzi‘ scheint die ‚Richter-Skala‘ des Respekts nach oben offen zu sein – oder sagen wir lieber nach unten." Zu seiner Glosse...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Friday, March 2. 2007

Zur Psychopathologie des Anfangs: Autismus als Störung der Wahrnehmung von Kommunikation

Nur wenige Menschen in unserem Feld verstehen die Kunst, klinische Expertise und systemtheoretische Konzepte in der Darstellung von Problemlagen zu einem höchst praxisrelevanten und zugleich theoretisch befriedigenden Bild zusammenzufügen, so gut wie Roland Schleiffer, Kinder- und Jugendpsychiater und Inhaber des Lehrstuhls für Psychiatrie und Psychotherapie in der Heilpädagogik der Universität zu Köln. In der Systemischen Bibliothek ist bereits ein ausgezeichnete Artikel von ihm über die Funktion selbstverletzenden Verhaltens aus systemischer Sicht zu finden. Nun legt er eine umfassende und hervorragend angelegte Studie über den Autismus vor. systemmagazin freut sich umso mehr, diese bislang noch nicht veröffentlichte Arbeit erstmals einer breiteren Leserschaft vorstellen zu können. Roland Schleiffer macht einen eindrucksvollen Vorschlag, wie sich die Luhmannsche Theorie psychischer und sozialer Systeme ganz allgemein mit den Befunden der Säuglings- und Affektforschung zu einer Theorie der Einführung in soziale Kommunikation verbinden lässt und zeigt auf, dass autistische Kinder aufgrund ihrer fehlenden Möglichkeiten, den Mitteilungscharakter (im Unterschied zum Sachaspekt) von Kommunikation zu entschlüsseln, nicht ausreichend von der Komplexität des sozialen Systems profitieren können, was gravierende Konsequenzen für seine weitere psychosoziale Entwicklung nach sich zieht. Gerade wegen seiner Dichte und überzeugenden theoretischen Stringenz ist der Aufsatz nicht immer leicht zu lesen, aber seine Lektüre unbedingt zu empfehlen. Zur Systemischen Bibliothek...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Thursday, March 1. 2007

Aschermittwoch nachgeholt

Meine sehr verehrten Damen und Herren,so geht's nicht weiter und zwar ab sofort! Und immer immer wieder geht die Sonne auf. Ja, wer hält das auf die Dauer aus, das frag ich Sie! Und was macht die Große Koalition? Sie ist untätig, wie immer! Der Mond ist aufgegangen, die goldnen Sternlein prangen. Ja, das kennen wir doch auch seit Jahren! Nicht einmal das Ozonloch hat substantiell etwas daran geändert! Ich bitte Sie, welche Visionen, welche Neuerungen schlagen die Parteien in dieser Frage vor? Wo ist bitteschön das Modell, das Ökotoxologie und Ösophagitis endlich miteinander vereinbart, statt nur in starren Gegensätzen zu verharren?Zur einzig wahren und gültigen Aschermittwochsrede von Lothar Eder gehts hier lang...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 11:30

Saturday, February 24. 2007

Rosmarie Welter-Enderlin zum 72sten

Heute, am 24.2.2007, wird Rosmarie Welter-Enderlin 72 Jahre alt. Sie hat die deutschsprachige familientherapeutische und systemische Szene mit zahlreichen Vorträgen, Workshops und Veröffentlichungen nachhaltig geprägt, vor allem aber mit ihren wegweisenden Kongressen, die sie mit ihrem Meilener Team in regelmäßigen Abständen in Zürich organisierte, mit denen sie nicht nur bedeutsame Akzente im systemischen Diskurs setzte, sondern auch dafür sorgte, dass bestimmte Themen überhaupt (wieder) Eingang in diesen Diskurs fanden. Mittlerweile hat sich Rosmarie Welter-Enderlin – wie lange geplant – aus dem Institutsbetrieb des von ihr gegründeten Ausbildungsinstituts in Meilen zurückgezogen. Zum Geburtstag bringt systemmagazin ein Interview mit ihr über ihre eigene Lerngeschichte, das kurze Zeit vor ihrem Rückzug aus dem Institut geführt wurde, verbunden mit einem herzlichen Glückwunsch. Zum Interview...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:01

Tuesday, February 20. 2007

Rosmarie Welter-Enderlin: Nachruf auf Jay Haley

Rosmarie Welter-Enderlin schreibt für systemmagazin in ihrem Nachruf auf Jay Haley: "Wenn ich heute gefragt werde, wo mir der Name Haley zum ersten Mal begegnet ist, erinnere ich an seine Rolle als erster Herausgeber der Zeitschrift ‚Family Process‘. Die unscheinbaren Hefte dieser inzwischen etablierten Zeitschrift – damals alle beige und billig gebunden - lagerten zuhinterst in der Bibliothek der Abteilung für Soziale Arbeit und Sozialwissenschaften an der University of Michigan in Ann Arbor. Sie wurden - als frische Alternative zu den gängigen orthodoxen Psychotherapiemodellen - zum Geheimtip unter uns Studierenden. Die Editorials von Jay Haley waren jedesmal ein Lesegenuss. Er scheute sich zum Beispiel nicht, die sogenannte wissenschaftliche Psychologie mit ihrem Anspruch, 70% Theorie und 30% Praxis zu unterrichten, an der Wirklichkeit ihrer fehlenden Praxisnähe und Fallarbeit zu messen. So etwas konnte in der Kürze und Knappheit seiner Aussagen zynisch wirken, aber weil Jay immer bereit war zu diskutieren - zum Beispiel über die praktischen Folgen sogenannter Wissenschaftlichkeit in der Therapie -, liebten wir seinen Mut. ... Jay war mein wichtigster und herausforderndster Lehrmeister. Ich vermisse ihn." Zum vollständigen Nachruf...

Posted by Tom Levold in Allgemeines, Beiträge at 00:00

Wednesday, January 24. 2007

„Mein Mann befriedigt sich beim Chatten“. Neue Konflikte durch neue Medien

Hartwig Hansen befasst sich in seiner Glosse für systemmagazin mit der Tatsache, dass in Paarberatungen zunehmend die neuen Medien (Handy, Internet usw.) als zu berücksichtigender dritter Faktor auftauchen: "Meine kleine Privatstatistik ‚Warum kommen Paare eigentlich in die Beratung?‘ weist seit Jahren einen gewichtigen neuen Einzelpunkt auf. Er lautet: ‚Ich habe die Mails meines Mannes gelesen ...; Oder: ‚Die Handyrechnung meiner Frau war so hoch, da habe ich mal ihren Einzelnachweis gecheckt. Immer wieder die Nummer dieses Typen aus Süddeutschland.‘ Es ist nicht mehr der Ohrring unter dem Ehebett oder das Haar auf dem Jackett, heute wird andernorts geschnüffelt und nachgeschaut und der erste Teil des Wortes ‚Personal‘ Computer bekommt eine neue Dimension. Der Streit um Privatsphäre und Grenzen in Beziehungen muss neu und anders ausgefochten werden. Und was ist mit dem Internet? Was ‚macht‘ das in und mit der Paarkommunikation?“. systemmagazin eröffnet mit diesem Beitrag eine neue Rubrik: Glossen, verbunden mit der Einladung an Sie, liebe Leserinnen und Leser, Ihre eigenen Texte beizusteuern. Zum vollständigen Text von Hartwig Hansen...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Saturday, January 6. 2007

systemmagazin special: kehraus

Mit dem 37. Text zum Thema "Das erste Mal" geht heute das systemmagazin special zu Ende, das als Adventskalender startete und in dem Tag für Tag bis heute Kolleginnen und Kollegen aus dem systemischen Feld von ihren ersten Therapien oder Supervisionen oder überhaupt über ihre Anfangszeit als unerfahrene, aber wiss- und lernbegierige Professionelle berichteten. An dieser Stelle sei ihnen allen noch einmal herzlich für ihre Beiträge gedankt. Wann immer zukünftig noch jemand gerne einen Beitrag in diesem Zusammenhang publizieren möchte, Seien Sie herzlich dazu eingeladen! Die Reihe wird heute von Tom Levold mit "Halb eingeladen, halb ,genötigt" abgeschlossen. Zum systemmagazin Special...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Friday, January 5. 2007

Korrektur

Im heutigen Beitrag ist durch einen Fehler bei der Endredaktion des Textes von Gisal Wnuk-Gette über ihre Begegnung mit Virginia Satir ein sinnentstellender Fehler in den Text hineingeraten. Gisal Wnuk-Gette wollte natürlich nicht sagen, "dass kunstvolle Interventionen wirksamer als als ‚einfache‘ Lösungen sind", sondern "dass kunstvolle Interventionen als ‚einfache‘ Lösungen am wirksamsten sind" - ein schönes Beispiel dafür, wie sehr ähnliche Sätze völlig verschiedenes zum Ausdruck bringen können (und wie schnell man solche Fehler im Internet auch wieder verändern kann). Zum korrigierten Text kommt man hier...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 15:14

systemmagazin special: Es grenzt vieles an Zauberei und Hexerei

Gisal Wnuk Gette steuert zum systemmagazin special die Erinnerung an ihre erste persönliche Begegnung mit Virginia Satir bei, die einen bleibenden Eindruck hinterlassen hat: "Virginia Satir kommt in den Kurs: groß, stattlich, imposant und sehr amerikanisch, dabei voller Ausstrahlung, für die ich keine Worte habe. Sie nimmt mich sofort in ihren Bann, mit ihrer Art zu reden, uns als Gruppenmitglieder zu ‚berühren‘, über Menschen zu sprechen und zu uns als Menschen zu sprechen. Sie spricht in einer Weise, die mich enorm beeindruckt: mal liebevoll, mal streng, mal laut, mal leise, fast flüsternd, immer intensiv auf den jeweiligen Menschen gerichtet." Zum systemmagazin Special...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Thursday, January 4. 2007

systemmagazin special: „Haben Sie das eigentlich extra gemacht?“

Der dritte Neuautor für systemmagazin in diesem Jahr heißt Hartwig Hansen, Paar- und Familientherapeut und langjähriger Leiter des Psychiatrie-Verlages, der daran erinnert, dass auch das Ambiente in vielen Anfangssituationen noch nicht perfekt ist: "Als wir den „Ort des zukünftigen Geschehens“ betraten, nahmen wir uns fest vor, für das zweite anfragende Paar einen Raum ohne Gymnastikbälle und Gummimatten zu suchen. Eine Studienkollegin verwies uns daraufhin an ihren Lehrtherapeuten, der „scharf auf jede Extra-Mark sei“. So landeten wir für 20 Mark Raummiete in dessen Eineinhalb-Zimmer-Praxis mit unvermeidlich quietschenden Rattan-Sesseln, die neben einer verkümmerten Zimmerpalme offensichtlich noch zur Erstausrüstung der Praxisräume aus den 70er Jahren gehörten. An dieser Stelle kürze ich ab, denn die zahlreichen Geschichten rund um die Suche von angemessenen Beratungsräumen für Ko-Beratungen – in der Folgezeit in weiteren spannenden Kombinationen mit Kolleginnen aus anderen Berufen – würden wahrscheinlich den Artikel ergeben, den ich bisher in einschlägigen Fachpublikationen vergeblich gesucht habe. Wir sitzen also zu viert in den quietschenden Peddigrohr-Sesseln, das Rat suchende Paar B., die gestandene mutige Kinderärztin und ich."Zum systemmagazin Special...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Wednesday, January 3. 2007

systemmagazin special: Dank sei pinkelnden Hunden und windelwerfenden Kleinkindern

Heute gibt es Auskunft über das erste Mal von Sabine Kirschenhofer, Therapeutin am Wiener Institut für Ehe- und Familientherapie, Redakteurin bei der Zeitschrift "systeme" und Neu-Autorin für systemmagazin, von der an dieser Stelle in der nächsten Zeit noch zu hören sein wird. Sie berichtet von ihrer ersten Familiensitzung im Institut: "Es kam eine kurdische junge Frau mit zwei Buben, die Familie spricht untereinander türkisch. Der Kleinere (im Alter von drei) betätigte sich flugs künstlerisch an den Zimmerwänden (ich hatte nicht daran gedacht, das Flipchart samt Stiften vor Eintreffen der Familie in Sicherheit zu bringen); die Mutter war zum einen mit der Einschränkung der Raumeroberung des Kleinen beschäftigt, zum anderen damit, den 8jährigen davon abzuhalten, den kleinen Bruder zu hauen, weil der ja so schlimm war. Schlussendlich entledigte sich der 3jährige vor unseren Augen seiner nicht mehr ganz unbefleckten Windel. Ich fühlte mich recht hilflos, weil so viel passierte, was nicht in mein Skript einer Familientherapiesitzung passte, wo Menschen kommen und reden und Kinder entweder auch sprechen oder eben spielen und auf Papier zeichnen." Zum systemmagazin Special...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Tuesday, January 2. 2007

systemmagazin special: Vielleicht sind unsere Fragen ein bisschen einfacher geworden

systemmagazin begrüßt als erste neue Autorin im neuen Jahr ganz herzlich Cornelia Hennecke aus Berlin, Lehrtherapeutin am Institut für Familientherapie Weinheim. Sie schreibt unter anderem über ein interessantes Trance-Induktions-Phänomen in einem ihrer ersten Familiengespräche: "In einem Familiengespräch hatten wir uns als Ko-Therapeuten wieder mit den unterschiedlichen Sichtweisen und Dynamiken in einer 4köpfigen Familie befasst und viele zirkuläre Fragen gestellt. Außerdem mühten wir uns redlich darauf zu achten, dass alle zu Wort kamen, möglichst gegenseitige Abwertungen schnell unterbrochen wurden, Grenzen eingehalten, zum gegenseitigen Verständnis für unterschiedliche Bedürfnisse ermutigt wurde usw. Dennoch schien die Atmosphäre zäh und angespannt. Insbesondere Vater und Sohn fanden das wohl alles fragwürdig. Nachdem der Vater schon etwa 10 Minuten wieder seine eher schweigsame Seite gezeigt hatte, sprach ihn mein Kollege darauf an: Was ihn wohl gerade beschäftigt? - war die Frage. Zuerst war Schweigen die Antwort. Und dann (mit einem kleinen Augenzwinkern): 'Ich schaue mir gerade ihre Scheuerleisten da unten an. Die sind schlecht gemacht. Das geht wohl auch anders'." Zum systemmagazin Special...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Monday, January 1. 2007

systemmagazin special: wie alles anfang...

Günter Reich aus Göttingen hat von früh an an der Entwicklung der Göttinger familientherapeutischen Arbeitsgruppe um Eckhard Sperling teilgenommen und als Koautor am Buch "Die Mehrgenerationen-Familientherapie" mitgeschrieben. Als Psychoanalytiker ist er vor allem in der psychoanalytischen Familientherapie-Szene aktiv, im systemischen Feld vor allem als Mit-Herausgeber des Kontext aktiv. Heute schreibt er von seiner Anfangszeit in Göttingen: "Problematisch finde ich immer die Einseitigkeit von Erklärungsansätzen. Erst die Verbindung unterschiedlicher Sichtweisen ergibt für mich in der Regel ein zufrieden stellendes Bild von einem Phänomen. Schwierig finde ich, wenn behauptet wird, dass etwas ‚nur so‘ oder ‚nur ganz anders‘ sein kann. Eine ganze Weile gepflegte Polaritäten ‚Vererbung oder Umwelt‘, ‚körperlich oder seelisch‘, ‚interaktionell oder intrapsychisch‘ halte ich für äußerst unproduktiv. Inzwischen sind sie ja auch wohl insgesamt überholt. Ärgern tut mich häufig, dass gerade in unserem Feld Dinge als neu verkauft werden, die eigentlich schon lange gesagt wurden, aber offensichtlich in Vergessenheit geraten sind. Daher finde ich neuere Arbeiten zur Familien- und Paartherapie, zur systemischen Therapie und auch zur Psychoanalyse oft langweilig. Meist ist dies auch eine Folge der oben erwähnten Einseitigkeit." Zum systemmagazin Special...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 15:51

Sunday, December 31. 2006

blinde flecke - eine rückantwort

Vor einiger Zeit veröffentlichte systemmagazin eine Diskussion, die auf der Jubiläumstagung der ÖAS in Wien im September 2006 unter der Überschrift geführt wurde: "Helfen wir unseren Klienten auch beim Widerstand?". Auf diese provokative Frage von Sabine Klar antworteten u.a. Kurt Ludewig und Tom Levold. Nun gibt es eine Antwort von Sabine Klar auf Tom Levolds Beitrag. Die vollständige Diskussion können Sie hier nachlesen... (und vielleicht fällt Ihnen dazu ja auch noch etwas ein?)

Posted by Tom Levold in Beiträge at 11:40

systemmagazin special: Vom Förderkoffer zum Testschrank

Schweißtreibende Erinnerungen hat Andrea Lanfranchi aus Meilen, Lehrtherapeut am Meilener Ausbildungsinstitut für Systemische Therapie für systemische Therapie und Beratung, an seine erste Therapieerfahrung in eigener Praxis: "Die Eltern sind mit ihrem Sohn da und ich schufte wie ein Pferd. Bald stellt sich heraus, dass die Vorstellungen der Eltern über die ‚richtige‘ Erziehung weit auseinander klaffen. Ich verheddere mich in ihrem langen Disput, kann mich aber noch erinnern, ihnen am Ende dieser Sitzung Folgendes auf den Weg gegeben zu haben: Es sei unmöglich und auch nicht nützlich, dass sich beide auf ein identisches Erziehungsmodell einigen. Es sei aber möglich und auch nützlich, dass jeder das Modell des anderen samt den Absichten, die dahinter stehen, sehr gut kenne und auch respektiere lerne (vorausgesetzt, dass es sich um kein irrsinniges Modell handle). Dazu eignen sich gemeinsame Diskussionen, die jedoch in ihrem Fall zeitlich befristet sein müssen, so wie das etwa in der Sauna geschehe (weil irgendwann die Leute beim Schwitzen leiden und nicht mehr reden können...)". Zum systemmagazin Special...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 11:03

Saturday, December 30. 2006

systemmagazin special: 1982 trieb man noch Kotherapie

Günther Emlein, Theologe und Systemischer Therapeut aus Frankfurt, hat auch schon früh Erfahrungen mit Klienten gemacht, die sich theoriwidrig verhielten und damit einer Verbesserung Systemischer Theorie und Praxis zuarbeiteten: "1982 trieb man noch Kotherapie: Zwei Therapeuten wollen gleichzeitig zur Tür herein. Manchmal auch: Beide lassen einander den Vortritt (wenn es mit den Kunden schwierig wird...). Und die Konfusion, weil die Ideen aus heterogenen Welten kamen. Mancher Theorieeintopf war im Grunde genommen ungenießbar; und das einigende Band des neuen Paradigmas hatte zu viele Knoten und die Teile passten einfach nicht zusammen. Von Mara Selvini zu Ivan Boszormenyi-Nagy ist es weit und Helm Stierlin irgendwo dazwischen mit dem Versuch, die Versionen zu versöhnen. Solcherart ausgerüstet ließen wir uns selbst auf die Menschheit los."Zum systemmagazin Special...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Friday, December 29. 2006

systemmagazin special: Eigentlich ist es immer das erste Mal...

Wer Cornelia Tsirigotis in dieser Rubrik bislang vermisst hat, soll sie nicht länger missen. Sie erzählt heute von der Entwicklung ihrer systemisch-familienorientierten Arbeit in Aachen, als Sprachtherapeutin, Lehrerin an einer Schwerhörigenschule, Mitarbeiterin der Frühförderung und als Systemische Therapeutin: "Vor 20 Jahren: Schwerhörigenschule, zweiter Tag. Vorbereitet auf eine Fördergruppe mit lieben Kleinen heißt es plötzlich: Vertretung in Mathe, Hauptschulstufe. Ich hatte weder Buch noch Ahnung. ‚Was Sie hier erzählen, interessiert uns einen Sch...‘ sagen die SchülerInnen und machen alle 14 wie auf Kommando ihre Hörgeräte aus. So sehr ich mich bemühe, mich zu erinnern, ich weiß nicht mehr, was ich gemacht habe. Kurze Zeit später wurde ich Klassenlehrerin in dieser Gruppe und wir hatten bis zu ihrer Entlassung 4 Jahre später eine sehr gute Zeit. Was dabei geholfen hat, dass es so wurde? Respekt, SchülerInnen ernst nehmen, klar sein, präsent bleiben trotz abgeschalteter Hörhilfen, irgend so etwas. Dann kann man sich sogar bei den Schülern ein Mathebuch ausleihen und sagen: ‚weiß ich auch nicht, lasst es uns herausbekommen!.“

Posted by Tom Levold in Beiträge at 08:44

Thursday, December 28. 2006

systemmagazin special: Ich bin in die systemische Beratung und Therapie so hineingewachsen

Hedwig Wagner, Kollegin von Sabine Klar im Institut für Ehe- und Familientherapie in Wien, deren Beitrag gestern im systemmagazin erschien, lässt einige erste Male Revue passieren, unter anderem eine Familie, deren 16jährige Tochter ungewollt schwanger wurde: "Das Anliegen der Familie war, ein Modell zu finden, bei dem die Tochter ihre Verantwortung als Mutter übernehmen konnte, obwohl sie weiter im Haushalt ihrer Eltern leben musste. Die Eltern wollten die Tochter unterstützen, aber für das Enkelkind Großeltern sein und befürchteten, in die Verantwortlichkeit einer Elternfunktion hineingezogen zu werden. Sie hatten Bedenken, ob die Tochter dieser frühen Mutterschaft und Verantwortung gewachsen war. Bei dem ersten Gespräch schlug meine erfahrene Kollegin spontan vor, die Eltern und die Tochter mit ihrem Freund getrennt zu beraten, also in der Beratung ein Modell für die Akzeptanz zweier eigenständiger Paarsubsysteme vorzugeben. Ich sollte als Jüngere die Beratung der Tochter und ihres Freundes übernehmen. Ich war ziemlich nervös vor diesem Gespräch mit dem jungen Paar und kann mich auch nicht mehr erinnern, welche konkreten Ideen dann hilfreich waren. Jedenfalls nach dem dritten, wieder gemeinsamen Zweigenerationengespräch waren die KlientInnen zufrieden und ermutigt, sich der Eltern- bzw. Großelternschaft gewachsen zu sehen. Die von meiner Kollegin vorgeschlagene Veränderung des Settings hatte sich bewährt und ich hatte meine erste Beratung mit einer positiven Rückmeldung bestanden." Zum systemmagazin Special...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:16

Wednesday, December 27, 2006

systemmagazin special: das erste mal

Sabine Klar, deren Vortrag auf der ÖAS-Tagung in Wien vor kurzem im systemmagazin zu lesen war, erzählt heute von ihren Erfahrungen als Quereinsteigerin in die Systemische Therapie – nach einem Studium der Zoologie, Neuro- und Sinnesphysiologie, Psychologie und Völkerkunde: "Ich saß also vor meinen Klienten und hatte – wegen meines Lampenfiebers und meiner Unsicherheit – einen Spickzettel mit zirkulären Fragen in der Hand, den ich allerdings bald weglegte. Neu war für mich, dass ich mich nicht auf die Beobachterposition zurückziehen konnte, sondern die Klienten redend verstehen musste. Zu Beginn tendierte ich dazu, ihnen bloß zusehen und zuhören zu wollen – den Notizblock in der Hand. Eigenartigerweise lief es gar nicht so schlecht – ich interessierte mich halt für diese konkreten Menschen und ihre Probleme. Auf klinisches Vorwissen und methodische Kenntnisse oder Erfahrungen konnte ich sowieso nicht zurückgreifen – also tastete ich mich gemeinsam mit ihnen in äußerst partnerschaftlicher Weise voran und probierte alles mögliche aus." Zum systemmagazin Special...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 01:48

Tuesday, December 26. 2006

Systemmagazin special: das erste Mal

Ulrich Schlingensiepen lebt und arbeitet in Stuttgart als Organisationsberater und Supervisor. Bevor er damit angefangen hat, war er Sozialarbeiter und Familienfürsorger beim Stuttgarter Jugendamt. Davor ein entschlossener Revolutionär. Gerettet hat ihn die Kunst mit ihren kommunikativen Experimenten: "Die Perspektive wechselte ständig, die ‚erste‘ Wirklichkeit als Live-Erlebnis auf der Bühne, die ‚zweite‘ Wirklichkeit direkt dahinter, riesig groß auf Monitoren. Parallelkommunikation durch Elektronik, nannte es Wolf Vostell, nichts blieb, wie es war. Anschließend experimentierte ich in meinen verschiedenen Jobs mit Vielfalt, Möglichkeiten und Perspektivenwechsel. Ein Ausbruch aus dem Ghetto der Eindeutigkeit hinein in die unvermittelte Wirklichkeit der Gegenwart und ich mittendrin als Beobachter 1. Ordnung und Beobachter 2. Ordnung in den Supervisionskontexten. Und: nicht jeder Ausbruch gelingt sofort."Zum systemmagazin Special...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:27

Monday, December 25. 2006

systemmagazin special: das erste mal

Der längste Adventskalender der Welt? Lieber doch nicht. Aber die Idee war so schön, dass nicht alle Beiträge zum "ersten Mal" im Adventskalender unterzubringen waren. Aus diesem Grund wird die Serie noch fortgesetzt, verbunden mit der Einladung an Sie, liebe Leserinnen und Leser, auch Ihre Erinnerungen an das erste Mal als TherapeutInnen, SupervisorInnen usw. aufzuschreiben und im systemmagazin zu veröffentlichen. Am Schluss werden alle Beiträge gemeinsam in einer PDF-Datei veröffentlicht! Aber heute, nach der Bescherung, setzt Verena Kutteneiter, systemische Therapeutin aus Wien, die in der Debatte um systemische und feministische Therapie neue Akzente setzt, die Reihe fort und stellt fest, "dass die schönsten, elegantesten Interventionen (von Profis) nicht immer die (von mir daraus abgeleiteten) entsprechenden Erfolge nach sich zogen. (Das konnte ich beobachten!) Was ich (als frisch ausgebildete) Therapeutin faszinierend fand, war für die Klientin noch lange nicht beeindruckend, geschweige denn, selbst wenn sie es beeindruckend fand, führte es zwangsläufig zu einer positiven Veränderung! So können also überraschenderweise auch die patschertsten, holprigsten Versuche des Anschließens an die Horizonte von Klienten ganz passable Ergebnisse hervorbringen. (Was sich ja im übrigen ohnehin erst oft viel später feststellen lässt, nach drei Wendungen wird „Falsches“ vielleicht doch passend usw.)". Zum systemmagazin Special...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:26

Sunday, December 24. 2006

systemmagazin adventskalender: das erste mal

Barbara Schmidt-Keller und Rudolf Klein sind Lehrtherapeuten der SGST im Saarland und nicht nur schon lange ein Paar, sie haben auch eine lange gemeinsame berufliche Geschichte. In ihrem Beitrag für den Adventskalender berichten sie von einer intensiven Familientherapie - und einer überraschenden Rückmeldung nach 12 Jahren: "Die Familie kam weiter erwartungsvoll, pünktlich und vollzählig zu den vierwöchentlich stattfindenden Sitzungen. Unsere Fragen wurden brav beantwortet, aber es gab weder bei uns noch bei der Familie „Aha-Effekte“. In den streng eingehaltenen Interventionspausen blätterten wir auf der Suche nach neuen Anregungen durch die Kapitel von „Paradoxon und Gegenparadoxon“ wie durch Kochbücher und suchten nach dem ultimativen Rezept. All dies geschah ohne irgendein Zeichen von Besserung der Symptomatik. Und wir steuerten unausweichlich auf die 10. Sitzung zu, nach der eine systemische Therapie – erfolgreich oder nicht - zur Beendigung anstand." Zum systemmagazin Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Saturday, December 23. 2006

systemmagazin adventskalender: das erste mal

Susanne Hilbig vom Niedersächsischen Institut für Systemische Therapie und Beratung rekapituliert ihre Motivation der ersten Jahre ihrer systemischen Weiterbildung, zum Club der Vorbilder zu gehören, was ihr die Überschrift eingab: "Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne, doch vor allem das Durchhalten wird belohnt": "Es dürfte kaum verwundern, dass ich zu Beginn meiner Laufbahn mich geradezu außerstande sah, je das Niveau der bewunderten Vorbilder und Lehrer meiner ‚frühen Jahre‘ Weber, Schmidt, Simon, Retzer, Stierlin, Deissler, später auch Schweitzer, Boscolo und Cecchin, Imber-Black, Penn oder Welter-Enderlin zu erreichen. (und mit ihnen sind bei weitem nicht alle wichtigen Inspiratoren meiner therapeutischen Entwicklung benannt). Aber, ich war (noch) jung und naiv genug, um mich zu sehr darum zu scheren. Eines war mir damals sonnenklar: Ich wollte Teil dieser geistvollen Welt sein. Es drängte mich zunächst nicht so sehr, Techniken zu erlernen, vielmehr hatte ich den Wunsch, zu denen zu gehören, die so virtuos und elegant mit Wirklichkeiten spielen konnten. Wenn ich es recht bedenke, habe ich vorwiegend von den Haltungen meiner Lehrer und Lehrerinnen gelernt." Zum systemmagazin Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Friday, December 22. 2006

systemmagazin adventskalender: das erste mal

Nachdem bis hierher alles strikt nach Reihenfolge der Text-Einsendungen veröffentlicht worden ist, erscheint der Beitrag von Ulrich Clement (Foto: mit zugeknöpftem Hemd) auf dessen Wunsch ausdrücklich am 22.12., ein Wunsch, dem hiermit gerne in der Hoffnung, dass es sein Glückstag ist, entsprochen wird. Thematisch geht es diesmal um den Sinn gewisser Anforderungen an eine therapeutische Kleiderordnung: "Einsichten müssen sich irgendwie materialisieren. Ich habe mir seitdem angewöhnt, bei Therapien nicht zu „casual“ gekleidet zu sein. Natürlich kann man nicht nicht aussehen. Irgendwie sieht man eben aus. Mir ist seitdem das Jackett als Dienstkleidung Teil meiner therapeutischen Rolle geworden. Es "ankert" meine Rollenidentität, indem ich mich selbst daran erinnere, dass ich die Klienten nicht durch meine Erscheinungs-Penetranz von ihrem eigentlichen Anliegen ablenke."Zum systemmagazin Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Thursday, December 21. 2006

systemmagazin adventskalender: das erste mal

Natürlich schreibt auch Fritz B. Simon etwas für den systemmagazin Adventskalender. Und zwar folgendes: "Natürlich schreibe ich nicht über das erste Mal. Eine problematische Formulierung, deren Konnotationen mir im Zusammenhang mit Therapie nicht wirklich gut gefallen (obwohl ich darüber sicher noch einmal nachdenken sollte, denn therapeutische Beziehungen sind ja irgendwie immer eine Art von Intimbeziehungen). Aber ich kann über einen meiner ersten Patienten nach meinem therapeutischen Saulus-Paulus-Erleben sprechen. Schon sehr wenige Tage, nachdem ich begonnen hatte, in der Psychiatrie als Stationsarzt zu arbeiten (wie damals üblich: ohne jede psychotherapeutische Ausbildung), fing ich an, nach einem theoretischen Modell zu suchen, dass mir nicht nur Beschreibungen der Psychopathologie von Patienten und – in einigen wenigen Fällen – auch Erklärungen für deren auffallendes und als symptomatisch bewertetes Verhalten lieferte, sondern auch einen Rahmen, anhand dessen ich zwischen sinnvollen (therapeutisch nützlichen) und nicht sinnvollen Interventionen meinerseits unterscheiden könnte. Irgend jemand hatte mir damals – es ist mehr als 30 Jahre her – das Buch „Lösungen“ von Paul Watzlawick und seinen Kollegen vom Mental Research Institute in Palo Alto geschenkt. Etwa nach der Hälfte der Lektüre begann ich nach dem Modell zu arbeiten – und eines meiner ersten „Opfer“ war der Patient, über dessen gescheiterte Therapie ich hier berichten will." Zum systemmagazin Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Wednesday, December 20, 2006

systemmagazin adventskalender: das erste mal

Auch Kurt Ludewig hat irgendwann mal angefangen. Genau genommen war er 28 und absolvierte während seines Psychologie-Studiums in Hamburg eine gesprächstherapeutische Ausbildung. Eindrücklich, als wäre es heute, schildert er seine erste Begegnung mit einem Klienten: "Erbarmen! Da sitzt einer, ein relativ junger Mann, blass, dunkelblond, in hellbeigem Anzug. Anfang 30 wird er sein, sieht nett, ungefährlich aus. Ob er meiner ist, oder wartet er vielleicht auf jemand anderes. Ich gehe mit bewussten, Sicherheit vortäuschenden Schritten auf ihn zu: "Warten Sie auf mich... eh... sind Sie Herr X?". Er schaut mich freundlich, mit traurig-ängstlichen Augen an und nickt mir zu. Ich reiche ihm die Hand und bin erstaunt, seine ist noch kälter und nasser als meine. Hat er Angst? Etwas vor mir? Ich lade ihn in den Therapieraum, biete ihm einen Stuhl an und frage irgend etwas, was das Gespräch in Gang bringen soll, jetzt aber nicht mehr rekonstruieren kann. Heute hätte ich vermutlich gefragt, wobei ich ihm helfen könnte. Ob es damals für Studenten, die GT lernen wollten, andere Formeln gab, kann ich beim besten Willen nicht mehr erinnern. Über irgend welche Wege, die ich ebenso wenig rekonstruieren kann, erfahre ich, dass sein Problem das Stottern sei. An dieser Stelle erinnere ich mich, dass ich das Tonbandgerät einschalten soll. Er ist einverstanden, obwohl ich ihm sicher alle möglichen Gründe angeboten habe, das abzulehnen. Er ist ohnehin bereit, alles, was ich ihm vorschlage, mitzumachen."Zum systemmagazin Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Tuesday, December 19. 2006

systemmagazin adventskalender: das erste mal

Wiebke Otto und Hans Schindler, die gemeinsam mit Gisela Hildisch 1989 das Bremer Institut für systemische Therapie und Supervision gründeten, begleiten sich einander seit dieser Zeit in professioneller Hinsicht und haben sich entschieden, für den systemmagazin Adventskalender in einem Dialog über ihre systemtherapeutische Anfangszeit – zunächst in der "Solidarischen Psychozialen Hilfe e.V.", einem Bremer Selbsthilfeprojekt – nachzudenken: " Hans: An eine (...) Paartherapie habe ich eine ganz besondere Erinnerung. Mit dieser Geschichte versuchen wir heute noch unseren WeiterbildungsteilnehmerInnen Mut zu machen. Es war die dritte oder vierte Sitzung und ich hatte mit den ersten drei Fragen – siehe oben allparteiliche Formulierungen - die beiden so aufeinander ‚gehetzt‘, dass wir ganz irritiert waren. War das ihre Energie oder mein Unvermögen? Um dies zu prüfen, baten wir die KlientInnen aufzustehen, noch einmal ins Wartezimmer zu gehen. Wir wollten das Gespräch noch einmal neu beginnen. Und siehe da, der zweite Start verlief anders – nach unserer Einschätzung damals sehr viel konstruktiver.

Wiebke: Dann fällt mir noch unsere erste Therapie mit einer psychiatrischen Klientin ein. Sie kam nach einem kurzen Aufenthalt in der Psychiatrie in unsere Beratungsstelle. Auch diese Gespräche führten wir zu zweit. Lange fiel es uns schwer, Hypothesen für den Sinn ihres ‚verrückten‘ Verhaltens in der Krise zu finden. Nach mehr als 30 Terminen hatten wir plötzlich eine Hypothese, die uns die Situation der verschiedenen Geschwister und des Vaters mit der Krise der Klientin in Verbindung bringen ließ. So begeistert wie wir plötzlich über unsere Idee war, so sehr ernüchterte uns der Blick auf unseren bisherigen Aufzeichnungsberg: ‚Boscolo oder Cecchin wäre auf diese Idee spätestens in der zweiten Sitzung gekommen‘ war der Satz unseren behutsamen Selbstabwertung."Zum systemmagazin Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Monday, December 18. 2006

systemmagazin adventskalender: das erste mal

Irgendwie ist es kein Wunder, dass die "Wunderfrage" nicht immer gelingt - sonst wäre es ja wirklich eine Wunderfrage. Johannes Herwig-Lempp schildert seinen ersten Versuch, die Wunderfrage zu stellen, die er von Insoo Kim Berg so überzeugend vorgeführt bekommen hatte: "Irgendwie schaffte ich es in der Aufregung dann nicht, die Frage genau so zu stellen, wie ich sie mir zuvor überlegt hatte, aber die Eltern verstanden sie trotzdem und antworteten sogar. Ich konnte noch zwei oder drei der Folgefragen stellen, die ja eigentlich diese Wunderfrage erst wirkungsvoll werden lassen. Aber nun wurde es noch holpriger – ganz anders, als ich es bei Insoo Kim Berg gesehen hatte! – und nach einigen Minuten verlor ich völlig den Faden. Ich war verwirrt und durcheinander und gab die Wunderfrage schließlich auf. In meiner Not konnte ich das Gespräch dann in eine andere Richtung lenken und irgendwie zu Ende bringen." Zum systemmagazin Adventskalender...

Posted by Tom Levoid in Beiträge at 00:00

Sunday, December 17. 2006

systemmagazin adventskalender: das erste mal

Heute erzählt Joachim Hinsch, Leiter des Instituts für Ehe- und Familientherapie an der Praterstraße in Wien und Vorsitzender der Österreichischen Arbeitsgemeinschaft für Systemische Therapie und Systemische Studien ÖAS, von den Anfangszeiten als Paartherapeut am Institut, die er als recht lebendig im Gedächtnis hat: "Ehepaar Z. ist mir noch in lebhafter Erinnerung: In der ersten Stunde ging es um ihren Streit, den wir auch in der zweiten Stunde nicht schlichten konnten. In der dritten Stunde war plötzlich das Bettnässen des Sohnes das Thema, das zwar in der vierten, aber nicht mehr in der fünften Stunde wichtig war. Dafür drängte sich das Thema auf, ob der Mann so viel arbeite, weil er sich eigentlich vor dem Familienleben drücke. Diese Frage wurde abgelöst von der Notwendigkeit der Entscheidung, ob die älteste Tochter in den Ferien nach Amerika fahren dürfe."Zum systemmagazin Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Saturday, December 16. 2006

Systemmagazin adventskalender: das erste mal

Haja Molter erinnert sich an seine kalifornische Lehrzeit bei George Bach Anfang der 70er Jahre: "Ich erinnere mich gut an eines der ersten Male, wo ich innerhalb eines Marathons für Paare von George den Auftrag bekommen hatte, eine therapeutische Sitzung mit einem texanischen Lastwagenfahrer durchzuführen. Meine therapeutischen Fähigkeiten hatte ich bis dahin nur in Rollenspielen in der Ausbildung zum Gesprächstherapeuten während meines Studiums in Köln ausprobieren können. Jim, der texanische Lastwagenfahrer und imposante Zwei-Meter-Mann sprach ein breites Amerikanisch mit unverwechselbarem texanischem Akzent. Zu dieser Zeit war ich noch darauf konzentriert, mich in die amerikanische Alltagssprache einzuhören und amerikanisch sprechen zu lernen. Ich konnte einfachen Konversationen halbwegs folgen."Zum systemmagazin Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Friday, December 15. 2006

systemmagazin Adventskalender: das erste mal

Gerda Mehta aus Wien, Lehrtherapeutin der ÖAS und Dozentin an der Wiener Sigmund-Freud-Universität, schildert den positiven Effekt, den die Rückmeldungen einer erfahrenen Kollegin und leitenden Sozialarbeiterin des Jugendamtes für sie als Jugendamtspsychologin in einem nicht gerade einfachen Kontext auf ihre weitere Entwicklung hatte: "Diese Rückmeldungen meiner Frau Kaufmann schmeichelten mir. Diese feinfühligere erfahrene Frau fand für mich die richtigen Worte, die mir gut taten und ich genoß sie, auch wenn ich wußte, wie stümperhaft ich die KlientInnen verstand, sie ja gar nicht beraten konnte, sondern mir ad hoc irgendwelche Erfindungen einfielen. Denn meine Hilflosigkeit machte mich erfinderisch. Nie ergänzte sie mit ihrem Wissen, nie korrigierte sie oder nahm die Geschichte in ihre Hand! Zumindest habe ich es so in Erinnerung!" Zum systemmagazin Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Thursday, December 14. 2006

systemmagazin adventskalender: das erste mal

Jürgen Wessel ist ein vielseitig begabter Lehrer, Supervisor und Berater. Er arbeitet als selbstständiger Coach im eigenen Beratungsunternehmen. Seine Supervisions-Lehrjahre verbinden ihn eng mit dem aachener Institut ibs und Heinz Kersting, die das Rüstzeug für seinen Praxisstart vermittelten: "Die eigene hohe Bereitschaft zur Arbeit (über das Kersting'sche Motto hinaus – oder ihm mitunter gar entgegengesetzt) durchaus gewahr, aufgrund der Anfangssituation vermeintlich perfekt vorbereitet, leitete ich die Sitzung nach der Begrüßung mit der Frage ein: „Was möchten Sie heute für sich tun?“ Die Reaktion der Supervisandin kann als weiteres Indiz für das systemische Paradigma der Selbstorganisation oder das von Foerster'sche Modell der nicht-trivialen Maschine herhalten: Sie brach in Tränen aus."Zum systemmagazin Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Wednesday, December 13. 2006

systemmagazin Adventskalender: das erste Mal

Nicht alle Erinnerungen an das erste Mal sind lang bzw.: manche können auch ganz kurz erzählt werden. Jochen Schweitzer liefert einen lakonischen short cut mit seinen Notizen über eine Paarberatung im Rahmen eines Sozialprojektes in einem Gießener Armutsstadtteil: "Soweit ich mich erinnere, hatten wir damals vier Gespräche. Zwei fanden im Büro statt, zwei in der Zweizimmerwohnung der beiden - dort immer mit viel Anteilnahme von Nachbarn, die rein und raus kamen. Richtige aufsuchende Familientherapie eben. Wir machten auch schon Co-Therapie, meine Co-Therapeutin hatte auch gerade Psychologie zuende studiert."Zum systemmagazin Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Tuesday, December 12. 2006

systemmagazin adventskalender: das erste Mal

Wer denkt beim "ersten Mal" nicht erst mal an Sex? Zumal es in Therapien eben auch oft um Sex geht. Dörte Foertsch, Lehrtherapeutin am BIF Berlin, erinnert sich an ihre Ausbildungszeit unter Live-Supervision und die etwas ins Stocken geratene Therapie mit einem Paar: "Etwa in der achten Sitzung waren unsere Ideen erschöpft und der Lehrtherapeut schlug vor, dass alle im Team eine Hausaufgabe nennen sollten, egal ob sie passte oder nicht. Wir hatten damals noch keine direkte Sprechverbindung in den Raum wie heute, so wurden die Therapeuten jeweils herausgeklopft wenn das Team eine Mitteilung an die Familie machen wollte. Ich bekam also die ganze Liste des Teams an Vorschlägen mitgeteilt und gab diese bereitwillig weiter, vergaß nur immer den Vorschlag des Lehrtherapeuten. Heimlicher Widerstand gegenüber dem Mann, der nicht mehr sagen will wo es lang gehen soll? Peinlichkeit, unmögliche Hausaufgaben mitzugeben? Vier, fünfmal ging es hin und her zwischen mir und dem Team, bis ich nur noch die eine Aufgabe sagen sollte. Mein Lehrtherapeut bestand nun mittlerweile auch darauf, der Frau mitzugeben, sie solle in Parks spazieren gehen und dabei heimlich Liebespaare beobachten. Mir war die Aufgabe nicht nachvollziehbar und auch unangenehm, ich brachte sie endlich etwas stockend im Therapieraum heraus und ahnte schon die Empörung darüber." Zum systemmagazin Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Monday, December 11. 2006

systemmagazin adventskalender: Das erste Mal

Wolfgang Loth sammelte seine ersten Berufserfahrungen in weitgehender weiblicher Umgebung: als Heimpsychologie in einem von Nonnen geleiteten Mädchenheim. "Zwischenzeitlich erhielt ich einen Auftrag, der mir wie ein Himmelfahrtskommando vorkam. Der Auftrag: eine Gruppe von Mädchen in die Stadt zu bringen, sie dort kontrolliert zum Freigang zu entlassen und anschließend alle wieder ins Heim zurückzubringen. Ich wusste nicht, wie das gehen sollte, wusste stattdessen aus den Gesprächen mit den Mädchen, was sie alles dafür taten, aus diesem geschlossenen Ding herauszukommen. Ich hielt das damals für einen Auftrag. Vielleicht vertrete ich deswegen jetzt so nachhaltig die Position, dass von einem Auftrag erst dann gesprochen werden könne, wenn beide, bzw. alle Seiten ihm zugestimmt haben... Das war kein Auftrag, das war eine Anordnung. Ich hatte den Ehrgeiz, alle wieder ins Heim zurückzubringen. Ich wusste nicht, wie das gehen sollte. Auch jetzt wüsste ich es nicht. Allerdings weiß ich, dass ich alle wiedertraf, einvernehmlich, zahm und gerührt, vor dem Schaufenster eines Ladens für Brautmode. Da lernte ich den Nutzen vertrauter Symbole kennen, auch wenn ich mir diese selbst nicht ausgesucht hätte."Zum systemmagazin Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, December 10. 2006

systemmagazin adventskalender: das erste mal

Heute lesen Sie im systemmagazin Adventskalender einen Beitrag von Edelgard Struß aus Köln, die sich auf die Suche nach verschiedenen möglichen ersten Malen als Supervisorin begeben - und Lehren daraus gezogen - hat: "In Momenten von Unsicherheit, gefühlter Unprofessionalität und Blockade hat es selten geholfen, mir meine Vorbilder in Sachen Supervision vorzustellen. Besser funktioniert es, wenn ich kurz so tue, als wäre ich als unerfahrene und verwirrte Supervisorin unterwegs mit mir selbst als vollständig unerfahrener und vollständig verwirrter Supervisorin. Diese vollständig unerfahrene Kollegin berate ich dann kurz mal und versuche, sie ein bisschen auf Distanz bringen zu ihren Affekten. Und meistens entdecke in ihren verwirrenden Gefühlen und Gedanken eine brauchbare Idee. „Hör mal, das mit der Ansteckung und den psychischen Krankheiten ist eigentlich sogar ein gutes Stichwort. Mach doch was damit!".Zum systemmagazin Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Saturday, December 9. 2006

systemmagazin Adventskalender: das erste Mal

Wilhelm Rotthaus, der Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Systemische Therapie und Familientherapie (DGSF), war langjähriger Leiter der Klinik für Kinder- und Jugendlichenpsychiatrie in Viersen und hat bundesweite Aufmerksamkeit mit seinem dort entwickelten Modell einer systemisch orientierten stationären kinder- und jugendpsychiatrischen Vorgehensweise erzielt. Aber auch in Viersen fand vieles irgendwann einmal zum ersten Mal statt. Wilhelm Rotthaus erinnert sich an die frühen Jahre: "Recht abenteuerlich waren unsere damaligen Versuche mit Teamsupervision. Wir merkten, dass die Beziehungen im Team für den reibungslosen Ablauf der Arbeit von großer Bedeutung waren, fanden aber niemanden, der Erfahrung mit Teamsupervision hatte; an eine Finanzierung durch die Klinik für ein derartig sonderbares Unterfangen war nicht zu denken. Teamgespräche fanden dann zunächst ohne Supervisor statt, selbstverständlich im Kreis mit Kissen auf dem Boden sitzend. Wir hatten keine Ahnung, dass es Unterschiede geben könne zwischen Selbsterfahrungsgruppen und Teamgesprächen in einem Arbeitskontext. So genannte encounter-Gruppen waren damals weit verbreitet, und so erhoben wir ganz selbstverständlich die Forderung, jeder müsse in dieser Runde sein Innerstes offenbaren. Zwar gewannen wir noch einen Pfarrer, der sich als Supervisor anbot. Aber auch der hinderte uns nicht an vielen wechselseitigen Verletzungen, die beispielsweise in Ausstoßungsprozessen geschahen. In späteren Jahren haben einige, die damals an diesen Sitzungen beteiligt waren, sich lange gewehrt, als Teamsupervision auf allen Stationen eingeführt werden sollte." Zum systemmagazin Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Friday, December 8. 2006

systemmagazin Adventskalender: Das erste Mal

Ulrich Sollmann ist Sozialwissenschaftler, Körperpsychotherapeut (Bioenergetik) und Berater und Coach in Wirtschaft und Industrie. Bekannt geworden ist er durch seine Analysen der Körpersprache von Politikern und anderen Personen des öffentlichen Lebens. Im Adventskalender berichtet er von der ernüchternden Erfahrung als Gründer eines Institutes in den 70er Jahren, die auf seine Begeisterung für die Encounter-Bewegung folgte: "Gestärkt durch den 68er-Ausbruch, die gute Sensitivity-Füllung und die Verführung durch eigene Omnipotenzphantasien, hatte ich zusammen mit Kollegen ein Weiterbildungs-Institut gegründet, um genau das, was wir selbst als so toll und überzeugend erlebt hatten, weiter zu tragen. Natürlich wollten wir auch eine schöne Mark damit verdienen. Aber bereits der Anfang unserer Unternehmung zeigte, wie blind wir für unsere eigene Allmächtsphantasie waren. Ein stattliches Institut musste her, bevor überhaupt der erste Praxisschritt getan war. Ein Institut verschafft einem ja schließlich Geltung oder zumindest gefühlte Macht. Hatten wir zumindestens so geglaubt! Im Rahmen unseres Instituts wollten wir Seminare und Workshops zu unterschiedlichen Themen aus dem Bereich der humanistischen Psychologie anbieten. Im Glauben, dass das, was uns gut getan hatte, auch anderen Menschen gut tun würde. Müsste? Jetzt, selbst in der Rolle als Seminarleiter tätig zu sein, hieß: Für eine schöne Erfahrung nicht Geld zu bezahlen, sondern selbst über die Bestimmung der Honorarhöhe im eigenen Geldsäckel verfügen zu können. Wir bestimmten einfach einen Teilnehmerbeitrag. Dabei ließen wir uns wohl eher von einem damals noch nicht entdeckten Größen-Selbst leiten als durch marktgerechte Einschätzung der Situation. Wir suchten überschlägig nach einem Preis. Ohne im entferntesten darüber nachzudenken, worin der Wert unserer Arbeit überhaupt bestehen würde, für den dieser Preis bezahlt werden sollte." Zum systemmagazin Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Thursday, December 7, 2006

systemmagazin Adventskalender: Das erste Mal

Heidi Neumann-Wirsig, Lehrende Supervisorin und Organisationsberaterin aus Mannheim, erinnert sich im systemmagazin Adventskalender an ihre erste Supervisionsitzung im Jahre 1978: "Vor Beginn der ersten Sitzung hatte ich mich selbst und die Beratungsecke (eine alte Couch, 2 Sessel und ein kleiner runder Tisch) vorbereitet und den Cassettenrecorder aufnahmebereit aufgestellt. Ich hatte auch Kaffee gekocht. Und ich war aufgeregt. Diese Aufregung versuchte ich mit gezeigter Sicherheit in den Griff zu bekommen. H. war pünktlich. Wir begrüßten uns herzlich. Ob H. ebenfalls aufgeregt war, weiß ich nicht (mehr). Ich war viel zu sehr mit mir selbst beschäftigt, um noch auf die Befindlichkeit von H. achten zu können. Mein Annahme war, dass sie mir bereits supervisorische Kompetenz zuschrieb, und dem entsprechend wollte ich mich verhalten. Ich fühlte mich auch schon ein wenig als Supervisorin. Und Supervisorin zu sein, war etwas besonderes."Zum systemmagazin Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Wednesday, December 6. 2006

systemmagazin Adventskalender: Das erste Mal

Hans Lieb, Lehrtherapeut am Institut für Familientherapie Weinheim, erinnert sich an eine Lehrzeit ohne große Lehrer: "Meine ersten therapeutischen Versuche habe ich 1978 als Praktikant in einer psychosomatischen Klinik gemacht. Ich habe das überlebt, bestanden und bin dort durch viele positive Bestärkungen von Kollegen und Leitern mutiger und in meinem Selbstbild gefestigter geworden. Ich habe kein entmutigendes Trauma und hatte das Glück, keine großen Modelle vorgesetzt bekommen zu haben (was mir zwar auch fehlte, aber eben auch etwas ersparte), weder als Person, noch als fertiges Curriculum, noch sonstwie. Meine ‚ersten Male‘ als Therapeut haben nur meine Mitpraktikanten und die Patienten erlebt und wir fanden uns gegenseitig schon recht gut." Zum systemmagazin Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Tuesday, December 5. 2006

systemmagazin Adventskalender: Das erste Mal

Jürgen Hargens schildert seine selbstorganisierten Lehrjahre, die nach einer ersten Anstellung als Psychologe bei einem Träger der freiwilligen Erziehungshilfe und einer abgeschlossenen Lehrerausbildung Ende der 70er Jahre begannen: "Angefangen hat es als Idee während der Arbeitslosigkeit. Ein Kollege und ich hatten in den siebziger Jahren WATZLAWICKs Menschliche Kommunikation sowie Lösungen gelesen und dann das Buch der von ihm erwähnten SELVINI-PALAZZOLI Paradoxon und Gegenparadoxon. Ich meine mich zu erinnern, dass SELVINI's Buch uns nicht nur begeisterte, sondern uns überaus „natürlich“ vorkam – gewissermaßen die einzige Art zu arbeiten. Wir waren fasziniert und gingen einfach daran, unsere Faszination umzusetzen. Ich eröffnete meine Praxis im Jahre 1979 – zunächst als einen Kleinstbetrieb mit zwei Tagen Öffnungszeit – und wir suchten Kontakt zu Familien, um mit ihnen so zu arbeiten." Zum systemmagazin Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Monday, December 4, 2006

systemmagazin Adventskalender: Das erste Mal

Corina Ahlers, Lehrtherapeutin und bis Sommer 2006 Vorsitzende der Österreichischen Arbeitsgemeinschaft für Systemische Therapie und Systemische Studien ÖAS in Wien, blickt auf ihre erste Live-Supervision im Rahmen ihrer systemischen Ausbildung 1983 zurück, ein Ereignis mit Hindernissen, das in einem Wiener psychiatrischen Krankenhaus stattfinden sollte: "Meine Ausbildungsgruppe und meine beiden Auszubildner warteten an jenem Samstag Vormittag mit mir oben auf der Station und die Familie kam und kam nicht... Wäre ich nicht auf einer intuitiven Ebene zutiefst davon überzeugt gewesen, dass diese Klientin mich nicht im Stich lassen würde, wäre ich nicht mit dem Auto bis an die Pforte gefahren: Dort, vor dem Eingang des Spitals wartete ratlos die Familie ... mit einem Hund! Sie hatten ihn gerade erst erworben und der Portier liess sie nicht vorbei, weil Tiere im Spital nicht erlaubt waren. Ich fing also meine Live-Supervision an, indem ich mich mit der Familie beriet, wie wir nun vorgehen könnten. Schliesslich bog ich mit meinem Auto um die Ecke, wo uns der Portier nicht sehen konnte. Dort stieg die Familie ein, und der Hund wurde auf den Boden gedückert (er war ziemlich gross). So beladen fuhr ich dann am Portier vorbei und oben auf der Station konnten wir dann unbehindert hinein, dort warteten ja meine Komplizen (für die lang ersehnte Live-Supervision). Da das grosse Ereignis in der Bibliothek stattfand, erfuhren diensthabende Ärzte und Schwestern weiter nichts von unserem Vorhaben, das waren die guten alten Zeiten einer verschlafenen chronischen Psychiatrie im „Psychiatrischen Krankenhaus Baumgartner Höhe“, auch unter „Lemonberg“ (wegen der goldenen Kuppel der Otto Wagner Kirche) oder „Guggelhupf“ (der Kuchen mit dem drinnen und draussen) bekannt."Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, December 3. 2006

systemmagazin Adventskalender: Das erste Mal

Arist von Schlippe führt den Adventskalender heute fort mit Erinnerungen an seine erste Arbeitsstelle als Psychologe in der Kinder- und Jugendpsychiatrie: "Es war am 2.1.1977 als ich meine erste Stelle antrat, in einer Kinder- und Jugendpsychiatrischen Klinik in Norddeutschland. Ich wurde begrüßt, vorgestellt und man zeigte mir mein Zimmer. Auf meinem Schreibtisch lag ein Formular über die Aufnahme eines 12-jährigen Jungen, ich weiß bis heute, wie er heißt. Auf dem Zettel stand die Diagnose ‚Enkopresis‘ und darunter der Vermerk, dass die Krankenkasse eine Kostenübernahme für 14 Tage stationären Aufenthalt in der Klinik zugesagt habe. Es überlief mich heiß: ich wusste so gerade eben, was das Wort bedeutete. In meinem ganzen Studium war mir dieses Störungsbild nie begegnet, ich hatte – als im Studium voll ausgebildeter Gesprächspsychotherapeut zwar schon mehr Ausbildung als manche meiner Mitabsolventen. Aber wie sollte ich es anstellen, ich musste ja nun ‚machen‘, dass das Kind innerhalb von 2 Wochen nicht mehr in die Hose machte! Ich fühlte mich völlig überfordert, dachte daran, wegen erwiesener Unfähigkeit nun gleich meine Kündigung einzureichen, hier war ich jedenfalls fehl am Platze!" Wie es dann doch gut weiter ging, lesen Sie imsystemmagazin Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Saturday, December 2. 2006

Systemmagazin Adventskalender: Das erste Mal

Nach der Eröffnung des systemmagazin Specials am gestrigen Tag kommt heute Rosmarie Welter-Enderlin zu Wort, die von ihren Lernerfahrungen als Studentin in den USA berichtet, in den aufregenden Pionierzeiten der Familientherapie: "Wir jungen Therapeutinnen und Therapeuten schwankten zwischen Eltern- und Schulbeschuldigung. Manchmal belasteten wir die Eltern, vor allem die Mütter, und im Handumdrehen wieder die Lehrerinnen und Lehrer der Junior High School, in der wir ihren Unterricht von weissen und schwarzen Kindern scharf beobachteten, mit Papier und Bleistift deren Interaktionen mit dem Lehrpersonal kodierten und diesem ‚random reinforcement‘ beibrachten. Das bedeutete schlicht, dass die Kinder Anerkennung nicht ‚verdienen‘ mussten, sondern meistens und unvorhersehbar bekamen. Gregory Bateson, unser grosses Vorbild, war damals in Hawaii und lehrte uns, dass Delphine mit unverdientem Fisch, wie er ‚random reinforcement‘ nannte, weit besser lernten als mit vorhersehbarer Belohnung. Ich glaube übrigens noch heute an diese Theorie und vertrete sie in Therapien und beim Unterrichten. Dann kam Jay Haley aus Philadelphia zu uns. ‚Systemisch‘ würde man Haleys Ansatz vielleicht heute nennen. Aber Haley liess sich niemals in eine Schablone pressen! Ich fand es wunderbar, wie er immer den roten Faden im Netz von Kind, Eltern und Geschwister, Schule und Gemeinde fand – und auch ärgerlich, wenn mir das nicht so schnell gelang wie ihm. In seiner trockenen Art lehrte Haley uns, dass Wissenschaft ohne Kunst und Kunst ohne Wissenschaft wenig taugen. Er war Kommunikationsforscher und weder Psychiater noch Psychologe oder Soziologe, dafür hell wach und unbekümmert gegenüber ‚heiligen‘ therapeutischen Theorien."Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Friday, December 1. 2006

systemmagazin Adventskalender: Das erste Mal

In vielen Kursen und Seminaren mache ich immer wieder die Erfahrung, dass zahlreiche TeilnehmerInnen, die noch am Anfang ihrer beruflichen Entwicklung stehen oder noch in Weiterbildung sind, angesichts ihres relativen Mangels an Erfahrung trotz aller positiver Konnotation und Ressourcenorientierung schnell entmutigt sind oder das Gefühl bekommen, das, was sie bei ihren Lehrern bzw. Trainern beeindruckt, selbst nicht erreichen zu können. An Erlebnisse dieser Art kann ich mich natürlich selbst noch gut erinnern, auch wenn das schon eine Weile zurückliegt. Jedenfalls hat mich diese Erfahrung angeregt, bei erfahrenen systemischen Kolleginnen und Kollegen nachzufragen, wie es denn ihnen mit ihrem professionellen "ersten Mal" als TherapeutInnen, BeraterInnen und SupervisorInnen ergangen ist. Wie sind die Erinnerungen an den ersten Fall, die erste Beratung, Therapie oder Supervision? In welchem Kontext stand die berufliche Entwicklung, was war das Rüstzeug, was war hilfreich, was war hinderlich, was war großartig, was einfach peinlich? Und was von alledem hat sie im Verlauf der Zeit als Ressource begleiten können? Viele KollegInnen haben auf meine Anfrage reagiert und das Ergebnis ist ein besonderes systemmagazin-special, das im Gewand eines Adventskalenders daher kommt. Wenn diese Geschichten Mut machen und einladen, in jedem Anfang nicht nur die Mühsal, sondern auch den Zauber sehen zu können, haben sie ihren Zweck erfüllt. Wunderbarerweise ist der Kalender bereits jetzt schon so gut gefüllt, dass er auch nach dem 24.12. weitergeführt werden wird. Wenn Sie schon jetzt Lust haben oder sich durch die Beiträge angesprochen fühlen, einen eigenen Text über Ihr "erstes Mal" zu verfassen, freue ich mich sehr auf Ihre Beiträge! Den Anfang macht eine junge Wiener Kollegin, Birgit Dorninger-Bergner, die gerade erst ihre freie Praxis eröffnet hat und von ihrer Aufregung beim ersten Klientenkontakt berichtet. Freuen Sie sich auf Beiträge von Rosmarie Welter-Enderlin, Arist von Schlippe, Corina Ahlers, Wilhelm Rotthaus, Joachim Hinsch, Kurt Ludewig, Susanne Hilbig, Heidi Neumann-Wirsig, Ulrich Clement, Fritz Simon, Satuila und Helm Stierlin, Sabine Klar u.v.m., täglich an dieser Stelle! Zum Adventskalender...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Saturday, November 25. 2006

Psychotherapie als soziale Veranstaltung

Der dritte Beitrag zum systemmagazin-Special "Helfen wir unseren Klienten auch beim Widerstand?" (s. Eintrag vom 23.11.) stammt von Tom Levold, der einige vorläufige Überlegungen für eine Positionsbestimmung von Psychotherapie in der aktuellen gesellschaftlichen und sozialen Umbruchssituation "zwischen Affirmation und Kritik" anbietet: "Ich bin der Ansicht, dass Systemische TherapeutInnen gegenwärtig sehr viel von den aktuellen Diskursen einer systemischen Sozialarbeitswissenschaft lernen können, ... in denen nicht nur versucht wird, den gesellschaftlichen Standort psychosozialer Hilfen mit systemtheoretischen Instrumenten zu ermitteln, sondern auch die damit verbundenen ethischen und normativen Fragen zu rekonstruieren. (Es) lassen sich manche Beiträge zum Diskurs der sozialen Arbeit in Bezug zur Psychotherapie setzen, auch wenn sich von Auftragslage, Methoden und Haltungen her klare Unterschiede benennen lassen. Unabhängig davon sind nämlich beide Funktionssysteme der Gesellschaft, deren Aufgabe darin besteht, Hilfen für Personen zur Verfügung zu stellen, deren Teilhabe an gesellschaftlicher Kommunikation problematisch erscheint, bedroht ist oder gar nicht mehr existiert." Der Aufsatz befasst sich mit der problematischen Gegenüberstellung von Individuum und Gesellschaft und der damit verbundenen Idee individueller Unfreiheit, in einem zweiten Schritt wird auf die grundsätzliche Ambivalenz der gegenwärtigen Verhältnisse sowie der Beschreibungen dieser Verhältnisse hingewiesen, die die Einnahme eindeutiger Positionen verunmöglicht. Anschließend wird Psychotherapie als Funktionssystem beschrieben, das sich von anderen gesellschaftlichen Funktionssystemen nachdrücklich dadurch unterscheidet, dass sie ihren Gegenstand in der „ganzen Person“ hat. Daraus resultieren abschließende Überlegungen zu den Werten, die systemische Psychotherapie womöglich Klienten als auch der Gesellschaft gegenüber vertreten kann und soll. systemmagazin ist gespannt und freut sich auf Diskussionsbeiträge der LeserInnen.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Friday, November 24. 2006

PsychotherapeutIn, bleib bei deinem Leisten

Nachdem gestern ein Vortrag von Sabine Klar zum Thema "Helfen wir unseren KlientInnen auch beim Widerstand?" veröffentlicht wurde, der auf dem ÖAS-Kongress im September in Wien gehalten wurde, können Sie heute die Erwiderung von Kurt Ludewig unter dem Titel: "PsychotherapeutIn, bleib bei Deinem Leisten" lesen. Er hat alle von Klar aufgeworfenen Fragen im Einzelnen beantwortet. Auf die Frage nach der Hilfe zum Widerstand antwortet er: "Manchmal wird es sinnvoll sein, ihnen zu helfen, die Macht der Lebensumstände zu erkennen, um dann besser entscheiden zu können, wie sie damit umgehen werden. Ich halte es andererseits für einen guten Aspekt der Psychotherapie, dass ich meine KlientInnen weder zur Auflehnung aufrufen noch zum Ertragen und Aushalten bewegen muss. Denn es ist letzten Endes ihre Sache, zu klären, was sie wollen, was sie dafür benötigen und was sie bereit sind, dafür einzusetzen." Morgen, am 25.11. können Sie an dieser Stelle einen Beitrag von Tom Levold mit dem Titel "Zwischen Affirmation und Kritik. Psychotherapie als soziale Veranstaltung" lesen. Weiter gilt die ausdrückliche Einladung an Sie, liebe Leserinnen und Leser, eigene Beiträge und Kommentare zur Diskussion im systemmagazin beizusteuern.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Thursday, November 23. 2006

Helfen wir unseren KlientInnen auch beim Widerstand?

Der Jubiläumskongress des Instituts für Ehe- und Familientherapie (30 Jahre) und der Österreichischen Arbeitsgemeinschaft für Systemische Therapie und Systemische Studien (ÖAS, 20 Jahre) am 22. und 23. September 2006 in Wien zum Thema "Blinde Flecken oder Ich sehe nichts, wo Du was siehst" (Clemens und Danielle Stieger berichteten darüber im systemmagazin) bot nicht nur einen interessanten Rückblick auf die vergangenen Jahrzehnte (mit den Vorträgen von Corina Ahlers, Joachim Hinsch und Rosmarie Welter-Enderlin), sondern stellte auch die Frage, inwiefern sich systemische PsychotherapeutInnen in aktuelle gesellschaftspolitische Diskurse einmischen sollen, die nicht selten im blinden Fleck des Nicht-Beobachteten bzw. des Nicht-Beobachten-Wollens verschwindet. Diese Debatte wurde von Sabine Klar, Lehrtherapeutin der ÖAS, angeregt und durch einen durchaus provokativ gedachten Vortrag angestoßen, der auf dem Kongress von Kurt Ludewig, Marie Luise Conen und Tom Levold kommentiert und beantwortet wurde. In der anschließenden Podiumsdiskussion ergab sich eine angeregte Diskussion mit dem Publikum. Mit freundlicher Genehmigung der ÖAS veröffentlicht systemmagazin heute den Text von Sabine Klar mit dem Titel: "Helfen wir unseren KlientInnen auch beim Widerstand? Zum Spannungsfeld zwischen modernen Mythen und menschlichen Bedürfnissen". Morgen, am 24.11. können Sie an dieser Stelle die Antworten von Kurt Ludewig lesen, am 25.11. den Text von Tom Levold (Der Text von Marie-Luise Conen folgt zu einem späteren Zeitpunkt), verbunden mit der ausdrücklichen Einladung an Sie, liebe Leserinnen und Leser, die Debatte mit eigenen Beiträgen und Kommentaren fortzuführen, die das systemmagazin gerne dokumentieren wird.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 09:41

Friday, August 25. 2006

"Selvini hat nie mit Studenten gearbeitet, das mochte sie nicht"

Haja Molter stellt für das Interview-Archiv des systemmagazin zwei Parallel-Interviews zur Verfügung, die er 1990 mit Gianfranco Cecchin und Luigi Boscolo geführt hat, in denen es u.a. um ihren Entwicklungsprozess von einer Kybernetik der 1. Ordnung zur Kybernetik 2. Ordnung, ihre wechselseitige Beobachtung und ihre (europäische) Abgrenzung zum (US-amerikanischen) lösungsorientierten Ansatz Steve de Shazers geht. Gianfranco Cecchin, der 2004 in einem Autounfall ums Leben kam, macht den Unterschied zwischen ihm und Luigi Boscolo einerseits und Mara Selvini Palazzoli andererseits an der verschiedenen Haltung zum Expertentum fest: "Unser Denken hängt von dem Kontext ab, wo wir arbeiten. Luigi und ich, wir arbeiten mit Studenten, das gab uns die Gelegenheit, dass sie uns kritisierten. Das gab uns die Gelegenheit, unterschiedliche Gruppen zu haben, unterschiedliche Ebenen der Beobachtung. Selvini hat nie mit Studenten gearbeitet, das mochte sie nicht. Sie bleibt immer in der Position der Autorität, sie ist die Expertin und die Studenten sind es nicht. Also ich denke, Studenten zu haben, die mit Familien arbeiten, das schafft einen enormen Lernkontext, um aus der Position des Experten herauszukommen. Ich denke, die Position von Selvini ist immer noch die Position des Experten. Sie liebt diese Position – und die kann ja auch sehr nützlich sein, es ist ja auch die Position von Jay Haley, Minuchin, strategischer Therapie."

Luigi Boscolo nimmt eine gewisse Zwischenposition ein: "ich denke, Gianfranco legt den Akzent mehr auf den Beobachter, er vernachlässigt zu sehr das beobachtete System. Es stimmt schon für mich, dass ich mich von einem Denken der Kybernetik erster Ordnung zu einem zweiter Ordnung bewegte, aber für mich liegt doch eine bestimmte Bedeutung in den Typologien des beobachteten Systems, ich denke immer noch, es gibt irgend ein Muster, das der Beobachter sieht, natürlich färbt er es mit seinen eigenen Ideen, Vorurteilen, Theorien, aber es muss irgend ein Muster geben, es gibt eine Wirklichkeit außerhalb." Zu den vollständigen Interviews...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00